



Nr. 96, Dezember 2013

Klassenanalyse und Intelligenz heute

Deppe - **Neue Periode sozialer Unruhen?**/Boris - **Sozialstruktur und Intelligenz**/Bischoff & Müller - **Schrumpfende „Mitte“**/ Bultmann - **Hochschultrends**/Krug - **IT-Beschäftigte**/Burkhardt - **Intelligenz in den Gesundheitsberufen**/Heinemann - **Lehrberufe: Prekarisierung und Professionalisierung**/ Geschonneck & Zeise - **Politisierung unter veränderten Studienbedingungen**/ Peter - **„Intellektuelle von unten“**/ Salomon - **Repolitisierung der Kunst?**

Aktuelle Gewerkschaftsprobleme

McCluskey - **Arbeiterklasse in Großbritannien**

Marx-Engels-Forschung

Goldschmidt - **„Kommunismus“ - falsch verstandener Begriff?**/Müller - **Fundierte Kritik**

Krise in Süd- und Osteuropa

Becker - **Krise und Sozialproteste in Osteuropa**/Knolle - **Lehren aus der Wirtschaftskrise in Südeuropa**

China-Studien

Goldberg - **Staatlicher Wettbewerbskapitalismus**/Peters - **Chinas Entwicklung**

Und: Czesleba & Tjaden - **Entwicklungsgeschichte des Konzepts „Ökosozialismus“**

Sowie: Diskussion, Kritik, Zuschriften; Berichte; Buchbesprechungen

Kapitalismus in der BRD – Neoliberaler Umbau, Alternativen, Kräfte der Veränderung

7. Winterkolloquium der Heinz-Jung-Stiftung in Verbindung mit
Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung

Vorträge – Lektüre und Arbeitsgruppen – Diskussion – kulturelles Abendprogramm

Frankfurt/M., Haus der Jugend, 10. – 14. März 2014

Themen: Ökonomie und Strategie des BRD-Kapitals/Die Bundesrepublik im Rahmen des globalen Kapitalismus – Klassenverhältnisse und Alltagsbewusstsein, Arbeitsbeziehungen und soziale Auseinandersetzungen – Staat, Demokratie und Recht/Herrschaftssystem der BRD – Kampf um Demokratie, soziale Bewegungen, sozialistische Perspektive

U.a. mit: Ulrich Brinkmann/Trier; Frank Deppe/Marburg; Richard Detje/Hamburg; Klaus Dörre/Jena; Jörg Goldberg/Frankfurt a.M.; Hermann Klenner/Berlin, Norman Paech/Hamburg, David Salomon/Frankfurt a.M.; Conrad Schuhler/München; Fanny Zeise/RLS Berlin, Lukas Zeise/Frankfurt a.M..

Die Tagung richtet sich an Studierende. **Anmeldung erforderlich.** Tagungsbeitrag **50,- Euro.** Info & Anmeldung: redaktion@zme-net.de



Informativ, knapp und klar:

Ossietsyky

Die Schaubühne seit 1905
Die Weltbühne seit 1918
Ossietsyky seit 1998



Ossietsyky – die Zeitschrift, die mit Ernst und Witz das Konsensgeschwafel der Berliner Republik stört.
Informativ, knapp und klar: *Ossietsyky*

Ossietsyky erscheint alle zwei Wochen im Haus der Demokratie und Menschenrechte, Berlin – jedes Heft voller Widerspruch gegen angstmachende Propaganda, gegen Sprachregelung, gegen das Plattmachen der öffentlichen Meinung durch die Medienkonzerne, gegen feigen Selbstbetrug.

Bestelladresse:
Verlag Ossietsyky GmbH
Weidendamm 30 B
30167 Hannover
Fax 0511 - 21 55 126
ossietsyky@interdruck.net

Jahresabo / Geschenkabo
25 Hefte € 58,- (Ausland € 94,-),
Halbjahresabo / Geschenkabo
12 Hefte € 32,-
Jahresförderabo € 104,-
Halbjahresförderabo € 75,- www.ossietsyky.net

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

**Vierteljahresschrift
24. Jahrgang
Heft 96 (Dezember 2013)**

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heininger
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. Jörg Goldberg, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch,
Dr. David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Dr. Gerd Wiegel

5 Editorial

Klassenanalyse und Intelligenz heute

Frank Deppe

8 Eine neue Periode sozialer Unruhe?

Dieter Boris

**19 Langfristige Trends der Sozialstrukturentwicklung
als Hintergrund der Intelligenzanalyse**

Joachim Bischoff / Bernhard Müller

**27 Klassen heute: gesellschaftliche „Mitte“ schrumpft
Folgen für die politischen Kräfteverhältnisse**

Torsten Bultmann

**38 Heutige Entwicklungstrends an den Hochschulen
vor dem Hintergrund früherer 'Intelligenzdebatten'**

Hans-Jürgen Krug

44 Klassenanalyse und Intelligenz – Das Beispiel EDS/HP

Wolfram Burkhardt

50 Die Rolle der Intelligenz in den Gesundheitsberufen

Karl-Heinz Heinemann

**56 Widersprüchliches im Lehrberuf: Prekarisierung und
Professionalisierung**

Anne Geschonneck / Simon Zeise

**63 Chancen sozialistischer Politisierung unter veränderten
Studienbedingungen**

Lothar Peter

**68 Der Tod des „alten“ Typs des Intellektuellen und die
Entstehung eines neuen Typs des „Intellektuellen von unten“**

David Salomon

71 Repolitisierung der Kunst?

Aktuelle Gewerkschaftsprobleme

Len McCluskey

**78 Arbeiterklasse in Großbritannien: Bewegung,
Politik und Protest**

Marx-Engels-Forschung

Werner Goldschmidt

- 90 **‘Kommunismus’ – ein falsch verstandener Begriff?**
Überlegungen zur Dialektik von Individualität und Kollektivität bei Marx (Teil I)

Klaus Müller

- 106 **Fundierte Kritik**
Anmerkungen zu W. F. Haug „Das ‚Kapital‘ lesen. Aber wie?“

Die Krise in Süd- und Osteuropa

Joachim Becker

- 114 **Krise, Anti-Krisen-Politiken und soziale Proteste in Osteuropa**

Helmut Knolle

- 131 **Lehren aus der Wirtschaftskrise in Südeuropa**

Neue China-Studien

Jörg Goldberg

- 136 **Staatlicher Wettbewerbskapitalismus in China**
Anmerkungen zu ten Brink, Chinas Kapitalismus

Helmut Peters

- 139 **Chinas Entwicklung: Geschichte und Gegenwart**
Anmerkungen zu Aglietta/Bai, China's Development. Capitalism and Empire

Weitere Beiträge

Rolf Czeskleba-Dupont / Karl Hermann Tjaden

- 146 **Zur Vor- und Entwicklungsgeschichte des Konzepts
„Ökosozialismus“**

Diskussion, Kritik, Zuschriften

Rudi Walther

- 159 **Postmoderner Linksradikalismus**
Anmerkung zu Lothar Peter, Z91

Tilman Rosenau

- 161 **Marxismus – was nun?**
Fragen im Anschluss an Wolfgang Küttler, Z93

Heinz-J. Bontrup

- 168** **Debatte um Arbeitszeitverkürzung**
Bemerkung zu Richard Detje / Klaus Pickshaus / Sybille Stamm, Z95

Rolf Geffken

- 171** **Über eine eingeschränkte Sicht auf gewerkschaftliches
Bewusstsein und betriebliche Aktionsbereitschaft**
Anmerkungen zu Richard Detje u.a., Z95

Berichte

Falk Prahl

- 177** **Die Hegemonie des Neoliberalismus brechen – für eine linke
Transformationsstrategie**
Frankfurt/M., 16. bis 18. August 2013

181 **Buchbesprechungen**

Männer und Frauen der 48er Revolution (Helmut Meier zu Walter Schmidt [Hrg.])
 Wilhelm Liebknecht Studien (Georg Fülberth zu Wolfgang Schröder)
 Ein Leben im 20. Jahrhundert (Manfred Weißbecker zu Mario Kessler)
 Außenpolitik Polens 1918-1939 (Werner Röhr zu Holger Michael)
 Der Rechts- und Sozialstaat in der Klassengesellschaft (Hermann Klenner zu Andreas
 Fischer-Lescano / Joachim Perels / Thilo Scholle [Hrg.])
 Das Ende der DDR-Geschichtswissenschaft (Alexander Bahar zu Werner Röhr)
 Der freiheitlichste Staat, den es nie auf deutschem Boden gab (Phillip Becher zu
 Karl Unger)
 Europäische Währungsunion am Ende (Sonja Mangold zu Lucas Zeise)
 Europa: Nationalismus, Ausgrenzung und Krise (Kai Eicker-Wolf zu Sebastian
 Friedrich / Patrick Schreiner [Hrg.])
 Rechtspopulisten auf dem Vormarsch (Patrick Ölkrug zu Phillip Becher)
 Der Kongo: ein Bild der Welt von morgen? (Jörg Goldberg zu David van Reybrouck)
 Zum Begriff der Kunst (Edgar Radewald zu Thomas Metscher)
 Utopie, Kritik und Glücksversprechen (Guido Speckmann zu „jour fixe initiative“)

221 **Autorinnen und Autoren, Übersetzer**

49 **Impressum**

Editorial

Der Themenschwerpunkt dieser Ausgabe versammelt Beiträge des Kolloquiums „Klassenanalyse und Intelligenz heute“, das im April 2013 in Frankfurt am Main stattfand (siehe den Tagungsbericht in Z 94, Juni 2013). Anfang der 1970er Jahre hatte das Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) im Zusammenhang mit seiner großen Klassen- und Sozialstrukturanalyse auch die Frage nach den Bündnisbeziehungen zwischen dem „Kern der Arbeiterklasse“ und der Intelligenz diskutiert. Das Kolloquium zielte darauf, diese Fragen unter aktuellen Blickwinkeln neu aufzunehmen.

Wir haben es heute weltweit mit einer „neuen Periode sozialer Unruhe zu tun“, konstatiert *Frank Deppe* einleitend. Ähnlich wie 1968ff. könnte es sich um Bewegungen von historischer Tragweite handeln, jedoch rücken auch die Unterschiede zu 1968 ins Blickfeld. Wieder spielen die „Kinder der großstädtischen Mittelklassen“ eine wichtige Rolle in diesen äußerst heterogenen Bewegungen; aber anders als damals dominiert in ihrem Denken und Handeln die begründete Angst vor dem sozialen Abstieg. Bei der Aufgabe, die verschiedenen Strömungen eines Blocks von subalternen Kräften in einer antikapitalistischen Strategie zusammenzuführen, kann nicht umstandslos auf die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts zurückgegriffen werden.

Dieter Boris skizziert die wichtigsten Trends der sozialstrukturellen Entwicklung seit den 1970er Jahren: Das schnelle Wachstum des Dienstleistungssektors, den Rückgang der Arbeiterbeschäftigung, die allgemeine Erhöhung des Bildungs- und Qualifikationsniveaus mit der starken Ausweitung des Sektors der Intelligenz, die Ausdehnung der weiblichen Erwerbsbeteiligung, die zunehmend ungleiche Verteilung der Einkommen und Vermögen sowie die Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse als dauerhafte, miteinander verflochtene Trends. Boris wie auch Deppe konstatieren, dass im Verlauf der genannten Prozesse die Orientierung auf die zentrale Rolle der Arbeiterklasse, auf welche sich die Intelligenz als Massenschicht beziehen sollte, weiter relativiert worden ist.

Joachim Bischoff und *Bernhard Müller* setzen sich kritisch mit dem populären Begriff der „gesellschaftlichen Mitte“ auseinander. Während in der alten Bundesrepublik jahrzehntelang der optimistische Glaube dieser Mittelschicht an sozialen Aufstieg durch Leistung und Qualifikation dominierte, habe die Herausbildung des Finanzmarktkapitalismus nun aber zu einer massiven Erosion dieser „Mitte“ und zu einer Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse geführt. *Torsten Bultmann* bezieht sich auf die in den 1970er Jahren entwickelte These von der Herausbildung einer sozialen Massenschicht der Intelligenz. Auch heute noch wachse diese Schicht weiter. In dem Maß, wie akademische Qualifikation zur Regelberufsausbildung wird, könnte, so Bultmann, die Frage nach dem Verhältnis von Arbeiterklasse und Intelligenz tendenziell obsolet werden. Stattdessen könnte die Trennungslinie zwischen der hochqualifizierten Arbeit in Produktion und Dienstleistung auf der einen und dem Prekariat auf der anderen Seite verlaufen.

Praktische Erfahrungen zu den Ansätzen und Schwierigkeiten politischer Aktivierung von IT-Beschäftigten widerspiegeln sich im Beitrag von *Heinz-Jürgen Krug* am Beispiel des IT-Unternehmens Electronic Data Systems/Hewlett Packard (EDS/HP) am – inzwischen geschlossenen – Standort Rüsselsheim. Hier zeigt sich konkret, wie sich die z. B. von Bultmann beschriebene Entwicklung hochqualifizierter Arbeit zum Normalfall auswirkt, wenn sie den kapitalistischen Verwertungsbedingungen unterworfen wird.

Der Gesundheitssektor ist – auch auf Grund seines enormen Wachstums – ein anderer wichtiger Bereich, in dem Intelligenzberufe heute eine zentrale Rolle spielen. *Wolfram Burkhardt* zeigt, wie sich hier Politisierungsansätze aus dem Widerspruch zwischen dem humanen Anspruch des öffentlichen Gemeinwens und der privatkapitalistischen „inneren Landnahme“ dieses Sektors ergeben. Die widersprüchliche Entwicklung der Lehrberufe zwischen Prekarisierung und Professionalisierung thematisiert *Karl-Heinz Heinemann*. Heute noch mehr als in den Jahren nach 1968 sei die Fähigkeit dieser wachsenden Teilgruppe der Intelligenz, professionelles Wissen und Handeln kritisch zu hinterfragen, ein Ansatzpunkt für Politisierung. Wo liegen die Chancen für sozialistische Politisierung bei den heutigen Studierenden unter den veränderten, durch Prekarisierung geprägten Studienbedingungen, fragen *Anne Geschonneck* und *Simon Zeise*. Politisierungsansätze sehen sie vor allem in Forderungen nach Demokratisierung der Hochschulen, die jedoch Teil einer gesamtgesellschaftlichen Auflehnung gegen die Offensive des Kapitals werden müssten.

In all diesen gruppenspezifischen Prozessen haben wir es auch mit der Herausbildung eines neuen Typs des Intellektuellen zu tun. Im Zuge der raschen Vergesellschaftung von Wissen und Kultur, so *Lothar Peter*, entsteht ein neuer Typ der „Intellektuellen von unten“. Sie entwickeln ihr kritisches Engagement ausgehend von den Problemen und Konflikten, mit denen sie in ihrer alltäglichen Praxis konfrontiert sind. *David Salomon* fragt nach Reaktionen von Künstlern auf die gesellschaftliche Krise. Er geht in seinem Beitrag von einem Begriff „politischer Ästhetik“ aus. Während die letzten Jahrzehnte weitgehend von einer Entpolitisierung der Kunst geprägt gewesen seien, sieht Salomon gegenwärtig Ansätze zu einer Repolitisierung – insbesondere in der Literatur und im Theater.

Len McCluskey, Vorsitzender der größten britischen Gewerkschaft „Unite“, plädiert in einem der Erinnerung an Ralph Miliband gewidmeten Beitrag für eine konfliktorientierte gewerkschaftliche Klassenpolitik, die auch das Bündnis mit den neuen Protestbewegungen sucht und sich auf kommunaler Ebene für die Prekären und Ausgeschlossenen öffnet.

Marx-Engels-Forschung: Im ersten Teil seiner Studie zum Kommunismus-Begriff rekonstruiert *Werner Goldschmidt* die „Dialektik von Individualität und Kollektivität“ als zentrales Problem des Marxschen Verständnisses von Kommunismus. Im Zentrum stehe bei Marx und Engels die „volle und freie Entwicklung

jedes Individuums“ als Grundprinzip der dem Kapitalismus folgenden „höheren Gesellschaftsform“. Goldschmidt geht den Marxschen Überlegungen zu Individualitätsentwicklung und Gesellschaftsformationen nach und wird sich im zweiten Teil ihrer Bedeutung für den heutigen „High-Tech-Kapitalismus“ zuwenden. Die „Neue-Marx-Lektüre“ (NML) hat einerseits das Verdienst, jüngeren Menschen den Weg zu Marx eröffnet zu haben. Andererseits aber hat sie versucht, Marxismus und Arbeiterbewegung zu trennen, indem sie den Praxisbezug bei Marx ausklammert. *Klaus Müller* widmet sich diesem Thema in einer ausführlichen Besprechung von W. F. Haugs Buch „Das ‚Kapital‘ lesen. Aber wie?“ *EU-Krise*: Die Krise der kapitalistischen Integration Europas, der EU und der Euro-Zone bleibt Dauerthema in *Z. Joachim Becker* diskutiert in seinem Beitrag die Auswirkungen der Krise in Osteuropa. Er zeigt u. a., wie sich Anti-Krisen-Politiken und soziale Proteste in diesen Staaten unterscheiden. Einen interessanten Einzelaspekt der EU-Krise greift *Helmut Knolle* auf: In der wirtschaftlichen Dynamik, die der Anschluss der Mittelmeeranrainer Griechenland und Spanien (ähnlich wie Portugal) an die EU dort ausgelöst hatte, wurde der notwendige wirtschaftliche Strukturwandel in Richtung auf Stärkung der produzierenden Wirtschaft verpasst – mit den bekannten Folgen.

China-Studien: Das chinesische Wirtschaftswachstum und seine Widersprüche beeinflussen die Fähigkeit des kapitalistischen Weltsystems, die aktuelle Krise zu überwinden. *Jörg Goldberg* und *Helmut Peters* besprechen zwei Bücher, die beide den Charakter der aktuellen chinesischen Gesellschaftsformation diskutieren und deren Entwicklungstendenzen abschätzen. Generell kritisieren die Rezensenten das Fehlen eines konsistenten Kapitalismusbegriffs der Autoren.

Weitere Beiträge: *Rolf Czeskleba-Dupont* und *Karl Hermann Tjaden* zeigen in einem Überblick über Positionen von Marx bis zu zapatistischen Aktivisten, wie das Verhältnis zwischen Mensch und übriger Natur im Konzept des Ökosozialismus von der marxistischen und radikalen Linken thematisiert wurde. Heute wird dieser „zweite Widerspruch des Kapitalismus“ meist in Form von Kritik am Wirtschaftswachstum und dessen kapitalistischen Triebkräften diskutiert.

Außerdem in diesem Heft: Mehrere Beiträge zu Gewerkschaftsfragen, zu postmodernem Linksradikalismus und theoretischen Fragen der Kapitalismusedwicklung in der Rubrik Diskussion, Kritik, Zuschriften, ein Tagungsbericht sowie zahlreiche Buchbesprechungen.

Redaktionsinternes: Aus beruflichen Gründen ist Guido Speckmann aus der Redaktion ausgeschieden. Er hat seit September 2004 (Z 59) zum Redaktionsteam gehört. Wir danken ihm herzlich für seine langjährige engagierte und kompetente Mitarbeit und wünschen ihm für seine neuen beruflichen Pläne alles Gute. Der Schwerpunkt des März-Heftes 2014 (Z 97) ist dem Thema „Musik und Gesellschaft“ gewidmet.

Frank Deppe

Eine neue Periode sozialer Unruhe?¹

Das Jahr 2011 wird inzwischen weithin als eine „politische Zäsur“ anerkannt, als eine „Schwelle“, die mit den Jahren 1968 oder 1989 vergleichbar sein könnte (Kraushaar 2012). Der Ökonom Joseph Stiglitz (2012: 9) schrieb im Vorwort seines Buches über den „Preis der Ungleichheit“: „Es gibt Momente in der Geschichte, in denen sich anscheinend überall auf der Welt Menschen erheben, um zu sagen, dass etwas nicht in Ordnung ist, und um Veränderungen zu fordern. So geschah es in den turbulenten Jahren 1848 und 1968, die jeweils einen Umbruch und den Beginn einer neuen Ära markierten. Das Jahr 2011 wird sich vielleicht als ein Datum von ähnlicher Tragweite erweisen.“ Auch der britische Journalist Paul Mason (2013: 65), der 2011 zu den Brennpunkten der Bewegungen reiste, bemüht den historischen Vergleich: „Es gibt starke Parallelen – vor allem mit dem Jahr 1848 und der Welle der Unzufriedenheit, die dem Jahr 1914 vorausging. Aber, es liegt etwas in der Luft, das historische Parallelen verbietet: etwas Neues, das mit der Technologie, dem Verhalten und der populären Kultur zu tun hat. Es handelt sich sowohl um das Aufblühen kollektiver Aktionen zur Verteidigung der Demokratie, als auch um die Wiederkehr von Kämpfen der Armen und Unterdrückten; aber, was passiert, dreht sich ebenso um die erweiterte Macht des Individuums.“ Mason und Stiglitz beziehen sich auf den „arabischen Frühling“, der in Tunesien begann und sich – nach dem Sturz des autokratischen Präsidenten – in Nordafrika ausbreitete. „Der Selbstmord eines jungen Straßenhändlers löst in Tunesien einen Aufruhr aus, der sich wie ein Flächenbrand über die meisten arabischen Staaten ausbreitet und schließlich als ‚Arabischer Frühling‘ Tausende junger Leute in den unterschiedlichsten Ländern der Erde dazu ermuntert, ebenso gewaltlos wie fantasievoll gegen die Bankenkrise und soziale Ungerechtigkeit zu protestieren.“ (Kraushaar 2012: 27)

In Südeuropa nahm der Widerstand gegen die Armut, die Austeritätspolitik und das EU-Regime schärfere Formen an – in Griechenland und in Portugal nahmen Millionen von Menschen an Generalstreiks und Massendemonstrationen gegen die Regierung und die EU teil. Die Anzahl und der Umfang der gewerkschaftlichen Streiks und Protestaktionen haben seit 2008/09 deutlich zugenommen (Schmalz/Weinmann 2013). In Spanien formierte sich die Bewegung der „Empörten“ (Indignados), die am 15. Mai 2011 die Puerta del Sol besetzten, um u.a. „Echte Demokratie jetzt!“ zu fordern. In Tel Aviv, in Chile, aber auch in Russland (vor den Präsidentenwahlen) kam es zu Massendemonstrationen, bei denen überwiegend junge Menschen gegen Prekarität, so-

¹ Dieser Artikel basiert auf dem – teils gekürzten, teils erweiterten – Schlusskapitel des neuen Buches von Frank Deppe, *Autoritärer Kapitalismus. Demokratie auf dem Prüfstand*, Hamburg 2013, VSA-Verlag.

ziale Ungleichheit, hohe Mieten, hohe Kosten eines privatisierten Bildungssystems und/oder gegen die Aushöhlung der Demokratie durch die herrschenden Parteien, gegen Korruption und Willkür protestierten. Dieser Protest manifestierte sich schließlich im September/Oktober 2011 vor dem Zentrum des globalen Finanzmarktkapitalismus, der Wall Street in New York, wo die Occupy Wallstreet-Bewegung ihr Camp aufschlug und die Idee verkündete, „die Wall Street als das ikonische Zentrum des globalen Kapitalismus zu besetzen“ (Kraushaar 2012: 71). Diese Bewegung wiederum strahlte in andere Städte der USA und weltweit aus; in Deutschland haben große „Blockupy-Demonstrationen“ zur Europäischen Zentralbank in Frankfurt die zentralen Themen der Protestbewegungen aufgegriffen. Während sich in Nordafrika – vor allem in Ägypten – nach dem Sturz des Alten Regimes und bei ersten Wahlen mit den Siegen muslimischer Kräfte neue Widerspruchskonstellationen – verbunden mit neuen Kämpfen zwischen den verschiedenen Kräften und religiösen Strömungen – ankündigen und die Bewegungen in Südeuropa und den USA 2012 vorerst abgeklungen sind, haben im Jahre 2013 in der Türkei und in Brasilien – völlig unerwartet angesichts der dynamischen Entwicklung beider Ländern in den vergangenen Jahren – junge Menschen massenhaft gegen die Regierung, gegen Korruption, gegen soziale Ungerechtigkeit, gegen Prekarität sowie gegen politische Repression protestiert (Boris 2013). Immer wieder werden diese Bewegungen mit der brutalen Gewalt der staatlichen Sicherheitsorgane konfrontiert, die z. B. in der Türkei mit äußerster Härte gegen die Demonstrationen vorgehen. Die Erfahrung mit der Krise und der Austeritätspolitik sowie mit den Grenzen des Krisenmanagements haben gewiss Anlässe für solche Bewegungen geliefert; dennoch haben diese jeweils eine Vorgeschichte, in der allgemeine und regional und lokal spezifische Determinanten zusammenwirken.

Unterschiede und Wechselwirkungen der Bewegungen

Auf den ersten Blick geraten natürlich die Unterschiede zwischen den Bewegungen ins Blickfeld. Die Massenbewegungen und Revolten im arabischen Raum fordern den Sturz autokratischer Regime – oft von Familienclans, die sich schamlos bereichert haben. Seit dem Ende des Kalten Krieges und der Sowjetunion haben vor allem die USA – unterstützt von ihren westeuropäischen Alliierten – solche Regime (und ihre Armee) als Stabilitätsfaktoren in der Region gehalten. Die Unterstützung Israels wie auch der Kampf gegen terroristische Tendenzen im Islamismus (Al Quaida u.a.) legitimierte solche Allianzen. Diese autokratischen Regime, meist von ehemaligen Armeeeoffizieren geführt, vertraten einst durchaus progressive – anti-imperialistische – Ziele (wie die Entwicklung des Landes, Hebung des Volkswahlstandes, Bildungsreformen, Erschließung der Rohstoffe des Landes, arabische Einheit usw.), die mit den Erwartungen breiter Bevölkerungsteile übereinstimmten. Gerade am Beispiel Ägyptens wird jedoch deutlich, wie die Staatsklasse und die Sicherheitsapparate – als Stützen der Diktatur von Mubarak – seit gut zwei Jahrzehnten sich in die neoliberale Politik des „Washington Consensus“ einfügten:

durch die Privatisierung von Staatseigentum (verbunden mit der Bereicherung der Spitzen der Staatsklasse) und die Öffnung des Landes zum Weltmarkt und zu den Weltfinanzmärkten, die die Abhängigkeit von Weltmarktpreisen einerseits, Krediten und direkten Staatshilfen aus den USA andererseits nach sich zog. Zur gleichen Zeit nahm im eigenen Lande die Polarisierung zwischen Arm und Reich zu. Die Megastädte mit ihren Slums wurden zu Hochburgen der Islamisten (in Ägypten der Muslimbrüder), die nicht nur religiös-ideologisch, sondern auch über sozial- und bildungspolitische Initiativen in den Armenvierteln und auf dem Lande ihre Anhängerschaft vergrößerten. Der Anteil der Jugendlichen, die eine bessere Ausbildung erhielten, aber auf dem Arbeitsmarkt marginalisiert sind, hatte deutlich zugenommen.

Nach dem Sturz des Ben-Ali-Regimes in Tunesien gewannen vor allem die Massendemonstrationen auf dem Tahir-Platz in Kairo Bedeutung, die den Sturz Mubaraks einleiteten. Sie strahlten in weitere Länder des arabischen Raumes aus (Jemen, Bahrain; Libyen, Syrien) und inspirierten die Bewegungen, die sich im Verlauf des Jahres 2011 in der EU, dann in den USA entwickelten. In Griechenland und Portugal hatte sich zwischen 2009 und 2011 die Zahl der Streiks und Generalstreiks erhöht. Angesichts der Ohnmacht der Massenproteste – die sich in Portugal z.B. in einem Sieg einer rechten Parteienkoalition bei den Parlamentswahlen spiegelte – waren bald erste Zeichen einer Erschöpfung des klassisch-gewerkschaftlichen Widerstandes zu erkennen. Außerdem waren viele Gewerkschaften bereit, sich in krisenkorporatistischen Deals mit der Regierung und den Kapitalverbänden zu einigen. Nun entstanden Protestbewegungen wie die Indignados in Spanien, die sich überwiegend aus jungen Menschen mit einem hohen Ausbildungsniveau zusammensetzten. Deren Protest forderte nicht den Sturz der Regierungen bzw. einen Regimewechsel. Er richtete sich gegen die Aushöhlung der Demokratie, gegen Korruption im politischen System, gegen die Macht der Banken und der Finanzmarktakteure, gegen den Abbau von sozialen Sicherungen, gegen den Skandal zunehmender Armut, gegen die Arbeitslosigkeit von Jugendlichen und von Universitätsabsolventen, gegen die Ausweitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse usw. usf. In England, wo im Jahre 2010 eine Koalitionsregierung von Konservativen und Liberaldemokraten die Labour-Regierung von Gordon Brown abgelöst hatte, kam es als Reaktion auf die massiven Kürzungen im Sozialbereich und die Erhöhung der Studiengebühren für die Universitäten zu massiven Protesten, wie sie das Land lange nicht gesehen hatte: Im März 2011 erlebte London die größte Demonstration der Gewerkschaften mit fast 400.000 Menschen gegen die Sparpolitik der Regierung; im November protestierten 10.000 Studierende massiv gegen die Erhöhung der Studiengebühren und die Kürzungen für den Wissenschaftsbereich. Im gleichen Jahr kam es immer wieder zu „riots“ – Straßenprotesten, Plünderungen, Konflikten mit der Polizei – in den von Migranten bewohnten Armenvierteln der großen Städte. Auch hier explodiert die Gewalt von jungen Menschen, die keine Perspektive haben, täglich mit Diskriminierung und Polizeigewalt konfrontiert werden. Überall – auch außerhalb der Gettos – ist die Jugendarbeitslosigkeit

drastisch angestiegen – in den südlichen Krisenländern erreichte sie inzwischen die 50 Prozent-Marke. In den „sozialen Brennpunkten“ der Großstädte, auch der „Banlieues“ in Frankreich, ist diese Marke längst überschritten. Immer wieder mischen sich in den neuen Protestbewegungen Sozialproteste, die staatliche Gewaltpolitik, Kriminalität/Plünderungen auf der einen und auf der anderen Seite die Kritik aus der Zivilgesellschaft, die eine Erneuerung der Demokratie im Sinne der Selbstbestimmung des Volkes und eine Umgestaltung der Wirtschaftsordnung fordern, mit dem Ziel, die Macht des Finanzkapitals zu beschränken und der Politik des Neoliberalismus ein Ende zu bereiten.

Trotz der gewaltigen Unterschiede zwischen den Mitgliedstaaten der EU und den Staaten der arabischen Welt, trotz der enormen Differenzen in den sozial-ökonomischen Strukturen, der sozialen Lage der Volksmassen, den Strukturen des politischen Systems und vor allem der Bedeutung der Tradition und der Religion gibt es also Wechselwirkungen zwischen den Bewegungen. Sie sind „in letzter Instanz“ eben auch – national und regional sehr unterschiedlich gefärbte – Reaktionen auf die Große Krise seit 2008. Die Welle der kapitalistischen Durchdringung der Welt im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts bildet nicht nur die „Vorgeschichte“ der Großen Krise, sondern sie hat die wechselseitige Durchdringung der Güter- und Finanzmärkte und damit die Abhängigkeit von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik im System des globalen Kapitalismus deutlich erhöht. Schon bei den Weltsozialforen der globalisierungskritischen Bewegung, deren erstes 2001 in Porto Alegre (Brasilien) stattfand, begegneten sich linke Gewerkschafter, Parteiaktivisten und „Attacis“ aus dem „Norden“, vor allem aber Menschen aus den sozialen Basisbewegungen im „Süden“, die sich gegen Ideologie, Politik und Folgen des Neoliberalismus zur Wehr setzen. Obwohl die Verhältnisse, in denen solche Kämpfe stattfinden, oftmals sehr große Unterschiede aufweisen, und obwohl die Frauen und Männer, die in solchen Bewegungen aktiv sind, keine gemeinsame Sprache sprechen, so vermittelten diese Foren doch die Erfahrung, dass eine Verständigung über die Kritik an der Zerstörung des öffentlichen Raumes, an der Privatisierung und der Polarisierung von Arm und Reich, am Abbau der Demokratie und an staatlicher Willkür, aber auch eine Verständigung über die Rolle der USA – als „Weltpolizist“ sowie als Zentrum der globalen Finanzmärkte – relativ problemlos (natürlich mit Übersetzung) möglich war. Die zeitweilige Kraft dieser Bewegung speiste sich gerade aus dieser grundlegenden Erfahrung.

Zur Rolle der neuen „lohnabhängigen Mittelklasse“

Die Journalisten konnten sich bei der Analyse der Sozialproteste in der Türkei und in Brasilien im Sommer 2013 schnell darüber verständigen, dass auf den Straßen und in den Kämpfen die „Jugend der großstädtischen Mittelklasse“ dominierte. Verunsicherung erzeugt allerdings die Tatsache, dass diese Massenproteste nunmehr in Ländern stattfinden, die in den letzten Jahren nicht zu den Verlierern, sondern zu den Aufsteigern bzw. zu den Gewinnern innerhalb des kapitalistischen Weltsystems gehören. „Beide Länder blicken auf eine lang andauernde ökonomische Wachstumsperiode zurück und weisen zum

anderen populäre Regierungen auf ..., die mit über oder annähernd 50 Prozent der Stimmen gewählt worden sind und deren Präsidentin und deren Ministerpräsident noch bis vor kurzem hohe Popularitätswerte vorweisen können.“ (Boris 2013: 5) Für die nordafrikanischen Länder – zuerst in Tunesien – wurde unter den aktiven Kernen der revolutionären Bewegungen schnell die Figur des jungen Arbeitslosen entdeckt, der über eine akademische Bildung verfügt und aus Regionen bzw. Stadtvierteln stammt, in denen eine extrem hohe Arbeitslosigkeit herrscht (Kraushaar 2012: 106 ff.). Überall waren bzw. sind „junge Leute, Studierende, Schüler, relativ gebildete und nicht total verarmte soziale Gruppierungen und Segmente überproportional an den Protesten beteiligt gewesen“ (Boris 2013: 5). Nach Mason (2013: 66ff.) steht „ein neuer soziologischer Typus, der Graduierte ohne Zukunft ... im Zentrum aller Protestbewegungen“ seit 2011. Diese Gruppe hat in der Regel keine engen Beziehungen zu den politischen Organisationen der revolutionären oder reformistischen Linken. Die „alte Linke“ – vor allem ihr revolutionärer, marxistisch-leninistischer Flügel war durch die beiden großen Revolutionen des 20. Jahrhunderts geprägt (Russland 1917, China 1949). Sie verlor nach der „großen Wende“ der Jahre 1989 – 1991 zunehmend an Bedeutung. Sie verlor auch – vor allem in den armen Ländern des Südens – den politischen, finanziellen, auch militärischen Rückhalt, den die Sowjetunion und ihre Verbündeten (teils auch die Volksrepublik China) den Revolutionären in der Dritten Welt hatten zukommen lassen.

Gleichzeitig hatte eine neue, lohnabhängige Mittelklasse zugenommen, über deren mögliche Rolle schon Anfang der 70er Jahre – unter dem Stichwort „neue Arbeiterklasse“ (Deppe u.a. 1970) – eine breite Debatte innerhalb der Linken stattfand. Diese war auch durch die weltweite Studentenbewegung seit 1968 („neue soziale Bewegungen“) und ihre Auswirkungen angestoßen. Die „revolutionären“ Studenten waren meist „Kinder der etablierten Mittelklasse“ (Hobsbawm 1998: 551). Die kontinuierliche Zunahme dieser neuen lohnabhängigen Mittelklasse spiegelte sich eben auch in der rasanten Zunahme der Studierenden an Hochschulen in der gesamten – auch der Dritten – Welt wider. Sowohl im staatlichen Sektor (Bildung/Wissenschaft, Sozialpolitik, politische Planung etc.) als auch im Bereich der Medien, der neuen IT-Branchen, der Dienstleistungen in den Bereichen Medizin, Rechtsberatung, Sozialdienste sowie schließlich bei den Banken und Finanzdienstleistern sowie in den Industriekonzernen selbst (bei Forschung und Entwicklung, Marketing, Arbeitsgestaltung etc.) nahm die Nachfrage nach qualifizierten Tätigkeiten zu. Die Kinder dieser neuen Mittelklasse waren bis in die 80er Jahre von den postmaterialistischen Werteorientierungen geprägt, die die 68er Bewegungen und die „neuen sozialen Bewegungen“ der 70er Jahre geleitet hatten. Sie wuchsen in relativem Wohlstand auf und orientierten sich auf eine Universitätsausbildung, die in der Regel gute berufliche Aufstiegschancen gewährte. Dazu kam ein hohes Erwartungsniveau im Blick auf anspruchsvolle Konsumgüter und eine ebenso hochwertige Freizeitgestaltung (Fernreisen, Sport, Partys und Feten etc.). Politisches Interesse – im Sinne der kritischen Einstellung gegenüber den herrschenden Verhältnissen oder auch die Bereitschaft zum Engagement

in Parteien und Verbänden – ging deutlich zurück. „Sozialismus“ wurde nach 1991 – in Übereinstimmung mit der herrschenden Ideologie – von den meisten als ein System der Unterdrückung der Freiheit und des permanenten materiellen Notstandes angesehen. „Hermetisch geschlossene Ideologien“ lehnen sie durchweg ab (Mason 2013: 269 ff.). Viele wünschten sich allerdings nicht-hierarchische Sozialbeziehungen und Lebensformen, die die Natur schützen. Diese Generation wuchs mit den neuen Kommunikationstechnologien auf (Internet, Facebook, Smartphone, Tablet etc.), wurde aber auch durch die Eventkulturen geprägt, die sowohl in den privaten Medien als auch bei den Massenveranstaltungen der Pop-Kultur inszeniert werden. Dazu verinnerlichten große Teile dieser Generation einen Habitus, der auf der Orientierung auf individuelle Leistung in permanenten Wettbewerbskontexten (von der Schule über die Hochschule bis ins Berufsleben, aber auch im privaten Leben, im Kampf um Anerkennung und Karriere) beruht. Auf jeden Fall wird der Aufstieg dieser lohnabhängigen Mittelklasse – im Kontext einer globalen Zunahme der sozialen Ungleichheit – von Soziologen schon als mögliches Strukturmerkmal des 21. Jahrhunderts angegeben: „... als das Zeitalter der globalen Mittelklasse. Die Arbeiter des vergangenen Jahrhunderts werden aus dem Gedächtnis verbannt ... das Projekt der universellen Emanzipation ist ersetzt durch das universelle Streben nach einem Mittelklasse-Status“ (Theborn 2012: 6).

Diese idealtypische Rekonstruktion muss jedoch differenziert werden. Die Mittelklasse ist auf jeden Fall gespalten in eine Oberschicht der Erfolgreichen, die sich der herrschenden Ordnung assimilieren, und eine Unterschicht der Absteiger (bzw. der potenziellen Absteiger), die den Risiken von sozialen Spaltungen, ökonomischen Krisen und des sozialen Abstiegs ausgesetzt sind. In den armen Ländern der Dritten Welt nahm der Anteil derer zu, die nach einer qualifizierten Ausbildung arbeitslos bleiben, zur Migration gezwungen werden oder sich – als konzeptive Ideologen – in radikal-religiösen Institutionen und Bewegungen radikalisieren. In den entwickelten Gesellschaften Nordamerikas und Westeuropa begann die „Angst der Mittelklasse vor dem Abstieg“ (Ehrenreich 1992) schon relativ früh. Dem Sieg des Neoliberalismus folgten die Demontage des Sozialstaats und die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes auf der Grundlage eines steigenden Sockels von Dauerarbeitslosen und Ausgegrenzten. Gleichwohl: Schon vor der Krise von 2008ff. manifestierte sich das Risiko des sozialen Abstiegs für die nachfolgende Generation der neuen Mittelklasse als Folge a) der Wachstumsschwäche und der Produktivkraftrevolution, sowie b) der Folgen neoliberaler Politik. Der Abbau von Arbeitsplätzen in wichtigen Bereichen (Erziehung, Wissenschaft, Forschung, Medien/Journalismus) nahm zu. Gleichzeitig gerieten freie Berufe (Ärzte, Juristen, Künstler usw.) zunehmend unter den Druck des Wettbewerbs. Die zunehmende Prekarisierung der Arbeit (Wechsel von Arbeitslosigkeit in sog. ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse) wurde jetzt zum Schicksal der „Generation Praktikum“.

Barbara und John Ehrenreich (2013: 118/9) zeigen am Beispiel der USA, wie die steigenden Kosten im privatisierten Bildungssystem die Lebenschancen junger Absolventen beeinträchtigen. „Im Durchschnitt laufen bis zum Ende

der undergraduate studies, also dem Erwerb eines BA-Abschlusses, rund 25.000 Dollar Schulden auf ... die Studiengebühren privater Law Schools ... stiegen im Mittel von 7.385 Dollar 1985 auf über 26.000 Dollar im Jahre 2011, und die durchschnittliche Verschuldung frisch Graduiertes übersteigt 100.000 Dollar ... Zur Symbolfigur von Occupy Wall Street konnte daher der promovierte Hochschulabsolvent werden, der einerseits zehntausende Dollar an Studienkrediten zurückzahlen, andererseits aber für 10 Dollar Stundenlohn arbeiten muss, wenn er denn überhaupt einen Job gefunden hat.“ In den BRICS-Staaten schließlich hat – nach dem Boom früherer Jahre – die Entwicklung nach der Finanzkrise von 2008 den sozialen Druck (im Studium, bei der Berufssuche, aber auch bei der Bezahlung von Wohnungsmieten und Arztkosten) auf die jüngeren Jahrgänge der neuen Mittelklassen erhöht, diese aber andererseits mit massiver Korruption im politischen System, Verschwendung von öffentlichen Geldern und privatem Reichtum sowie mit dem Anblick zunehmender Armut konfrontiert. Insgesamt haben sich die Zukunftsaussichten verdüstert. Nach Paul Mason (2013: 67) wird die Generation derer, die in der entwickelten Welt nach 2010 die Universitäten verlassen, „länger arbeiten müssen, weil die Garantie eines komfortablen Einkommens im Alter nicht mehr erfüllt werden kann, weder durch private Investition noch durch den Wohlfahrtsstaat. Ihr verfügbares Einkommen wird zurückgehen, weil die Finanzierung öffentlicher Dienstleistungen einen Zugriff auf Schuldentrückzahlungen erfordert, der sich in die Einkommen hineinfrisst: die Rückzahlungen auf Studienkredite werden höher sein, die Kosten für private Krankenversicherungen werden steigen, die Aufstockung der Pensionen wird gefordert werden. Sie werden es in den kommenden Jahrzehnten – wegen der Finanzkrise – mit höheren Zinsraten auf Hauskredite zu tun haben. Sie werden belastet mit den sozialen Kosten für die Generation der alternden ‚Baby-Boomer‘ – und dazu kommen noch die Kosten für die Erschöpfung der (fossilen) Energieträger und den Klimawandel.“

Revolution in der Netzwerkgesellschaft?

Die These von einer „neuen Revolution“, die von einer „neuen Avantgarde“ geführt wird, wird z. B. von dem Soziologen Manuel Castells vertreten, der sich in den 90er Jahren in einem umfangreichen Werk mit dem Übergang von der Industrie- zur Wissens- bzw. Netzwerkgesellschaft – auf der Basis der neuen Informationstechnologien – befasst hatte und dabei den Abbau von zentralistischen Hierarchien und Institutionen sowie die Schaffung von Freiräumen individueller Autonomie als Merkmale dieser „Revolution“ bezeichnet. Nunmehr begreift er die „Revolutionen“ seit 2011 als „soziale Bewegungen der Netzwerkgesellschaft, Bewegungen, die im 21. Jahrhundert Gesellschaften machen werden, indem sie sich in Konflikten engagieren, die in den fundamentalen Gegensätzen unserer Welt verwurzelt sind“ (Castells 2012: 4). In der Netzwerkgesellschaft haben sich die Strukturen der Macht vollständig geändert: Die alten Machtzentren – beginnend mit dem staatlichen Gewaltmonopol – haben an Bedeutung verloren. In der Netzwerkgesellschaft „ist die

Macht multidimensional. Sie organisiert sich um Netzwerke, die für jeden Bereich menschlicher Aktivität programmiert werden, gemäß den Interessen und Werteorientierungen der Akteure, die an Macht gewonnen haben.“ (Ebd. 7) Die globalen Netzwerke der Macht – globale Finanz- und Multimedianeetze, militärische Netzwerke und die Netzwerke der Transnationalen Konzerne – sind darauf angewiesen, dass „die Reproduktion der Machtbeziehungen in jedem Netzwerk letztlich von der koordinierenden und regulierenden Funktion des Staates abhängt, wie es beim Kollaps der Finanzmärkte im Jahre 2008 zu verfolgen war...“ (ebd. 8). Die Netzwerke der Gegenmacht hingegen setzen an dieser Programmierung der Netzwerke an.

Die Thesen Castells werden diejenigen intellektuellen Teile der neuen Bewegungen begeistern, die sich auf die Traditionen des Anarchismus, der Rätebewegungen, des revolutionären Partisanenkrieges, der Autonomiebewegungen seit 1968 und der Kulturrevolution usw. – vor allem aber auf die Botschaften von Hart/Negri (zuletzt: 2013) beziehen. Castells (ebd. 244) selbst hält sich am Schluss seiner Studie aus dem Jahre 2011 zurück; denn: „es ist noch zu früh, die schließlichen Ergebnisse dieser Bewegungen zu evaluieren“, obwohl sie Regime gestürzt, Institutionen herausgefordert und den Glauben in „einen triumphierenden globalen Finanzkapitalismus“ erschüttert haben. Schon in den Jahren 2012 und 2013 ist jedoch deutlich geworden, dass der Sturz der Regime – in Tunesien, Ägypten, Libyen – keineswegs eine Periode der Emanzipation von Unterdrückung und Elend, sondern neue Kräftekonstellationen und Konflikte hervorgebracht hat, in denen zunächst religiöse (muslimische) Kräfte dominieren, aber gleichzeitig gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Strömungen des Islam zugenommen haben und – zumindest in Ägypten – die Armee die Rolle der politischen Ordnungsmacht übernommen hat. Die Kraft der Indignados in Spanien und von Occupy Wall Street in New York scheint sich schnell erschöpft zu haben, teilweise sind ihre Exponenten in anderen Sozialbewegungen und Organisationen aufgegangen. Der massenhafte Protest auf den Straßen von Tel Aviv ist schnell „verpufft“. Griechenland ist nach wie vor ein Zentrum des sozialen und politischen Protestes. Gleichwohl scheint sich auf der Basis der sich dramatisch verschlechternden sozioökonomischen Lage der Bevölkerungsmehrheit und angesichts der Entschlossenheit der „politischen Klasse“, die Vorgaben der Troika umzusetzen, im Volk – bei anhaltender Wut – Ernüchterung und Erschöpfung breit zu machen. Dies wird noch dadurch verstärkt, dass die politischen Kräfte der Linken, die diese Wut artikulieren, einerseits gespalten sind (Syriza und KKE), während auf der anderen Seite das Programm einer Veränderung und Überwindung der Krise offenbar noch nicht von einer Bevölkerungsmehrheit akzeptiert wird. Auch hier ist nach den großen Bewegungen des Jahres 2011 zunächst einmal eine Konstellation entstanden, in der der Wille zur Transformation sich erschöpft zu haben scheint, die öffentliche Unterstützung für neue Bewegungen offensichtlich zurückgegangen ist, die Kräfte der Transformation gespalten sind, während gleichzeitig am rechten Rand offen faschistische oder rechtspopulistische Bewegungen Zulauf haben.

Da aber die herrschende Politik die Krise nicht löst, sondern eher verstärkt, nimmt das Potenzial sozialer Unruhe oder auch politischer Explosionen – unterschiedlich in Staaten und Regionen – weiter zu. Im Juni 2013 warnte die Internationale Arbeitsorganisation ILO: In keinem anderen Kontinent der Welt sei die Möglichkeit heftiger sozialer Konflikte derart rasch gewachsen wie in Europa (nach Schmalz/Weinmann 2013: 1). Dennoch: Im Verlauf der neuzeitlichen Revolutionen folgte der Periode der „Volkseuphorie“ (einschließlich der Gründung von Basis-Komitees der Selbstverwaltung) stets eine Phase, in der a) der Block revolutionärer Kräfte sich auseinander differenzierte (auch entsprechend unterschiedlicher sozialer Interessen), und b) sich die Gegenrevolution – nach dem Schock der Niederlage – im In- und Ausland neu formierte und sich für militärische Interventionen vorbereitete. Dies wiederum konfrontierte die revolutionären Kräfte mit völlig neuen Aufgaben. Wenn das Ancien Regime zusammenbricht, dann scheint die „Machtfrage“ zunächst einmal gelöst; die „Flitterwochen der Revolution“ beginnen. Die Machtfrage stellt sich in allen Revolutionen allerdings in den folgenden Phasen – vor allem unter dem Druck der Gegenrevolution – für die revolutionären Kräfte neu: Sie müssen die Zentralisation von Macht – im Kampf um die Selbsterhaltung, vor allem aber um die Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse und die Verbesserung der Lebensbedingungen des Volkes – mit der Legitimation durch das Volk (bzw. durch die subalternen Volksklassen) verbinden. Viele Revolutionen gehen in eine „heroische Phase“ über, in der sowohl die Verteidigung der Revolution als auch der Aufbau einer neuen nicht-kapitalistischen Wirtschaft und Gesellschaft, neuer Formen der politischen Selbstorganisation von einer gewaltigen „Masseninitiative“ von unten getragen werden. Das ist eine äußerst schwierige Aufgabe, vor der jetzt auch wieder – wenngleich unter den spezifischen Bedingungen des frühen 21. Jahrhunderts – die politischen Führungen und das Volk in Venezuela, Bolivien und Ecuador stehen.

Wenn die Ereignisse seit 2011 schon mit dem Begriff der „Revolution“ charakterisiert werden (was für einige Länder natürlich zutrifft), dann sollte sich dieser Begriff jedoch nicht mit der Euphorie dieser ersten Phase und ihren – der Zeit entsprechenden – neuen Formen („Frühling“) identifizieren, sondern – durchaus mit Castells (ebd. 244) – die „Bedeutung einer sozialen Bewegung an der historischen Produktivität ihrer Praxis“ messen, d.h. an ihrer Wirkung auf die Transformation von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Dieses Urteil steht freilich noch aus! Da Castells selbst Aktivist der 68er Bewegungen war und deren Vorstellungen von individueller Autonomie, Antiinstitutionalismus und Freiheit auch in den gegenwärtigen Bewegungen zu erkennen glaubt, sollte er doch zumindest am Beispiel der Geschichte des Linksradikalismus und seiner Protagonisten seit 1970 gelernt haben, dass diese in ihrer Mehrheit (nicht alle) angesichts von Niederlagen schnell nicht nur zurückweichen, sondern sich höchst opportunistisch der herrschenden Ordnung assimilieren. Durchaus plausibel haben die französischen Soziologen Boltanski und Chiappello (2003) ihre These vom „neuen Geist des Kapitalismus“ begründet. Dieser hat seit den 70er Jahren linksradikale Vorstellungen der „68er“ vom Abbau von Hierarchien,

von individueller Freiheit und Autonomie, aber auch Risikobereitschaft und Kampfeswillen als Merkmale unternehmerischen Handels in freien Märkten durchaus erfolgreich in die eigene Management-Philosophie eingebaut. Für die Bewegungen aus der Mittelklasse im Jahre 2011 gilt allerdings, dass sie kaum mit jenen Karriereaussichten rechnen können, die sich nach 1968 als Aufstieg eröffneten.

Antikapitalistische Strategie heute

Die neuen Sozialbewegungen seit 2011 – die auch von Paul Mason als „revolutionär“ bezeichnet werden – beschränken sich allerdings keineswegs auf den „neuen soziologischen Typus des Graduierten ohne Zukunft“. Schon der Überblick über die Ereignisse in den verschiedenen Ländern verweist auf verschiedene Formen und Orte des Protestes und des Widerstandes, die sich nach verschiedenen sozialen Trägern unterschieden: Streiks und Generalstreiks, die von der Arbeiterklasse und ihren Gewerkschaften getragen und organisiert werden; Aufstände („riots“) in den armen Vierteln der Großstädte, die überwiegend von jugendlichen Migrant*innen getragen werden („urban poor“) und schließlich jene Formen des Protestes, in denen überwiegend Jugendliche aus der Mittelschicht gegen die Macht des Finanzkapitals, politische Korruption, „Post-Demokratie“ (Colin Crouch), Prekarität, hohe Lebenskosten (z. B. hohe Mieten und „Gentrifizierung“) sowie gegen zunehmend unsichere Zukunftsaussichten auf die Straße gehen. Für Mason setzt sich seit der europäischen Revolution des Jahres 1848 der „revolutionäre Block“ aus diesen drei Gruppen zusammen: Angehörige der Mittelklassen, Arbeiter und Stadtpöbel. Im Jahr 2011 findet er Parallelen zur „Demographie“ von 1848: „Es gibt eine größere Schicht von ‚Graduierten ohne Zukunft‘, eine Arbeiterklasse, die durch den Kollaps der Organisationen und durch einen Lebensstil, der in der fordistischen Ära blühte, geschwächt wurde, und eine große Masse von städtischen Armen, die in Slums leben.“ (Mason 2013: 173) Im 20. Jahrhundert spielten stets – in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften – die Arbeiterklasse und ihre gewerkschaftlichen und politischen Organisationen, die sich an der Frage Reform oder Revolution gespalten hatten, eine zentrale Rolle. In den Bewegungen seit 2011 ist deren linker Flügel – vor allem in den Gewerkschaften („old working class“, so Mason) – präsent. Insgesamt ist die Rolle der Arbeiterklasse als Führungskraft revolutionärer Veränderungen in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften deutlich reduziert. Mit Antonio Gramsci, der sich immer wieder – am Beispiel seines Heimatlandes Italien – mit den großen Spaltungen (Nord – Süd, Arbeiter – Bauern, alte Intellektuelle – neue Intellektuelle) beschäftigte, wäre demnach die strategische Aufgabe gestellt, diese drei Komponenten des Blockes von subalternen Kräften, die sich gegen die herrschende Ordnung wehren, in einer Perspektive der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderung, also in einer antikapitalistischen Strategie zusammenzuführen. Dabei kann eben nicht auf die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts umstandslos zurückgegriffen werden. Für Gramsci war der „neue Fürst“, der auf die Einheit verschiedener subalternen, sozialer

und kultureller Kräfte in der Perspektive einer Emanzipation von den bestehenden Herrschaftsverhältnissen hin arbeitet, die Kommunistische Partei, die er weitgehend in der leninistischen Tradition von 1917 verstand. Aus den Lernprozessen der Bewegungen des frühen 21. Jahrhunderts muss sich also nicht nur das Programm der Veränderung konkretisieren, sondern muss auch die Frage nach der „neuen Führung“ des Prozesses beantwortet werden. Zwei Jahre nach dem Beginn der neuen Welle sozialer und politischer Proteste kann vorerst nur festgehalten werden, dass dieser Prozess – als „Katharsis“ (Gramsci) – noch längst nicht abgeschlossen ist.

Literatur

- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003), *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz.
- Boris, Dieter (2013), Was haben die Türkei und Brasilien gemeinsam? In: *Sozialismus*, 7-8/2013, S. 5-7.
- Castells, Manuel (2012), *Networks of Outrage and Hope. Social Movements in the Internet Age*, Cambridge.
- Deppe, Frank/Lange, Hellmuth/Peter, Lothar (1970), *Die neue Arbeiterklasse. Technische Intelligenz und Gewerkschaften im organisierten Kapitalismus*, Frankfurt/Main.
- Ehrenreich, Barbara (1992), *Angst vor dem Absturz: Das Dilemma der Mittelklasse*, München.
- Ehrenreich, Barbara/Ehrenreich, John (2013), Aufstieg und Fall der Mittelschicht, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 3/2013, S. 109-120.
- Hardt, Antonio/Negri, Toni (2013), *Demokratie! Wofür wir kämpfen*, Frankfurt/New York.
- Hobsbawm, Eric (1998), *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München.
- Kraushaar, Wolfgang (2012), *Der Aufruhr der Ausgebildeten. Vom Arabischen Frühling zur Occupy-Bewegung*, Hamburg.
- Mason, Paul (2013), *Why It's Kicking Off Everywhere. The New Global Revolutions*, London/New York.
- Schmalz, Stefan/Weinmann, Nico (2013), *Gewerkschaftliche Kampfzyklen in Westeuropa. Die Jahre 1968 bis 1973 und seit 2008/09 im Vergleich*, Supplement der Zeitschrift *Sozialismus*, 7-8/2013, Hamburg.
- Stiglitz, Joseph E. (2012), *Preis der Ungleichheit. Wie die Spaltung der Gesellschaft unsere Zukunft bedroht*, München.
- Therborn, Göran (2012), *Class in the 21st Century*, in: *New Left Review*, 78, November – December 2012, S. 1-15.

Langfristige Trends der Sozialstrukturentwicklung als Hintergrund der Intelligenzanalyse (Thesen)

Im Folgenden will ich *erstens* die m.E. wichtigsten Trends der Sozialstrukturentwicklung in der BRD (aber ähnlich auch in anderen entwickelten kapitalistischen Ländern) benennen, *zweitens* diese etwas konkretisieren und kommentieren und *drittens* Fragen stellen und Hypothesen darüber formulieren, welche Bedeutung diese für eine aktuelle Intelligenzanalyse haben bzw. haben könnten.

1. Mega-Trends der Sozialstrukturentwicklung

Die Mega-Trends der Sozialstrukturentwicklung der letzten 40 Jahre sind m.E. folgende:

- a) das weitere schnelle Wachsen des Dienstleistungssektors in verschiedenen Bereichen (Tertiärisierung);
- b) die durchschnittliche Erhöhung des Bildungs- und Qualifikationsniveaus;
- c) die weitere Ausdehnung der weiblichen Erwerbsarbeit („Feminisierung der Erwerbsarbeit“);
- d) die zunehmende Intra-Lohnabhängigen-Polarisierung (bezüglich Einkommen, Arbeitsbedingungen etc., „Lohnspreizung“);
- e) deutliches Einsetzen und Verstärkung der Prekarisierungstendenzen in der Arbeitswelt (Mini-Jobs, Leiharbeit, befristete Arbeitsverhältnisse, Teilzeitarbeit, Werkverträge etc.);
- f) wachsende Ungleichverteilung von Einkommen und Vermögen; und schließlich
- g) die Fortsetzung der Globalisierung.

Diese Tendenzen sind zum einen untereinander verbunden bzw. stehen in einem wechselseitigen oder einseitigen Bedingungsverhältnis: Z.B. die Ausweitung der Bildung einerseits und die Erhöhung der weiblichen Erwerbsarbeit andererseits; oder die Intra-Arbeitnehmer-Polarisierung und die zunehmende Prekarisierung. Zum anderen sind sie natürlich intern oder in ihrer Binnenstruktur differenziert (z.B. die Ausweitung des Dienstleistungssektors in seinen sehr unterschiedlichen Subsektoren, etwa Wissenschaft, Gastronomie oder Transportdienstleistungen).

Die Ausprägung dieser Mega-Trends wird durch das jeweilige Akkumulationsregime (und seine einzelnen Elemente) sowie durch die jeweilige Regulationsweise bestimmt. „Selbst in Ländern mit gleichem ökonomischem Entwicklungsstand können die Proportionen zwischen den Berufsgruppen und die Anteile der Geschlechts-, Alters- und Ethnogruppen in ihnen bis zu einem gewissen Grade verschieden sein. Dies hängt davon ab, welchem Pfad der Regulierung die Politik eines Landes folgt.“ (Vester 2011: 630)

2. Die Trends im Einzelnen:

Der Dienstleistungssektor

Dieser Sektor hat seine Anteile an den Erwerbstätigen von 1970 bis 2006 von 45 Prozent auf 72 Prozent erhöht (von 1950 bis 1970 von 32,5 auf 45 Prozent). Es scheint seit den siebziger Jahren eine leichte Beschleunigung im Wachstum des tertiären Sektors eingetreten zu sein. (Datenreport 2008: 115) 2010 lag die Quote bei 73,5 Prozent (Datenreport 2011: 103). Gleichzeitig hat der sekundäre Sektor von 46,5 auf 25,5 Prozent abgenommen (2010: 24,4 Prozent), ebenso der primäre Sektor (2010: 2,1 Prozent). Innerhalb des Dienstleistungssektors ist der Subsektor der Verwaltung rückläufig, der Subsektor der Humandienstleistungen relativ stark expansiv (er hat von 1990 bis 2007 um 4,3 Prozent zugenommen). Ebenso konnten die Banken, der Finanzdienstleistungssektor insgesamt, die Versicherungen etc. ihre Anteile erhöhen.

Dennoch erscheint die Zahl von 72 Prozent Dienstleistungsbeschäftigten für 2006 aus mehreren Gründen als aufgebläht, weswegen der Eindruck von einer „Dienstleistungsgesellschaft“ oder einer „Wissensgesellschaft“ fragwürdig und sehr zu relativieren ist.

Durch die Umstellung der statistischen Systematik hat sich die Herausrechnung der direkt und indirekt auf die materielle Produktion bezogenen Dienstleistungen zusätzlich erschwert. Nach der neuen Gliederung, bei der Transport, Verkehr, Nachrichtenübermittlung, Güterverteilung, Handel herausgenommen sind, ebenso die materielle Infrastruktur, sind nun im Dienstleistungssektor vor allem Kultur, Sport, Unterhaltung, persönliche Dienste/Kapital- und Eigentumsdienste/Interessenvertretungen, kirchliche Vereinigungen sowie Erziehung, Unterricht, Gesundheit, Sozialwesen und Staat subsumiert. Unter dieser neuen Nomenklatur stellt sich die „Diensthaltigkeit“ der BRD wesentlich geringer dar und wird für 2004 mit 40 Prozent angegeben (Miehe 2011: 121).

Hierbei haben die größten Anteile die Bereiche „Kultur usw.“ und „Dienste der gesellschaftliche Reproduktion, Erziehung usw.“ (s.o.) mit 11 bzw. 23 Prozent für 2004. In diesen Subsektoren wurden ebenso die größten Zuwachsraten von 1991 bis 2004 registriert (siehe Tab. 3.3.1.2 bei Miehe 2011, S. 121). „Für die Steigerung der Beschäftigten in den Dienstleistungsbereichen ist vor allem die Vergrößerung der drei Zweige Erziehung/Unterricht, Soziales und Gesundheit verantwortlich, also vor allem politisch eingerichtete gesellschaftliche Dienste. Die konsumtiven und über den Markt, z.T. kapitalistisch organisierten Dienste bleiben demgegenüber durchaus untergeordnet.“ (Miehe 2011, S. 128)

Die technologische Revolution via Mikroelektronik und PC-Einsatz hat überall nicht nur erheblich zur Produktivitätssteigerung beigetragen, sondern hat die die unmittelbare Produktion vorbereitenden und diese im Absatz „nachbereitenden“ Wege verlängert und teilweise kompliziert. Diese gewachsenen „Vorleis-

tungen“ für die materielle Produktion sind ein wesentlicher Faktor für die Ausdehnung der Dienstleistungen gewesen.

Die damit zusammenhängenden erhöhten Bildungsinputs sowie die gesteigerte Arbeitsintensität haben wiederum generell wesentlich verstärkte und komplexere Reproduktionsleistungen (Medizin, Pflege, soziale Dienste etc.) erzwungen, welche wiederum ein weiteres bedeutendes Feld der Dienstleistungsexpansion gewesen sind.

Bildungs- und Qualifikationsexpansion

Im Vergleich zu 1950 (100.000) hatte sich die Zahl der Studierenden bis 1970 (ca. 500.000) verfünffacht. Von 1970 bis 1996 hat sie sich noch einmal mehr als verdreifacht, d.h. sie stieg absolut auf 1,8 Mio. Dann, bis 2007, pendelte sich diese Zahl um die 2 Mio. und etwas darüber ein.¹ Die Quote der Studierenden an der Gesamtzahl der 20-25Jährigen dürfte sich bis 1996 deutlich erhöht haben, stagniert aber seither oder ist sogar rückläufig.

Dieser enorme Anstieg reflektiert sich in der seit 1970 annähernd verdreifachten Quote von akademischen Bildungsabschlüssen. Waren es noch 1970 ca. 3,7 Prozent akademische Abschlüsse (Hochschulen und FH), so 2007 ca. 14 Prozent (bezogen auf die erwerbsfähige Bevölkerung im Alter von 15 bis 60 und älter, Datenreport 2008, S. 71, Tab. 71). Bezieht man die akademisch Gebildeten auf die Erwerbspersonen, kommt man auf eine Quote von 22,2 Prozent (Vester 2011: 634) für das Jahr 2007. Das bedeutet, dass – je nach Bezugsgröße – jeder siebente oder jeder fünfte der Bevölkerung oder der Erwerbspersonen als „Akademiker“ anzusehen ist. 1970 war es noch jeder 22. Bürger/Bürgerin.

Hier zeigt die Differenzierung in Alterskohorten den langfristigen Trend auf: „Von den 30 bis unter 40-Jährigen hatten immerhin 19 Prozent eine Fachhochschul- oder Hochschulstudium erfolgreich abgeschlossen; unter den 60-Jährigen und Älteren befanden sich dagegen nur knapp 10 Prozent Akademiker.“ (Datenreport 2008, S. 70; Tab. 15, S. 71).

Bei den Schulabschlüssen hat es sogar eine noch größere Verschiebung nach oben gegeben. Hier kann von mehr als einer Verdreifachung der Schulabschlüsse zur Hochschul- und Fachhochschulreife in den letzten 30 bis 40 Jahren gesprochen werden: Während bei den 60Jährigen und Älteren im Jahre 2007 nur 13 Prozent diesen Abschluss vorweisen konnten, waren es im selben Jahr bei den 25-29Jährigen schon 41,5 Prozent (Datenreport 2008, S. 70, Tab. 14).

Feminisierung der Arbeit

Die Zunahme der weiblichen Erwerbsquote von 1970 bis 2004 von 45 auf 65, bis 2009 auf 70 Prozent (es gehen also mittlerweile 70 Prozent der im er-

¹ 2009: 2.121.000; 2011: 2.380.974. Destatis 2013a.

werbsfähigen Alter stehenden Frauen einer Erwerbsarbeit nach²) ist auf verschiedene Faktoren zurückzuführen und artikuliert sich unterschiedlich auf differierenden Berufsfeldern:

- Einerseits ist die deutliche Verbesserung der Qualifikationen und Bildungsabschlüsse von Mädchen (mittlerweile machen mehr Mädchen als Jungen das Abitur, und häufig sind junge Frauen stärker als junge Männer als Studienanfänger vertreten) von zentraler Bedeutung.
- Andererseits hat die enorme Ausdehnung der Teilzeitarbeit, die zu einem großen Teil von Frauen wahrgenommen wird, zur Erhöhung der weiblichen Erwerbsquote beigetragen.
- Der Trend zum Status der (weniger: des) Alleinerziehenden und das Abschmelzen des Modells des männlichen Alleinverdieners haben gleichfalls dazu beigetragen.
- Die akademisch ausgebildeten Frauen – je jünger, umso größer ihr Anteil an der gesamten Population der Akademiker – sind überwiegend im Gesundheits-, Bildungs- und Sozialbereich, also vor allem im öffentlichen Sektor tätig.

Intra-Polarisierung innerhalb der Lohnabhängigen

Die deutlich gewachsene Lohnspreizung der letzten Jahrzehnte ist Ausdruck/Ergebnis der neoliberalen Deregulierung, gestiegener Dauerarbeitslosigkeit, Schwächung der Gewerkschaften und der Bedeutungssteigerung betrieblicher Sondervereinbarungen gegenüber den flächendeckenden Tarifverträgen.

Nach einer langen Periode relativer Stabilität der Lohnabstände gibt es seit den 70er und 80er Jahren wieder wachsende Disparitäten auf verschiedenen Ebenen im Lager der Lohnabhängigen. „In diesem Zusammenhang ist ein zunehmendes Auseinanderdriften der Regionen von Relevanz, was als ‚Regionalisierung sozialer Ungleichheit‘ bezeichnet werden kann. Die Formel gleicher Lohn für gleiche Arbeit stimmt nicht mehr, weil die Höhe des Lohns stark an den jeweiligen regionalen Kontext gekoppelt ist.“ (Mau 2012: 54).

Die Propaganda der Individualisierung und Fragmentierung, die bewusst auch auf eine Entsolidarisierung der Lohnarbeiter abzielt, hat Produktivitätsdifferenzen zwischen Branchen und Betriebsabteilungen zum Ausgangspunkt für eine derartige kleinteilige Tarif- und Entlohnungspolitik genommen. Die gewerkschaftlichen Zentralen konnten dieser – für ihre Kampfkraft kontraproduktiven – Strategie nichts entgegensetzen, da sowohl in Rezessionsperioden wie in günstigen Konjunkturphasen die Absprachen der Werksleitungen mit den Betriebsräten sich oft gegenüber den übergeordneten gewerkschaftlichen Gesichtspunkten durchsetzen konnten.

² Angabe für Westdeutschland; in Ostdeutschland lag die Quote bei 68 Prozent. Vgl. Datenreport 2011, S. 110. Altersgruppe der erwerbsfähigen Bevölkerung von 16 bis 64 Jahre. Daten des Sozio-ökonomischen Panels.

Prekarisierungstendenz

Ein anderer Ausdruck der Intra-Arbeitnehmerschafts-Polarisierung ist die Perkarisierungstendenz, die sich seit den 80er Jahren kontinuierlich ansteigend abgezeichnet hat. Mittlerweile umfasst sie ca. 15-20 Prozent der Erwerbstätigen.³

Neben der Deregulierung der Arbeitsmärkte und den Veränderungen in der Arbeitslosenversicherung (Hartz 4 und Agenda 2010) sind auch die gestiegenen „Flexibilitätsanforderungen“ des Kapitals (Leiharbeit, Outsourcing von Stammarbeitern etc.) von Bedeutung. Man könnte meinen, dass sich darin teilweise auch ein Prozess der Abqualifizierung bzw. der quantitativen Zunahme der unqualifizierten Erwerbspersonen andeutet, gewissermaßen als Komplementäerscheinung zum Qualifikationsanstieg. Dies scheint aber nur bedingt und höchstens teilweise der Fall zu sein, zumal sich die Zahl der Niedrigqualifizierten in den letzten Jahren deutlich verringert hat. „Insgesamt verbirgt sich ... hinter der Wiederkehr prekärer Erwerbsarbeit nicht eine durchgängige Abnahme der Qualifikation, sondern auch die Abwertung qualifizierter Arbeit durch niedrigere Einstufung, aber auch durch Niedriglöhne und durch unsichere Arbeitsverhältnisse.“ (Vester 2011: 634)

Verstärkung von Ungleichheit von Einkommen und Vermögen

Mit dem Abbau sozialstaatlicher Auffangnetze, der Forcierung der Konkurrenz vor dem Hintergrund hoher Dauerarbeitslosigkeit, der Schwächung der Gewerkschaften, einer regressiven Steuerpolitik ist in den letzten drei Jahrzehnten sowohl die Einkommensungleichheit wie auch die der Vermögen weiter vorangetrieben worden.⁴

Die Globalisierung und Öffnung der Ökonomie

hat die Flexibilisierung, die Konkurrenz, die Beschleunigung der Strukturwandlungen und die Tendenz der Verlagerung von (industriellen) Arbeitsplätzen ins Ausland sowie den Import von billigeren Arbeitskräften aus dem Ausland (vor allem im Dienstleistungsbereich) stark gefördert.

3. Konsequenzen für die Analyse der Intelligenz

Die Zentralität der Arbeiterklasse (und damit der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung), auf welche sich die „Intelligenz“ als „Massenschicht“ zu orientieren habe – so noch der Tenor der meisten Beiträge auf der großen IMSF-Konferenz über Arbeiterbewegung und Intelligenz 1985 – ist weiter durch die wirkliche Entwicklung eingeschränkt und relativiert worden. Die

³ Manche Angaben kommen sogar auf über 38 Prozent, so eine Hans Böckler-Studie, zitiert bei Müller 2013b: 19.

⁴ Vgl. hierzu die Debatten um die Veröffentlichung des letzten Armuts- und Reichtumsberichts der Bundesregierung sowie Wehler 2013.

Reduktion der Arbeiter vor allem in der materiellen Produktion, aber auch – wenn auch im geringeren Maße – im Zirkulationsbereich ist fast spiegelbildlich begleitet von einem weiteren Anstieg der akademisch gebildeten Erwerbstätigen. Ca. 11,5 Millionen Arbeitern (im sozialrechtlichen Sinne) stehen im Jahr 2007 ca. 8,8 Millionen akademisch gebildete Erwerbstätige gegenüber. (Destatis 2013b; Datenreport 2008: 71)

Die Intelligenz als Ganze hat sich wahrscheinlich noch weiter polarisiert (vgl. Vester 2011: 634, Übers. 1):

- Eine nicht unerheblichen Gruppe, die dem „oberen Management“ (höhere Verwaltungs-, Finanz- und Vermarktungsberufe) zuzurechnen ist, ist in ihrem Anteil an der Erwerbstätigen von 1990 bis 2007 von 6,1 auf 7,9 Prozent angestiegen.
- Die anderen Segmente der lohnabhängigen Akademiker sind etwas schwächer gewachsen: die „Technischen Experten“ (Ingenieur-, Informatiker- und Architekturberufe) im selben Zeitraum von 4,4 auf 5,7 Prozent; die sog. „Sozio-kulturellen Experten“ (höhere Bildungs-, Medizin- und Kultur- und Publizistikberufe) von 3,8 auf 4,9 Prozent.
- Die Akademiker in „Freien Berufen“ sind im gleichen Zeitraum von 0,9 auf 3 Prozent am stärksten gewachsen. Hier sind extrem entgegengesetzte Pole der Freiberufler gleichermaßen versammelt: sowohl „Wunsch-Professionale“ wie auch Behelfs- oder „Not-Professionale“ (als Ausflucht vor drohender Arbeitslosigkeit), wie z.B. der Kümmeranwalt im Hinterzimmer.

Die Prekarisierungstendenzen dürften auch bei der Intelligenz zugenommen haben, trotz ihrer generellen Besserstellung, z.B. in Bezug auf die Arbeitslosigkeit. Bei den künstlerisch-kulturell oder medial tätigen Intelligenzvertretern war der Übergang in prekäre Zonen ohnehin schon früher gegeben. Diese „prekären Zonen“ oder „Vor-Prekariats“-Bereiche dürften sich unter heutigen Bedingungen deutlich ausgeweitet haben. Gerade der auf besondere Qualifikationen basierte Status kann in einer von ständiger Ökonomisierung, Dynamisierung und Beschleunigung charakterisierten Gesellschaft nicht als auf Dauer gestellt angesehen werden. Die Statusängste, in Vor-Zonen des Prekariats abzustürzen, nehmen in nicht wenigen Intelligenz-Berufen zu (Beispiele bei Mau 2012: 111ff. und neuerdings bei B. und J. Ehrenreich 2013: 115ff.).

Die Zunahme der Abstiegsängste bei Angehörigen der Intelligenz zwischen den 80er Jahren und der ersten Dekade bis 2010 von ca. 30 Prozent auf etwa 50 Prozent wird bei Müller (2013a: 19, Abb. 3) dokumentiert.

Vieles deutet darauf hin, dass sich innerhalb der berufsfachlich qualifizierten Mittelschichten die Zone sozialer und beruflicher Verwundbarkeit ausweitet. Neben dem „stabilen Prekarität“ im unteren Bereich entfaltet sich auch mehr und mehr eine „prekäre Stabilität“ im Mittelklassen- und Intelligenzbereich. „Beispiele für ‚prekäre Stabilität‘ sind Journalisten, die von Verlagen als dauerhafte Leiharbeitskräfte von einer hauseigenen Agentur angeheuert werden

oder IT-Spezialisten, die sich durch gut bezahlte Kurzfristverträge hangeln. Daneben sind in den vergangenen Jahren eine Vielzahl gering entlohnter, arbeitsrechtlich ‚entsicherter‘, aber immerhin unbefristeter Arbeitsplätze im Gesundheitssektor, in der Altenpflege oder der Sozialarbeit entstanden.“ (Vogel 2006: 86) Vogel sieht diese Tendenzen (2005/06) hauptsächlich im „Sektor der nichtakademischen Intelligenzberufe und der ‚Semiprofessionen der Technik, der Verwaltung oder den medizinisch-sozialen Dienstleistungen“, also in den „klassischen“ „Berufen und Aufsteigermilieus der sozialen Mitte“. Zu fragen wäre, inwieweit inzwischen sich diese Statusgefährdungen und Deklassierungstendenzen auch auf mehrere Bereiche von akademischen Intelligenzberufen erweitert haben.

Der Zwang zur Höherqualifikation hat zugenommen, die parallel zur Höherqualifikation gebotenen Aufstiegschancen haben sich allerdings erheblich verringert; in manchen Sektoren, vielleicht sogar in der Mehrheit der Intelligenztätigkeitsbereiche, sind die Schließungstendenzen „nach oben“ ebenso deutlich geworden wie die mehr oder minder „realen“ Abstiegsbedrohungen. „Abstiegsgefahr verbindet sich für die Mittelklasse mit Aufstiegsblockade.“ (Vogel 2006: 86)

Die Studierenden (besonders in der BRD, weniger in den aktuellen Krisenländern Spanien, Griechenland, Frankreich, Großbritannien) sind im Durchschnitt weit weniger politisiert und als links einzustufen als noch 1985 oder gar 1970. Eine gewisse Politisierung kommt heute eher von den altersmäßig mittleren Rängen der Intelligenz (35-55-Jährige). Hier hat die Bologna-Strategie und die (berechtigte) Angst vor Abwertung und Abstufung der akademischen Qualifikationen bei der Arbeitsplatzsuche ganze Arbeit geleistet.

Aber es scheint, als ob weniger Proletarisierung, Deklassierung und massenhafte Entwertung der Qualifikationshöhe zu den seltenen Zeichen von Opposition und Widerstand antreibt. Vielmehr scheint es eher die Zunahme des Grades und der Intensität der kapitalorientierten Fremdbestimmung zu sein, die zu Beschleunigung, Intensivierung und offenkundig sachwidriger Ausübung der Tätigkeiten zwingt, welche punktuell zu Protesten dieser Intelligenzsegmente führt, z.B. von Lehrern in den Schulen, weniger von Hochschullehrern an den Universitäten, von Ärzten in (privatisierten) Kliniken etc. (hierzu ähnlich: Lieberam 2011: 77).

Ob die von Claus Leggewie (und Franz Walter) kürzlich geäußerte Hoffnung, dass eine neue Generation von gesellschaftspolitisch links engagierten Ingenieuren (im Kontext der Energiewende und andern Großprojekten) heranwachsen (Leggewie 2013), bleibt abzuwarten.

Literatur

Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Bonn.

Datenreport 2011. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Bonn.

Destatis 2013a: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Bildung/lrbil01.html>.

- Destatis 2013b: <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online/link/tabelleErgebnis/12211-0006>
- Ehrenreich, Barbara und John (2013): Das böse Erwachen: Aufstieg und Fall der Mittelschicht, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 3/2013, S. 109ff.
- IMSF (1985): Intelligenz, Intellektuelle und Arbeiterbewegung in Westeuropa, Frankfurt/M..
- Leggewie, Claus (2013): Die Stunde der grünen Ingenieure, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 4/2013, S. 91ff.
- Lieberam, Ekkehard (2011): Strukturwandel der Klassenbildung der Lohnarbeiter in Deutschland – Skizze nach 162 Jahren Manifest, in: E. Lieberam/J. Mieke (Hg.): Arbeitende Klasse in Deutschland, Bonn, S. 25-80
- Mau, Steffen (2012): Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?, Frankfurt/M.
- Mieke, Jörg (2011): Zur Struktur der Erwerbstätigkeit und der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der BRD von 1957/70 bis 2005, in: E. Lieberam/J. Mieke (Hg.), Arbeitende Klasse in Deutschland, Bonn, S. 81-159.
- Müller, Bernhard (2013a): Gesellschaftliche ‚Mitte‘ vor dem Abstieg?, in: Sozialismus, Nr. 1 (Januar 2013), S. 14-19
- Ders. (2013b): Reicher Mann und armer Mann – Brüderle, geh Du voran. Zum Reichtums- und Armutsbericht der Bundesregierung, in: Sozialismus Nr. 4 (April 2013), S. 18-21
- Vester, Michael (2011): Postindustrielle oder industrielle Dienstleistungsgesellschaft: Wohin treibt die gesellschaftliche Arbeitsteilung?, in: WSI-Mitteilungen 12/2011, S. 629-639.
- Vogel, Berthold (2006): Sicher-Prekär, in: S. Lessenich/F. Nullmeier (Hg.), Deutschland. Eine gesplante Nation, Bonn, S. 73-91.
- Wehler, Hans-Ulrich (2013): Die Explosion der Ungleichheit. Ein Problem von Macht und Herrschaft, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 4/2013, S. 47ff.



339

iz3w



Inter-Nationalismus – Faschismus hat viele Gesichter
 Außerdem: ► Soziale Bewegungen in Afrika ► Kapverden
 und der Rassismus ► Muslime und das Deutsche Reich ►
 Griots im Kino... 52 Seiten, € 5,30 + Porto

[auch als PDF-Download](#)

 iz3w · PF 5328 · 79020 Freiburg · Tel. 0761-74003 · www.iz3w.org

iz3w ► Zeitschrift zwischen Nord und Süd

Klassen heute: gesellschaftliche „Mitte“ schrumpft

Folgen für die politischen Kräfteverhältnisse

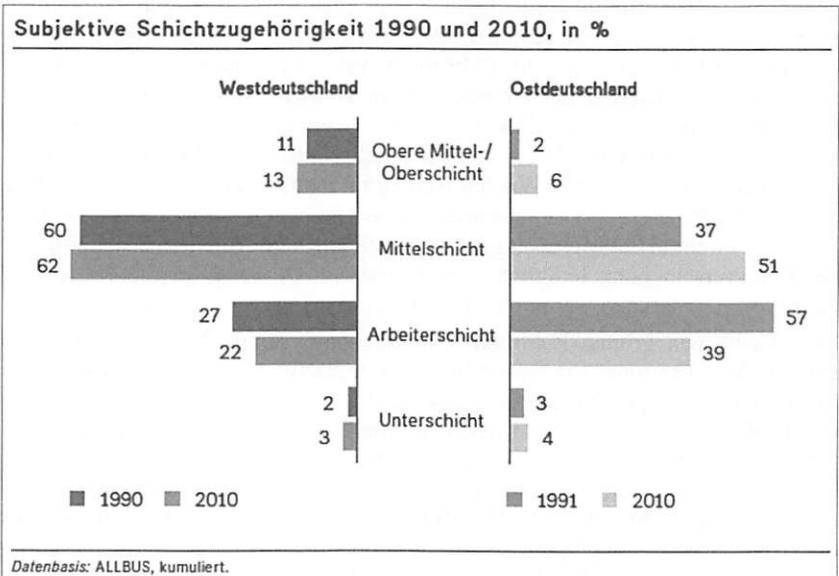
Die Wahlen in Deutschland haben überraschende Ergebnisse gebracht: Die CDU/CSU feierte vor allem wegen der populären Kanzlerin Merkel einen rauschenden Wahlsieg und verfehlte nur knapp die absolute Mehrheit der Mandate. Dieses triumphale Ergebnis hängt auch mit dem Kollaps ihres liberalen Koalitionspartners zusammen, der zum ersten Mal in der Geschichte der (west)deutschen Republik seit 1949 nicht mehr im Bundestag vertreten sein wird. Auch der Aufstieg der Grünen ist vom Wähler deutlich gestoppt worden. Der frühere Spitzenpolitiker Fischer von den Grünen zieht zur Erklärung dieses Ergebnisses die bekannte These von der gesellschaftlichen Mitte heran: „Regierungsmehrheiten und damit Wahlen werden in Deutschland immer in der Mitte gewonnen. Die drei Oppositionsparteien aber räumten diese Mitte, die Gerhard Schröder zweimal die Mehrheit gebracht hatte. Sie kannibalisieren sich mit dieser Linksverschiebung lediglich untereinander, statt weiter in die Mitte auszugreifen. Die Grünen waren dabei eindeutig die Verlierer.“ (Fischer 2013)

Eine Reihe von grünen Politikern (Kretschmann, Kuhn, Palmer u.a.) unterstützen diese Deutung. Ein wesentlicher strategischer Fehler sei gewesen, dass die Grünen versucht hätten, die ökologische Partei politisch zwischen SPD und Linken zu platzieren. Und Bodo Hombach, einst selbst ernannter Vordenker der Sozialdemokratie und Kanzleramtsminister von Schröder, erinnert dieser Tage an die Wahlstrategie des Jahres 1998: „Die neue Mitte ist vereinsamt, tritt vielleicht auf der Stelle, aber sie ist kein Phantom. Sie will neu entdeckt werden. ... Laut Manfred Güllner von Forsa rechnen sich heute kaum noch 30 Prozent der SPD-Anhänger ‚der politischen Mitte‘ zu, aber 55 Prozent zum linken Spektrum. ... Die Politik der neuen Mitte war nicht etwa sensationell neu. Sie war ein konservativ-freundlicher Blick auf alte Erfahrungen und erprobte Gewissheiten. Sie war die Rückbesinnung auf die Tugenden der Sozialen Marktwirtschaft. Personalität, Subsidiarität, Solidarität und Gemeinwohlorientierung – die Erfolgsformel der Bundesrepublik stimmte noch immer, ihre Variablen waren nur mit neuen Werten zu füllen. Ludwig Erhard wäre einverstanden gewesen, sich die ‚Politik der neuen Mitte‘ widmen zu lassen.“ (Hombach 2013)

Die Politik der „Neuen Mitte“ als illusionäres Projekt

In der Tat hatte die Sozialdemokratie mit ihrer Konzeption der „Neuen Mitte“ 1998 erfolgreich eine Politisierung der mittleren Gesellschaftsschichten erreicht. Es sollte endlich wieder fair in der Gesellschaft zugehen und auch die Rolltreppe einer gesellschaftlichen Aufstiegs wieder in Betrieb genommen werden. Getragen von der Überzeugung, dass die Vermögensbesitzer ge-

schont werden müssen und der Sozialstaat nur über eine Begrenzung der Ansprüche zu stabilisieren ist, hat sie allerdings mit ihrer Deregulierung der Finanzmärkte, ihrer Steuerpolitik und den „Hartz-Gesetzen“ zur Flexibilisierung des Arbeitsmarkts der finanzmarktgetriebenen Kapitalakkumulation in Deutschland erst endgültig zum Durchbruch verholfen. Das Versprechen für die geplagte ArbeitnehmerInnen-Mitte: Durch die Entkleidung der Löhne von Sozialleistungen sollte sie zur Vermögensbildung und damit zur privaten Absicherung sozialer Risiken befähigt werden.



Befragt man die Bevölkerung nach ihrer Selbsterwertung im sozialen Gefüge der Berliner Republik, zeigt sich, „dass das Bild einer geschichteten Gesellschaft im Bewusstsein der Bevölkerung unverändert fest verankert ist und dass es zudem klare Vorstellungen über die eigene Platzierung in der Schichtstruktur gibt“ (Noll/Weick 2011: 6f.). Vor allem im Westen ist die subjektive Einstufung über die Jahre stabil geblieben. Die Tendenz der „Schrumpfung der Mittelschicht“ spiegelt sich in der Wahrnehmung der eigenen Position nicht wider. „Trotz eines beachtlichen strukturellen und institutionellen Wandels hat sich die Verteilung auf die Schichten zwischen 1980 und 2008 praktisch nicht verändert“ und ordnen sich 60 Prozent der Befragten in Westdeutschland der Mittelschicht zu. Dass sich trotz sozialer Polarisierung und Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse die Verteilung der subjektiven Schichtzugehörigkeit als so stabil erweist, liegt auch daran, dass die Befragten die Veränderung des Bezugsrahmens mitberücksichtigen: Auch die anderen haben mit den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen zu kämpfen. (Siehe Abb.)

Beruf, Einkommen, Bildungsabschluss sind bei der Selbstverortung die wichtigsten Statusfaktoren. Die Faustregel lautet: „Je höher der Bildungsabschluss, der berufliche Status und das Einkommen, desto höher ist im Allgemeinen auch die soziale Schicht, der man sich zugehörig fühlt.“ (Ebd.) Die Selbstverortung hat selbstverständlich eine reale gesellschaftliche Grundlage: Im Deutschland der Nachkriegszeit hat sich vor dem Hintergrund einer florierenden Kapitalakkumulation – wie in anderen kapitalistischen Metropolen auch – eine breite und zunächst durchlässige Mittelschicht (zusammengesetzt aus Lohnarbeitern des Kapitals, lohnabhängigen Mittelklassen [befördert vor allem durch den Ausbau des Sozialstaats] und den diversen Schichten des Kleinrenten) herausgebildet. Dies verband sich mit der meritokratischen Vorstellung, über eigene Bildungsanstrengungen und die im Produktionsprozess und am Markt erbrachten persönlichen Leistungen Einkommen und gesellschaftliche Position sichern zu können. Nicht mehr die Geburt, wie in feudalistischen Gesellschaften, oder Erbschaften, sondern durch eigenes Handeln erworbene Eigenschaften, also insbesondere (Aus-) Bildungsqualifikationen, sollten entscheiden, welche (beruflichen) Positionen Menschen einnehmen können – und welche (ungleichen) Möglichkeiten der Einkommenserzielung ihnen damit offen stehen oder verschlossen bleiben.

Meritokratie basiert im Unterschied zu anderen Gesellschaftsordnungen auf persönlicher Leistung, die zunächst vom Markt festgestellt wird, danach aber auch in allen anderen Gesellschaftssphären zur Richtschnur von Einkommen und gesellschaftlichen Positionen werden soll. Die Ungleichheit von Einkommen und Statuspositionen soll also in der Regel das Resultat eines Leistungswettbewerbs sein. Daher wird die „soziale Marktwirtschaft“ als Leistungsgesellschaft präsentiert. Nur in den vermeintlich wenigen Fällen, bei denen die individuelle Leistungsfähigkeit und der marktorientierte Leistungswettbewerb eingeschränkt sind, soll durch soziale Transfers ausgeglichen werden.

Leistung und „Mitte“ sind also eng miteinander verknüpft. Die zentrale Einkommensquelle der mittleren Einkommenslagen ist Arbeit, während die Rentiers die Oberschicht prägen und Sozialtransfers die Unterschicht stützen. Die Rede von den „Leistungsträgern“ findet hier ihren rationalen Kern. Für die Politik ist die „Mitte“ daher eine gesellschaftspolitische Zielgröße. Sie wird als ein stabilisierender Faktor der Demokratie betrachtet. Sie gilt als Trägerin gesellschaftlicher Integration in soziokultureller und politischer Hinsicht. Durch eine Erosion würden sich soziale Spannungen erhöhen.

Gleichwohl gilt es zu beachten, dass die „Mitte“ der Gesellschaft sehr viel vielfältiger ist als das Milieu der Reichen. Während zu den Reichen Erben, Rentiers, Unternehmer und Manager (insbesondere aus dem Finanzsektor) zählen, gehören zur Einkommensmitte eine Vielzahl an Berufen, Bildungsabschlüssen und Vermögenspositionen. Ganz überwiegend handelt es sich um Lohnabhängige aus den verschiedenen Teilbereichen gesellschaftlicher Arbeit (Industrie, Dienstleistungen und Staat). Diese mittleren Einkommenslagen teilen die Vorstellung einer auf eigener Anstrengung (Bildung) und Arbeit basierenden ge-

sellschaftlichen Stellung und legen auf gesellschaftliches Fair Play, auf Achtsamkeit auch für die Schwachen, auf Chancengerechtigkeit und Balance großen Wert – nicht zuletzt um ihrer eigenen Zukunft und der ihrer Kinder willen.

Das Aufstiegs- und Leistungsversprechen gerade für die mittleren Einkommenslagen war die zentrale Botschaft der „Sozialen Marktwirtschaft“. Diese meritokratische Ordnung war schon in der Nachkriegszeit eine Illusion. Ihre Hartnäckigkeit hatte allerdings einen rationalen Grund: das Versprechen sozialen Aufstiegs, der in den ersten Nachkriegsjahrzehnten für eine Mehrheit der Lohnabhängigen auch tatsächlich stattgefunden hat, ohne dass davon allerdings die Abstände zwischen Oben und Unten tangiert worden wären. Der „Rolltreppeffekt“ bestand vielmehr darin, dass das gesamte Ungleichheitsgefüge eine oder mehrere Etagen höher gefahren wurde.

Zeitweilig hatte es den Anschein, dass durch den Ausbau der Mitbestimmung, durch soziale Reformen und den Abbau der Bildungsbarrieren eine meritokratische Gesellschaftsordnung herstellbar sei. Dieses Versprechen ist im Verlauf insbesondere des letzten Jahrzehnts zurückgenommen worden. Deshalb wird das System der „Sozialen Marktwirtschaft“ aus Sicht großer Teile der Bevölkerung schon länger seinem Anspruch nicht mehr gerecht. Für mehr und mehr Lohnabhängige wird sozialer Aufstieg durch Arbeit eine Illusion. Unter den Bedingungen der finanzmarktgetriebenen Kapitalakkumulation, der „Jagd nach dem kurzfristigen Profit“, ist für einen beträchtlichen Teil der Lohnabhängigen die Reproduktion der Arbeitskraft nur mehr eingeschränkt gegeben und wegen der Abkoppelung der Arbeitslöhne vom Zuwachs des gesellschaftlichen Reichtums erodieren die Systeme sozialer Sicherheit.

Erosion der Mitte

Den Kern der Restrukturierung der Kapitalakkumulation bildet die über die Liberalisierung des Kapitalverkehrs Ende der 1970er Jahre herausgebildete neue Qualität der Finanzmärkte. Die Akkumulation in der Realökonomie verliert an Dynamik, die Investitionen sind in Verhältnis zur Wirtschaftsleistung rückläufig und die Anlagen in den Formen des fiktiven Kapitals (Aktien, Wertpapiere) gewinnen an Gewicht. Diese Umschichtung auf die Finanzsphäre wird verstärkt durch die Ausbreitung von prekären Beschäftigungsverhältnissen und die schrittweise Zerstörung der kollektiven Formen sozialer Sicherheit. In dieser Entwicklungsrichtung gewinnt der Finanzbereich die Vorherrschaft über die Wertschöpfung.

Im Kern handelt es sich um eine Verschiebung der Machtverhältnisse zugunsten der organisierten Vermögensverwaltung, die in der Folge zum einen eine Auflösung der Form der organisierten Lohnarbeit und über die Prekarisierung eine Veränderung der Verteilungsverhältnisse im nationalstaatlich organisierten Kapitalismus nach sich zieht. Zum andern wird diese veränderte Machtstruktur verstärkt durch den Umbau öffentlich organisierter sozialer Sicherung in Kapitalmarktprodukte. In der letzten Konsequenz soll ein von vielfältigen Formen fiktiven Kapitals überformter gesellschaftlicher Verwertungsprozess für eine Verteilung des gesellschaftlichen Surplus sorgen.

Die Akteure auf den Finanzmärkten setzen einzelwirtschaftlich eine Hegemonie des Shareholder value in der Realökonomie durch, was zu einem beschleunigten Umbau der Unternehmenslandschaft und zu einer Ausweitung der Finanztransaktionen führt. Aus den Betrieben werden überdurchschnittliche Gewinne herausgepresst – zum Nachteil der Beschäftigten, zum Nachteil der Lieferanten und Kooperationspartner und zum Nachteil der Innovationspotenziale. Eine solche Unternehmenspolitik liefert den Kapitalgesellschaften auf kürzere Sicht durchaus Impulse und stützt zunächst die Shareholder-Orientierung. Auf mittlere Sicht führen diese Umschichtungen in den betrieblichen Wertschöpfungsketten zu einer Verschärfung der sozialen Spaltung, der stärkeren Ausrichtung auf die Exportmärkte und letztlich zu einer Untergrabung der Ansprüche auf gesellschaftlichen Reichtum. Gesamtgesellschaftlich setzt sich die Ausrichtung am Shareholder value und die dahinter steckende Begünstigung der leistungslosen Kapital- und Vermögenseinkommen in einer fallenden Quote der Arbeitseinkommen und einer relativen Verselbständigung der Finanzmärkte nieder.

Die Herausbildung der Herrschaft der Finanzmärkte vor dem Hintergrund einer chronischen Überakkumulation bedeutet also geringere Akkumulationsraten, Verdrängung von angelegtem Kapital, Überkapazitäten, Lohnsenkungen, wachsende Asymmetrie und Prekarisierung der Arbeits- und Einkommensverhältnisse. Dazu kommt der politische Prozess der Deregulierung: Mit der Behauptung, der Sozialstaat, letztlich die überzogenen Ansprüche der Lohnabhängigen, seien Schuld an der lahrenden Akkumulation, zielt der neoliberale Politikansatz auf die systematische Begünstigung der Vermögenseinkommen, auf Lohnzurückhaltung, sozialen Druck durch prekäre Beschäftigungsverhältnisse und einen Rückbau sozialer Transfers.

Kennzeichen der finanzmarktgetriebene Kapitalakkumulation ist deshalb eine wachsende soziale Polarisierung – sowohl der Einkommen als auch der Vermögen. Diese Tendenz hat sich verfestigt, wie aus den von der OECD veröffentlichten Daten (Zeitraum 2007 bis 2010) zur Einkommensverteilung (OECD 2013 a und b) hervorgeht.

Im Blickpunkt der politischen Auseinandersetzung um die durch den Finanzmarktkapitalismus ausgelöste Verschärfung des Gegensatzes der Klassen stehen die unter Druck geratenen „Mittelklassen“, „Mittelschichten“ bzw. die „gesellschaftliche Mitte“. Sie werden definiert nach der Höhe des Einkommens, Qualifikation und sozialer Stellung im Beruf. „Mitte“ lässt sich „über drei zentrale Merkmale definieren: ein hinreichendes Einkommen, ein bestimmtes Maß an Bildung bzw. beruflicher Qualifikation und eine berufliche Position jenseits gering qualifizierter und körperlicher Arbeit.“ (Bertelsmann-Stiftung 2013: 48) Ein genauerer Blick auf die auf diese Weise bestimmte „Mitte“, zeigt allerdings, dass hier ganz disparate Personenrubriken zusammengefasst werden: u.a. qualifizierte Lohnarbeiter des Kapitals, Beschäftigte des öffentlichen Dienstes, Solo-Selbständige und auch Nichterwerbspersonen (Rentner, Pensionäre), die selbst, je nach Stellung im gesellschaftlichen Pro-

duktions- und Reproduktionsprozess¹ ganz unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbedingungen unterliegen. Die entwickelte bürgerliche Sozialforschung räumt denn auch ein: „Allerdings ist die Mittelschicht weder ein einheitliches ‚Großkollektiv‘ noch ein in sich homogenes gesellschaftliches Segment. Sie ist vielfach untergliedert, umfasst unterschiedliche sozialstrukturelle Gruppen, Soziallagen, Professionen und Milieus. Die genannten Entwicklungen sorgen heute dafür, dass sie sich immer weiter differenziert. Die Mittelschicht als Ganzes kann somit nicht mehr als ‚robuste Stabilitätszone der Gesellschaft‘ (Vogel 2009) charakterisiert werden, weil Sicherheit und Unsicherheit, Wohlstand und Prekarisierung heute nebeneinander existieren.“ (ebd. 120f.)

In der Einkommensverteilung lassen sich vier Entwicklungstendenzen feststellen:

- *Erstens* verfestigt sich die Einkommensschichtung. Die unteren 20 Prozent der Einkommensbezieher hängen weitgehend fest in ihren prekären Verhältnissen.
- *Zweitens* sind die unteren sozialen Schichten nicht nur stark gewachsen, sondern absolut und relativ immer ärmer geworden, während gleichzeitig die Vermögenden immer reicher wurden. Das Wachstum einer verfestigten Unterschicht und einer darüber gelegenen Zone der Prekarisierung wird zugleich durch ethnische und geschlechtsspezifische Merkmale überlagert.
- *Drittens*. Bei der absoluten und relativen Einkommenspolarisierung ist die „Mitte“ unter die Räder gekommen. Einerseits ist der Abstand zu Besserverdienenden und Vermögenden größer geworden. Andererseits schmilzt die Mitte nicht nur, sondern muss auch deutliche Einkommenseinbußen hinnehmen.
- *Schließlich*, und das ist nicht nur quantitativ, sondern auch hinsichtlich der sozialen Perspektiven entscheidender, sinkt ein immer größerer Teil der „Mitte“ ins Prekariat.

Als Folge der Wirtschaftskrise 2008 ff. sind die Arbeits- und Kapitaleinkommen in den meisten OECD-Staaten beträchtlich gesunken, gleichzeitig haben sich die Prozesse sozialer Polarisierung beschleunigt fortgesetzt. Im Durchschnitt der OECD-Länder ist es zu einem Rückgang der Markteinkommen der Haushalte um jährlich 2 Prozent gekommen. Dazu haben vor allem die höhere Arbeitslosigkeit und geringere reale Lohneinkommen beigetragen.

Die Schere in der Verteilung der Markteinkommen hat sich in dieser ersten Phase der Krise in den meisten OECD-Ländern noch weiter geöffnet. Gemessen am Gini-Koeffizienten (er beträgt 0, wenn alle Menschen in einer Gesellschaft das gleiche Einkommen erhalten und 1, wenn eine Person das gesamte

¹ Eine Aktualisierung der ökonomischen Anatomie der Klassen in den entwickelten kapitalistischen Ländern auf Basis der Kritik der politischen Ökonomie bleibt eine wichtige Zukunftsaufgabe der sozialistischen Linken, deren Umsetzung allerdings entsprechende Ressourcen (Zeit, Geld) voraussetzt (siehe Bischoff u.a. 1982).

Einkommen bezieht) ist die Ungleichheit in der Verteilung im Durchschnitt der OECD-Länder zwischen 2007 und 2010 um 1,4 Prozent gestiegen. Im Durchschnitt der OECD liegt der Gini-Koeffizient damit jetzt bei einem Wert von 0,31. (Vgl. OECD 2013a)

Soziale Ungleichheit und Verunsicherung

Die Sozialdemokratie hat den Kampf um die „Neue Mitte“ verloren. Die Vorstellung man könne die „Mitte“ durch Vermögensbildung stabilisieren und die unteren sozialen Schichten eingrenzen, erwies sich als illusionär. Die Klassen- und Sozialstruktur hat sich unter der Herrschaftsform des Finanzkapitals durch die jahrzehntelange Stagnation der realen Arbeitseinkommen, die Ausbreitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse, die Einschnitte ins soziale Netz und die Verschlechterung der öffentlichen und sozialen Dienstleistungen mehr und mehr verändert. Rot-Grün hat durch die Agenda-Politik und die massiven Steuersenkungen vor allem für Besserverdienende und Vermögensbesitzer die soziale Polarisierung und damit die Erosion der Mitte massiv befördert.

Für die verfestigte Unterschicht haben sich durch die von Rot-Grün betriebene Absenkung der Sozialeinkommen deutliche Verschlechterungen ergeben. Zugleich hat sich für die Haushalte mit prekärem Wohlstand die Bedrohung des sozialen Absturzes (Lockerung des Kündigungsschutzes, verschärfte Zumutbarkeitsregelungen, kürzere Laufzeiten) deutlich verschärft. Selbst für die Haushalte, die auf einen vermeintlich sicheren Wohlstand blicken, hat sich durch die Politik der erhöhten Eigenvorsorge und die Verschlechterung öffentlicher Dienstleistungen teilweise eine Verschlechterung, mindestens aber eine Verstärkung der Unsicherheit eingestellt. Durch den Entkleidungsprozess des Lohnarbeitsverhältnisses von seinen sozialen, kollektiven Momenten gerät die gesellschaftliche Mitte unter Druck. Die Sozialdemokratie hat nicht nur den Kontakt zur verfestigten Unterschicht verloren, sie hat darüber hinaus den Status der Interessenvertretung der Haushalte mit prekärem Wohlstand verloren.

Die Vorstellung, dass Arbeit und Eigentum auf eigener Anstrengung und Arbeit basieren, ist durch die wachsende soziale Polarisierung und den unverschämten Reichtum der Reichen nachhaltig beschädigt. So empfanden schon vor der Großen Krise fast drei Viertel (73 Prozent) der BundesbürgerInnen die wirtschaftlichen Verhältnisse im Lande als „nicht gerecht“. Gleichzeitig hatten schon damals erstmals mehr Menschen von der „Sozialen Marktwirtschaft“ eine „eher schlechte“ Meinung. Die Große Krise hat die Befürchtungen der gesellschaftlichen Mitte auf eklatante Weise bestätigt. Sie nährt die bestehenden Vorbehalte gegenüber sozioökonomischen Modernisierungsprozessen. Insbesondere aber dürften Bunkermentalitäten im Kommen sein: Die Erfahrung, dass in kurzer Zeit das globale System in Gänze ins Schwanken geraten konnte, zementiert Mitte-Haltungen wie „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“. Solche Reaktionsmuster, die Konzentration der Mittelschicht auf sich selbst, auf die eigenen Belange, ihr Rückzug auf den unmittelbaren Nahbereich, erhalten nun nochmals einen Schub. Der Wunsch wird stärker, sich, wo

immer möglich, von äußeren Einflüssen freizumachen, die die gesamte Lebensbalance aus den Fugen geraten lassen können. Dabei gibt die „Mitte“ ihr Empfinden für Gerechtigkeit keineswegs auf. Sie erlebt aber gerade eine weitere herbe Frustration: das Versagen der ökonomischen und politischen Eliten bei der Bewältigung der Wirtschafts- und Finanzkrise.

Die vom Finanzmarktkapitalismus bewirkte Destabilisierung des Lohnarbeitsverhältnisses bedroht also auch die mittleren Einkommenslagen. Stagnierende Lohneinkommen, der Abbau von sozialer Sicherheit und öffentlichen Dienstleistungen, die nicht durch eigene Vermögensbildung kompensiert werden können, und eine vermehrte Abwärtsmobilität in Richtung der prekären sozialen Schichten bilden den Nährboden für eine wachsende Verunsicherung innerhalb der gesellschaftlichen Mitte, die sie empfänglich macht für Ausgrenzungs- und Schließungsprozesse gegenüber der wachsenden Zahl derer, die sich ohne Arbeit oder mit prekärer Beschäftigung durchschlagen müssen.

Weder neoliberale Politik der 1980er und 1990er Jahre noch die Politik der „Neuen Mitte“ haben ihr Versprechen, die Lage der „Mitte“ durch Förderung der Vermögenstitel bzw. durch Entkleidung des Lohns von Sozialleistungen zu stabilisieren und ihr Spielräume für private Absicherung zu schaffen, einlösen können. Die Folge war auch innerhalb der „Mitte“ eine wachsende Distanz zum politischen System und die weitere Erosion der ehemaligen Volksparteien.

Diese Verunsicherung der „Mitte“ und die Krise ihrer politischen Repräsentanz kann auch von der herrschenden politischen und ökonomischen Elite nicht bestritten werden. Gleichwohl behaupten Teile dieser Elite gegen alle auch empirisch nachweisbaren Entwicklungstendenzen, dass schrumpfende Mittelschicht und Einkommenspolarisierung bloße Mythen sind, und die Statuspanik der „Mitte“ unbegründet ist.

Gleichzeitig wird allerdings – damit dem Zersetzungsprozess der „Mitte“ durchaus Rechnung tragend – ein weitreichender Paradigmenwechsel vollzogen, den man auch als Abschied von der „Mitte“ als tragendem Fundament bürgerlicher Politik bezeichnen könnte: „Fraglich ist allerdings, ob die Mittelschicht tatsächlich eine moderne und komplexe Gesellschaft wie die unsrige zusammenhalten kann und wie wichtig damit eine große Mittelschicht ist. (...) Fakt ist: Eine stabile Gesellschaft mit sozialem Frieden ist nicht auf eine große Mittelschicht angewiesen, sondern kann auch über Mobilitätschancen gewährleistet werden.“ (Enste u.a. 2011: 15)

Nur gerade diese „Mobilitätschancen“ haben sich unter den Bedingungen der finanzmarktgetriebenen Kapitalakkumulation und den Wirkungen neoliberaler Politik drastisch verschlechtert. Die Rolltreppe, mit der man den Zusammenhang von Ausbau der sozialen Sicherheit, beschleunigter Kapitalakkumulation und einer geringfügigen Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegsgeschichte bildlich veranschaulichen konnte (mit dem Wachstum steigt jeder auf, aber der Abstand zwischen den Individuen und sozialen Gruppierungen, die auf den verschiedenen Stufen platziert sind, bleibt), funktioniert nicht mehr. Stattdessen setzen Schrump-

fungstendenzen, das Zurückbleiben hinter der Spitze, verstopfte Aufstiegskanäle, die Prekarisierung und die zunehmende Löchrigkeit des einstmals dicht geknüpften Sicherheitsnetzes der „Mitte“ zu und führen zu Verunsicherung und Unzufriedenheit.

Dazu trägt auch bei, dass ein guter schulischer Abschluss und eine berufliche Qualifikation keineswegs mehr automatisch eine sichere Positionierung in der Mitte garantieren. „Durch den breiteren Zugang zu tertiärer Bildung und die Inflation von Bildungsabschlüssen ist ein qualifizierter Abschluss wichtig beim Zugang zur Mittelschichtenexistenz, doch selbst ein Hochschulabschluss stellt dafür heute eher eine notwendige, noch keine hinreichende Bedingung dar.“ (Bertelsmann-Stiftung 2013: 120) Die Folge: „Bot Bildung vor einer Generation noch die Chance für sozialen Aufstieg und Akkumulation von Ressourcen und Prestige, so ist Bildung heute aus Elternsicht die notwendige und nicht substituierbare Voraussetzung für Anerkennung und Statuserhalt. Bildung ist nicht mehr mit der Verheißung von Aufstieg verbunden, sondern soll das Risiko des sozialen Abstiegs reduzieren.“ (Wippermann/Wippermann/Kirchner 2013: 66; vgl. dazu Bullan 2013: 42ff.)

Hinzu kommt schließlich, was bei den interessengeleiteten Untersuchungen zur „Mittelschicht“ vollkommen unterschlagen wird, aber die Verunsicherung in der Mitte massiv befördert, dass die Finanzkrise auch die von den mittleren Einkommenslagen vor allem für die private Absicherung sozialer Sicherheit gehaltenen (bescheidenen) Vermögenstitel bedroht und z.T. auch vernichtet.

Eine überzeugende politische Konzeption zur Stabilisierung der gesellschaftlichen „Mitte“ in der Großen Krise ist bei den Aufklärern über den „Mythos Mittelschicht“ nicht erkennbar.

Perspektive

Die Finanzkrise war nicht einfach ein Betriebsunfall, sondern sie hatte ihren Grund in einer Entfesselung der Finanzmärkte. Zu Recht warnt der amerikanische Nobelpreisträger Paul Krugman vor der Gefahr der Entwicklung hin zu einer Großen Depression wie 1931ff. „Früher glaubten Ärzte, ein Aderlass könne teuflische Körpersäfte beseitigen. Heute glauben Mediziner nicht mehr, dass der Aderlass Kranke heilt. Unglücklicherweise aber viele Wirtschaftspolitiker. Der ökonomische Aderlass verursacht nicht nur großer Schmerzen. Er dörrt unser langfristiges Wachstum aus.“ (Krugmann 2011) Mit Lohnsenkungen, Kürzungen von Sozialtransfers und öffentlichen Dienstleistungen sowie der Ausweitung der Arbeitszeiten und der Erhöhung des Rentenalters wird deshalb weder die gesellschaftliche Mitte stabilisiert noch ein Ausweg aus der Krise eingeleitet.

Wenn Sozialdemokratie wie Grüne mehrheitlich im Kern an der Vorstellung festhalten, dass die oberen Einkommen nur begrenzt zusätzlich belastet werden können, sich also weitergehende Eingriffe in die Verteilungsstrukturen verbieten, und gleichzeitig auch noch der „Schuldenbremse“ ihren Tribut zollen, bleibt als logische Konsequenz nur die „Effektivierung“ des Sozialstaats

und damit die (notfalls auch repressiv durchzusetzende) Begrenzung der Ansprüche der unteren Einkommenschichten. Offen bleibt dabei die Abgrenzung gegenüber den sich herauschälenden Optionen einer Verschärfung der Selektionspolitik gegenüber den sozial Schwächeren und MigrantInnen.

Die große Mehrheit der Bevölkerung hält nicht nur den aktuellen Stand der Verteilungsgerechtigkeit für unbefriedigend, sondern ist auch überzeugt, dass soziale Gerechtigkeit in Deutschland eher auf dem Rückzug ist. Knapp zwei Drittel der Bevölkerung sind der Auffassung, dass die soziale Gerechtigkeit in den letzten drei, vier Jahren abgenommen hat, lediglich 7 Prozent sehen eine positive Entwicklung.

Die Option eines reaktionär-populistischen Wegs hat schon jetzt in vielen Ländern vor dem Hintergrund der schwärenden und jetzt wieder offen ausgebrochenen Wirtschafts- und Finanzkrise großen Zulauf auch aus der gesellschaftlichen Mitte erhalten. Ob in den skandinavischen Ländern, den Niederlanden, Belgien oder Frankreich: Der Einfluss rechtspopulistischer Parteien wächst. Wobei sich das Gebräu aus Europa-Skeptizismus und nationalistischer Rückbesinnung in den politischen Arenen unterschiedlich artikuliert: In Italien, Ungarn und Österreich sind Rechtspopulisten durch Regierungsbeteiligung längst hoffähig geworden.

Mit der „Alternative für Deutschland“ (AfD) hat eine in größeren Teilen rechtspopulistische Mannschaft in kürzester Zeit (seit Mai/Juni 2013) starken Zulauf erhalten und ist nur knapp mit 4,7 Prozent (über zwei Mio. WählerInnen) am Einzug in den Bundestag gescheitert. Die AfD stellt die Konsolidierung der öffentlichen Finanzen ins Zentrum, sie nimmt den Übergang in das nationalstaatliche Gehäuse (vom Geld bis zur Staatsbürgerschaft) in Kauf, gleichgültig wie die europäischen Nachbarstaaten ihre massive Krise bewältigen. Einwanderung ja, aber nur ohne Zugang zu den sozialen Sicherungssystemen und einem sozialen Ausgleich. Diese radikalisierte Haltung, die sich schon in der CSU-Parole von einer Maut für Ausländer anbahnt, bietet Stoff für eine rechtspopulistische Programmatik.

Eine brisante Neuformierung des bürgerlichen Lagers zeichnet sich damit in Deutschland im Anschluss an Verhältnisse wie beispielsweise in Österreich ab. Die Zertrümmerung der FDP, die Formierung einer nationalorientierten rechtspopulistischen Partei und eine zwischen Widerborstigkeit und Lähmung schwankende Sozialdemokratie sind eine Gefahr für eine sozialdemokratisierte christliche Volkspartei mit ihrer Zielsetzung, auch künftig stabile Regierungsverhältnisse zu etablieren.

Literatur

- Bertelsmann-Stiftung (2012): Burckhardt, Christoph/Grabka, Markus M./Groh-Samberg, Olaf/Lott, Yvone/Mau, Steffen (2012): Mittelschicht unter Druck, Gütersloh.
- Bischoff, Joachim (2012): Die Herrschaft des Finanzkapitals. Politische Ökonomie der Schuldenkrise; Hamburg.

- Bischoff, Joachim/Detje, Richard /Lieber, Christoph/Müller, Bernhard/Siebecke, Gerd (2010): Die Große Krise. Finanzmarktcrash – verfestigte Unterklasse – Alltagsbewusstsein – Solidarische Ökonomie, Hamburg.
- Bischoff, Joachim u.a. (1982): Jenseits der Klassen? Gesellschaft und Staat im Spätkapitalismus, Hamburg.
- Bullan, Klaus (2013): Das Elend mit der Schule. Reproduktionsmechanismen mangelhafter Bildungsgerechtigkeit, in: Sozialismus 7-8.
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2009): Prekariat, Abstieg, Ausgrenzung, Frankfurt a.M.
- Enste, Dominik H. / Erdmann, Vera / Kleineberg, Tatjana (2011): Mythen über die Mittelschicht, Roman Herzog Institut, Information Nr. 9.
- Fischer, Joschka (2013): Merkel im Land des Lächelns, in: Süddeutsche Zeitung vom 26. 9. 2013.
- Frick, Joachim R./Grabka, Markus M./Hauser, Richard (2008): Schrumpfende Mittelschicht – Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen, in: DIW Wochenbericht b10, S. 101-108.
- Hombach, Bodo (2013): Wie alt ist die Neue Mitte?, in: Handelsblatt Nr. 177 vom 13. 9. 2013, S. 56.
- Krugman, Paul (2011): Infusion für die Wirtschaft statt Aderlass, in: Frankfurter Rundschau vom 26. 9. 2013
- Müller, Bernhard (2013): Erosion der gesellschaftlichen Mitte. Mythen über die Mittelschicht – Zerklüftung der Lohnarbeit – Prekarisierung & Armut – Abstiegsängste, Hamburg.
- Noll, Heinz-Herbert/ Weick, Stefan (2011): Schichtzugehörigkeit nicht nur vom Einkommen bestimmt. Analysen zur subjektiven Schichteinstufung in Deutschland, in: Informationsdienst Soziale Indikatoren, Ausgabe 45, Februar; zitiert in: Böckler Impuls 6/2011, In den Köpfen hat die Mittelschicht Bestand, S. 6 f.
- OECD (2013a): Crisis squeezes income and puts pressure on inequality and poverty. New Results from the OECD Income Distribution Database.
- OECD (2013b): Krise steigert Ungleichheit und Armutsrisiko in OECD Ländern – Deutschland und Österreich im Vergleich positiv, Presseerklärung 15. Mai. <http://www.oecd.org/berlin/presse/einkommen-verteilung-ungleichheit.htm>.
- Sennett, Richard (2000): Der neue Mensch: Flexibel, mobil oder orientierungslos?, in Matejovski (Hrsg.): Laboratorien der Moderne, Frankfurt a.M.
- Statistisches Bundesamt, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) in Zusammenarbeit mit Das Sozio-oekonomische Panel am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (2011): Datenreport 2011. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland.
- Vogel, Bertold (2009): Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte der Gesellschaft kommen, Hamburg.
- Wippermann, Katja/Wippermann, Carsten/Kirchner, Andreas [im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung] (2013): Eltern – Lehrer – Schulerfolg. Wahrnehmungen und Erfahrungen im Schulalltag von Eltern und Lehrern, Stuttgart.

Torsten Bultmann

Heutige Entwicklungstrends an den Hochschulen vor dem Hintergrund früherer ‘Intelligenzdebatten’

Durchaus aktuell: Intelligenz als Massenschicht

In der Konsequenz der großen Klassen- und Sozialstrukturanalyse des IMSF von Anfang der 70er Jahre hielt die Redewendung von der „Intelligenz als neuartiger sozialer Massenschicht“ Einzug in theoretische Analysen und politische Debatten. Damit wurde zunächst auf zwei Phänomene hingewiesen: a) das rasante Wachstum des akademisch qualifizierten Bevölkerungsanteils infolge von Hochschulreform und Hochschulausbau seit Mitte des 60er Jahre und – eng damit verbunden – b) die Bedeutungssteigerung wissenschaftlich qualifizierter Tätigkeiten im Produktions- und Reproduktionsprozess entwickelter kapitalistischer Gesellschaften. Die *internen* Vorgänge an den Hochschulen waren so eng in die gesellschaftlichen Widersprüche einbezogen und ermöglichten neue Akzentsetzungen von fortschrittlicher Politik. Bei alledem ging es folglich nicht nur um die quantitative Dimension dieser Vorgänge. Der Begriff „neuartige Massenschicht“ sollte auch darauf hinweisen, dass die künftigen akademisch qualifizierten Kohorten weder identisch sind mit dem traditionellen Bildungsbürgertum noch mit einer Abteilung der herrschenden Klasse. Die neue und ständig wachsende wissenschaftlich-technische Intelligenz oszillierte in gewisser Weise in einer widersprüchlichen Situation ‘zwischen’ den Hauptklassen der kapitalistischen Gesellschaft. Dieser Widerspruch war geprägt von dem Versprechen der Privilegierung (gegenüber nicht-akademischen Berufen) und der Kooptation in gesellschaftliche Führungspositionen auf der einen und der zunehmenden Deklassierung und Annäherung an die lohnabhängige Bevölkerung auf der anderen Seite (seit Mitte der 70er Jahre entsprach dem eine wachsende Akademikerarbeitslosigkeit, die zuvor de facto unbekannt war).

Dieser Widerspruch konnte nun progressiv oder rückwärtsgewandt verarbeitet werden. Er war folglich ein Ansatzpunkt für politische Interventionen und Deutungsangebote, für politische Interessenvertretung auch mit dem Ziel einer progressiven Bewusstseinentwicklung. Aufgrund dieser Analysen entwickelten etwa der Marxistische Studentenbund (MSB) Spartakus, der Sozialistische Hochschulbund (SHB) und später die Teile der Juso-Hochschulgruppen, die sich der Stamokap-Strömung zurechneten, die Strategie der sog. ‘Gewerkschaftlichen Orientierung’ (GO) des Hochschulkampfes. Es handelte sich um einen Ansatz der politischen Selbstorganisation und Interessenvertretung auf der Grundlage niedrigschwelliger (vorrangig) materieller und sozialer Forderungen, die eine breite Mobilisierung ermöglichen sollten und so die Perspektive einer Bewusstseinsentwicklung in Richtung des „Bündnisses mit der Ar-

beiterklasse“ zur Durchsetzung auch der eigenen Interessen politisch befördern.¹ Die GO-Politik entwickelte sich in scharfen Kontroversen zu den Politikangeboten maoistischer Hochschulgruppen, welche die Möglichkeit einer fortschrittlichen Interessenvertretung bezogen auf *alle* Studierenden schlicht leugneten und stattdessen eine Politik des „massenhaften individuellen Klassenverrates“ oder der persönlichen Entscheidung für „den Dienst“ an der Arbeiterklasse (unter Verleugnung der eigenen Interessen) propagierten.

Übers.: Studierende in der Bundesrepublik Deutschland 1990 bis 2012 (in Tsd.)			
Jahr	Insgesamt	männlich	weiblich
2012	2.502	1.314	1.188
2011	2.381	1.255	1.126
2010	2.217	1.157	1.060
2005	1.986	1.037	949
2000	1.799	970	829
1995	1.858	1.083	775
1990	1.713	1.047	666

Quelle: Destatis 2013 (Stat. Bundesamt)

Wenn man nun an die damaligen Debatten anknüpfend in unsere Gegenwart springt, lässt sich zunächst feststellen, dass die These von der Intelligenz als ständig wachsender „Massenschicht“ uneingeschränkt richtig war. In der alten Bundesrepublik stieg die Zahl der Studierenden von 247 Tsd. 1960 auf annähernd 1,6 Mio. 1990. Dieses Wachstum hält an (vgl. Übersicht) und hat sich bisher auch gegen alle bildungskonservativen Bestrebungen – über selektive gegliederte Schulsysteme und Aufnahmestopps an Hochschulen – den Zugang zu diesen zu begrenzen, durchgesetzt. Das ist eine positive Entwicklung. Um in etwa die Größenverhältnisse zu illustrieren: Der Begriff der „neuartigen Massenschicht“ kam auf, als Anfang der 70er Jahre 15 bis 20 Prozent eines Altersjahrganges studierten (in der 50er Jahren: 5 Prozent).

¹ Auf die Verkürzungen dieser – im Kern sicher richtigen – Strategie im politischen Alltag kann hier nicht ausführlich eingegangen werden. Die ‚Massenorientierung‘ über breit mobilisierungsfähige materielle, soziale und ökonomische Forderungen war mit der Tendenz verbunden, die ebenso notwendige Auseinandersetzung um die *Funktion* der Intelligenz – und damit auch um die Rolle der Wissenschaft – zu vernachlässigen und so zugleich eine wesentliche *intellektuelle* Dimension der Auseinandersetzung um die Hochschulen. Entsprechend attestierte etwa Heinz Jung dem MSB – in solidarischer Absicht – 1988 ein zu lange vorherrschendes „trade-unionistisches Interessenverständnis“. Vgl. Heinz Jung: Intelligenzanalyse und Interessenbegriff, in: Bundesvorstand des MSB Spartakus (Hg.): Hochschule-Wissenschaft-Gesellschaft im Jahr 2000 – Materialien einer Konferenz des MSB unter Beteiligung des IMSF am 7./8. Mai 1988 in Marburg, S. 25-31, hier S. 26.

Heute liegt in Deutschland die Studierquote etwa bei 50 Prozent, im Durchschnitt der OECD-Länder knapp unter 60 Prozent, in den skandinavischen Ländern studieren mehr als 70 Prozent eines Altersjahrganges. Der Trend hält also an und jede Begrenzung 'nach oben' entspräche einer willkürlichen politischen Setzung. Deswegen wird etwa in der Präambel des 2009 verabschiedeten wissenschaftspolitischen Programms der GEW festgestellt, dass es in den entwickelten kapitalistischen Ländern einen Trend gäbe, dass akademische Qualifikation zur Regelberufsausbildung für die Mehrheit eines Altersjahrganges würde.² Irgendwann werden dann wahrscheinlich auch mal Differenzierungsdebatten über das „Verhältnis“ von Intelligenz und Arbeiterklasse mangels Gegenstand obsolet – wenn die hochspezialisierte Arbeit in Produktion und Dienstleistung des High-Tech-Kapitalismus akademisch qualifiziert ist. Die Polarisierung verlief dann vermutlich im Verhältnis zu denjenigen, die als Subproletariat, neue Unterschicht oder Prekariat langfristig oder dauerhaft von jeglicher Produktion oder gesellschaftlicher Beteiligung ausgeschlossen sind.

Nun verläuft dieser epochale Trend einer Erhöhung des durchschnittlichen gesellschaftlichen Qualifikationsniveaus, der im Kern die Produktivkraftentwicklung widerspiegelt, nicht reibungs- und konfliktfrei. Schon aus den 70er Jahren kennen wir politische Konstellationen, wo eine entsprechende Bildungsexpansion von gegenläufigen – oder gegensteuernden – Versuchen einer stärkeren polarisierenden Segmentierung oder Deklassierung auf akademischen Arbeitsmärkten ebenso wie innerhalb des Hochschulsystems begleitet war.³ Von diesen Strukturveränderungen des Hochschulbereiches soll im Folgenden die Rede sein.

Reaktion: Strukturveränderungen im Hochschulbereich

Seit der Jahrtausendwende etwa findet unter dem Label Bologna Prozess eine Studienreform statt, an der die Kritik seitdem nicht abgeebbt ist. Das Studium soll in zwei konsekutiven Abschnitten – Bachelor und Master – organisiert und gleichzeitig wesentlich stärker formal strukturiert und kontrolliert werden. Es setzt sich immer wieder eine Art Leitbild durch, Wissenschaft als Prüfungsstoff zu organisieren und den Erwerb wissenschaftlichen Urteilsvermögens als permanentes Auswendiglernen und Punktesammeln – was zweifelsohne so nicht gelingen kann. Der Master entspricht in etwa dem Niveau des traditionellen deutschen Erstabschlusses (Diplom, Magister, Staatsexamen). Nun werden allerdings Masterstudienplätze im Verhältnis zur ersten Studienphase

² GEW, Juni 2009: Wir können auch anders! – Das wissenschaftspolitische Programm der GEW, Frankfurt a. M., S. 7.

³ Anfang der 70er Jahre etwa wurden Einrichtungen der nicht-akademischen gehobenen dualen Berufsausbildung als neuartige Fachhochschulen aufgewertet; eine Art begrüßenswertes akademisches Upgrading. Sie etablierten sich als Einrichtungen mit einem hohen Anteil von sozialen Bildungsaufsteigern, d.h. von Studierenden der ersten Generation. Gleichzeitig war dieser Vorgang ambivalent, da dieser neue Hochschultyp auch dazu dienen sollte, den ‚elitären‘ Charakter der Universitäten als Stätten des traditionellen Bildungsbürgertums zu bewahren. Das ist allerdings bis heute nicht gelungen, da etwa zwei Drittel aller Studierenden sich an Universitäten immatrikulieren.

künstlich knapp gehalten und mit hohen Zulassungshürden versehen, so dass nicht alle der 70 bis 80 Prozent der Studierenden, die laut mehrfachen repräsentativen Befragungen den Master anstreben, einen Studienplatz bekommen. Erkennbar ist das bildungsökonomische Motiv einer administrativen Absenkung des durchschnittlichen akademischen Qualifikationsniveaus: man bildet mehr Studierende aus als jemals zuvor, senkt aber gleichzeitig das Ausbildungsniveau. Diese Auseinandersetzung ist allerdings noch nicht entschieden.⁴

Würde die Verknappung der Studienplätze in der zweiten Phase allerdings beibehalten, gewönne ein Masterstudium zwangsläufig ein symbolisch aufgewertetes elitäres Image. Derartige Versuche einer stärkeren internen hierarchischen Differenzierung der Hochschulen werden auch durch andere strukturpolitische Maßnahmen gefördert. Selbst wer sich nicht für Hochschulpolitik interessiert dürfte zumindest als Zeitungsleser mitbekommen haben, dass es seit 2007 ein Novum in der deutschen Hochschullandschaft gibt: Deutschland hat neuerdings „Eliteuniversitäten“, wie sie bisher eher aus dem angelsächsischen Wissenschaftsraum bekannt waren. Genauer: Derzeit gibt es elf solcher „Eliteuniversitäten“ bei insgesamt knapp über 100 Universitäten und Technischen Universitäten (TUs). Kein Witz ist leider, dass zu diesem Club der Auserwählten (= Elite) auch die 1971 gegründete ehemalige Reformuniversität Bremen (Gründungsmotto: „Wissenschaft im Arbeitnehmerinteresse“) gehört. Plastischer lässt sich die Revision der ersten Hochschulreform kaum illustrieren.

Die Rede ist von der „Exzellenzinitiative“.⁵ Diese beruht vordergründig auf einer Bund-Länder-Vereinbarung zur „Förderung der universitären Spitzenforschung“ aus dem Jahre 2005.⁶ Für einen Förderzeitraum von fünf Jahren (2012-2017) werden dafür Zusatzfinanzen von 2,4 Mrd. Euro ausgelobt und wettbewerblich verteilt. Allerdings ist dies ein Pseudo-Wettbewerb, dessen Ergebnisse ziemlich vorhersehbar waren und weitgehend – so die Kritiker – einer Verteilung nach dem Matthäus-Prinzip entsprachen. Anders gesagt: die relativ reichsten Universitäten teilten auch das Gros der Exzellenzfinanzen unter sich auf. Dies vollzieht sich vor dem Hintergrund, dass das deutsche Hochschulsystem – unwidersprochen und von niemandem bestritten – in seiner Grundfinanzierung für seine gesetzlichen Aufgaben seit mehr als drei Jahrzehnten strukturell unterfinanziert ist. Erhebliche finanzielle Zuwächse auf mittlerweile 25 Prozent des

⁴ Die SPD verspricht in ihrem Bundestagswahlprogramm 2013, Masterstudienplätze für alle, die einen solchen wollen, zur Verfügung zu stellen.

⁵ Zu den technischen Einzelheiten des Programms, seinen Begründungsmustern und zur Kritik vgl. Torsten Bultmann: Die Exzellenzinitiative – Ungleichheit als politisches Programm; in: *Forum Wissenschaft* 2-2012, S. 38-41 (<http://www.bdwi.de/forum/archiv/archiv/6029117.html>).

⁶ Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, dass die Ursprungsidee für dieses Programm (Aufbau von „Eliteuniversitäten“) einer Klausurtagung der SPD-Bundestagsfraktion im Januar 2004 entstammt. Zynisch gesagt: Man darf es durchaus für konsequent halten, dass wir der rot-grünen Regierungszeit nicht nur den zweitgrößten Niedriglohnsektor Europas, sondern auch ein Eliteförderprogramm für die Hochschulen verdanken; gewissermaßen als zwei Seiten derselben Medaille. Die „Exzellenzinitiative“ wäre dann die bildungspolitische Entsprechung der Ungleichverteilung des gesellschaftlichen Reichtums.

Gesamtbudgets der Hochschulen (2011) gab es allerdings auf dem Gebiet der ebenfalls wettbewerblich verteilten Drittmittel für befristete Projektforschung.⁷ Die „Exzellenzinitiative“ setzt diese Verteilungslogik einerseits fort und markiert zugleich ein „Bruch“ mit dieser bisherigen Logik. Antragsberechtigt in traditionellen Drittmittelverfahren sind einzelne Professor_innen, denen dann Erfolge oder Misserfolge ihrer Forschung *individuell* zugerechnet werden. Antragsberechtigt in der „Exzellenzinitiative“ sind erstmalig und ausschließlich die Universitäten selbst, vertreten durch ihre Leitung. Die Verleihung der Prädikate „Exzellenz“ und „Elite“ soll offenbar eine symbolische Prestigesteigerung der kompletten Institution befördern, auf diese Weise weitere finanzielle Zuwächse, nicht zuletzt aus dem Privatsektor, generieren und last not least eine hervorgehobene Premium League von Hochschulen nach angelsächsischem Vorbild konstruieren. Die in dem Programm nicht erfolgreichen Hochschulen, und das ist die überwiegende Anzahl, werden so automatisch in den Status der Zweitklassigkeit befördert, ihre Unterfinanzierung erscheint als legitim.

Bildungspolitische Konsequenzen

Sollte sich diese Logik durchsetzen – und das ist noch keineswegs der Fall (s. u.) – hätte dies erhebliche bildungspolitische, wissenschaftskulturelle und nicht zuletzt auch arbeitsmarktpolitische Konsequenzen einer zunehmenden Ungleichbewertung wissenschaftlicher Qualifikationen. In der hiesigen Bildungstradition, im Prinzip schon seit der preußischen Universitätsreform (1810), gelten alle Universitäten, so verschieden sie in ihren fachlichen Schwerpunkten auch waren, als grundsätzlich gleichrangig und gleichwertig – nicht zuletzt in ihrem Anspruch auf staatliche Finanzierung.⁸ Die wesentliche akademische Konkurrenz vollzog sich zwischen den einzelnen Lehrstühlen. Die Professoren identifizierten sich mit ihrem Fach und nicht mit ihrer Uni. Ein Hochschulabschluss definierte sich über die Profession, nicht über den Ort, wo man diese erworben hatte. Man war in erster Linie Diplomingenieur, gleichgültig ob man dies an der TH Aachen oder der TU Braunschweig geworden war. Künftig könnte dies ein Unterschied ums Ganze sein (Aachen ist „Eliteuniversität“, Braunschweig in allen Rankinglisten ziemlich weit unten). In den USA etwa ist es ziemlich egal, was man studiert hat, entscheidend ist vielmehr: wo. Dies bestimmt den sozialen Status. Hierzulande gibt es (noch zurückhaltend zu interpretierende) Indikatoren dafür, dass sich Studienplatzbewerber aus bildungsnahen Familien bei der Studienortwahl zunehmend an der Rankingplatzierung der jeweiligen Hochschule bzw. an deren Erfolgen in der „Exzellenzinitiative“ orientieren.

⁷ 60 Prozent der Drittmittel konzentrieren sich allerdings auf 20 top-gerankte Unis, die wiederum 80 Prozent der zusätzlichen Exzellenzmittel unter sich aufteilen.

⁸ Diese Situation der Gleichwertigkeit der Hochschulen kam natürlich der politischen Interessenvertretung etwa in den 70er Jahren entgegen. Alle Studierenden – ungeachtet ihrer unterschiedlichen Herkunft – waren in einer vergleichbaren Situation, so dass es auch leichter war das *Gemeinsame* in politischen Programmen und Forderungen heraus zu stellen.

Deren neuartige Wissenschaftsförderlogik ist bis weit in konservative Wissenschaftsverbände und die Hochschulrektorenkonferenz hinein noch heftig umstritten. Viele haben natürlich den Braten gerochen, dass es sich dabei in erster Linie um ein *verteilungspolitisches* Programm handelt, dessen Hochleistungsrhetorik lediglich die ideologische Legitimationskulisse dafür produziert, finanzielle Zuwächse an wenigen (Elite-)Standorten zu konzentrieren und die 'restlichen' Einrichtungen, wo der Lehrbetrieb periodisch zusammenbricht und ganze Institutsgebäude wegen Baufälligkeit gesperrt sind, im Zustand der Defizitfinanzierung zu belassen.

Auf den 'Widerstand' von Professoren sollte man sich allerdings politisch nicht allein verlassen. Die Eliteförderprogrammatik ist natürlich auch ein Spaltungsversuch im Hinblick auf die wissenschaftlich-technische Intelligenz und deren Vorform, die Studierenden, als soziale Gruppe. Man könnte dies auch als defensive Reaktion konservativer Kreise auf die zunehmende Vergesellschaftung der Wissenschaft im High-Tech-Kapitalismus umschreiben, um die gesellschaftlich notwendige – und politisch mögliche – Konsequenz einer weiteren sozialen Öffnung der Hochschulen, der materiellen Absicherung eines hohen Bildungsniveaus für alle und – last not least – der Demokratisierung der Wissenschaft zu verhindern. Damit ist zugleich das Gegenprogramm zur herrschenden Politik in seinen Eckpunkten beschrieben, wie es in neue Ansätze einer *allgemeinen* politischen Interessenvertretung an Hochschulen und, so vermittelt, bezogen auf die gesamte soziale Gruppe der Intelligenz einließen müsste.

express		ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT
Niddastr. 64, 60329 FRANKFURT Tel. (069) 67 99 84 express-af@online.de www.express-aifp.info	Ausgabe 9/13 u.a.: Anton Kabel: »Trickerei oder Demokratie. Quo vadis, ver.di?«, Tarifverhandlungen im Einzelhandel »Moderne Sklaverei. Arbeitsbedingungen auf Achse in Europa«, Studie der Europäischen Transportarbeiter-Föderation Anne Karrass: »Erfolg und/oder Niederlage?«, die Positionen im Europ. Parlament zur Durchsetzungsrichtlinie Jenny Brown: »Offen für Unternehmen...«, die US-Gesundheitsreform »Obamacare« »Ein großer Topf. Wie funktionieren die Taft-Hartley-Versicherungen?« Alexandra Bradbury: »Cadillac-Steuer« - Vorwand für Kürzungen im US-Gesundheitswesen	O Ich möchte den express kennenlernen und bestelle die nächsten 4 aktuellen Ausgaben zum Preis von 10 € (gg. Vrl.)

Hans-Jürgen Krug

Klassenanalyse und Intelligenz – Das Beispiel EDS/HP (Thesen)

EDS (Electronic Data Systems Corporation, gegr. 1962) war mit ca. 110.000 Beschäftigten bis zum Jahr 2008 einer der größten IT-Dienstleister in Deutschland und weltweit, eine der Vorreiterfirmen für IT-Outsourcing mit Großkunden wie General Motors, Xerox, Fluggesellschaften, aber auch US-Behörden und Militär. Nach der Übernahme durch Hewlett-Packard (HP) im Oktober 2008 wurden Massenentlassungen angekündigt, in Deutschland (Standorte u.a. in Rüsselsheim, Ludwigsburg, Hamburg, Düsseldorf) betraf dies 1.150 von 4.200 Arbeitsplätzen. Darauf reagierte die Belegschaft mehrheitlich mit einem fast fünfwöchigen Streik (siehe These 2).

These 1: Die IT-Branche ist eine normale Industrie

Die IT-Branche ist spätestens seit dem Jahre 2001 mit dem Platzen der IT-Blase zu einer normalen Industrie geworden. Mit der Folge, dass die Profitraten unter Druck gerieten.

Auf der *Kundenseite* – für EDS spielte hier insbesondere General Motors eine wesentliche Rolle – hat man gelernt, die IT-Lieferanten genauso unter Druck zu setzen, wie andere Zulieferer auch. Das Angebot auf der *Arbeitskraftseite* hat sich durch die verbesserten technischen Möglichkeiten der globalen Vernetzung, durch Prozess- und Produktstandardisierungen und die massenhafte Ausbildung von IT-Fachleuten in Niedrigerlohnländern wie Indien und China („off shore“, „best shore“) massiv ausgeweitet.

Oft wird gesagt, dass der massenhafte Einsatz der Informationstechnik zu einem ungeheuren Produktivitätsfortschritt geführt habe, der wiederum wesentlich zum Anstieg der Arbeitslosigkeit beigetragen habe. Hierzu zwei Zahlen: Die jährliche Zunahme der Produktivität in den USA von 1891 bis 1972 betrug 2,33 Prozent, der jahresdurchschnittliche Zuwachs von 2004 bis 2012 1,33 Prozent. Ist die IT-Industrie auch in diesem Sinne nicht eine ganz normale Produktionsmittelindustrie? Und hat der Wieder-Anstieg der Arbeitslosigkeit nicht vielleicht andere wesentliche Ursachen?¹

These 2: Gewerkschaft ist ok – aber warum ich?

Das Bewusstsein, dass gegen Arbeitsverdichtung, Flexibilisierung, Prekarisierung und Arbeitsplatzvernichtung „eigentlich“ nur gewerkschaftliche Organisation hilft, ist in der „technischen Intelligenz“ weit verbreitet. Aber in (relativ) ruhigen Zeiten kann man/frau sich doch den Beitrag sparen, und karriereförderlich ist eine offene Gewerkschaftsmitgliedschaft oder gar Aktivität auch

¹ Vgl. Karl Marx, Das Kapital, I. Band, 23. Kapitel, Abschnitt 4.

nicht. Und in unruhigen Zeiten? Es ist objektiv schwer, sich zu wehren, da gibt es die Standortkonkurrenz innerhalb eines Konzerns, da gibt es die Globalisierung ... Daraus ergeben sich durchaus nicht abwegige Fragen nach den Erfolgchancen des Sich-Wehrens.

Und es gibt Befürchtungen, wie sie der GBR-Vorsitzende von Opel, Wolfgang Schäfer-Klug äußert: „Aber wahr ist auch, dass überzogener Radikalismus am Ende dazu führen kann, dass ein solcher Standort in seiner Zukunft gefährdet wird. ... Das Management in diesen US-Unternehmen hat ein langes Gedächtnis.“²

Trotzdem gab es bei EDS/HP, dessen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fast vollständig zu den Hochqualifizierten gerechnet werden konnten, folgende Entwicklung: Anfang 2008 betrug der Organisationsgrad (beide vertretenen Gewerkschaften IG Metall und ver.di zusammengenommen) 3 bis 4 Prozent. Anfang 2009, einige Monate nach Bekanntwerden der mit der Übernahme durch HP verbundenen Abbaupläne (1.150 Arbeitsplätze sollten wegfallen) war der Organisationsgrad auf über 50 Prozent gestiegen – ein Bedürfnis fand seinen Gegenstand!

Dazu kam, dass die Behauptung von HP, man könne einen großen Teil der in Hochlohnländern wie z.B. den USA, Großbritannien, Belgien, Schweden, oder Deutschland Entlassenen in kürzester Frist durch IT-Spezialisten aus Asien ersetzen, nicht nur von vielen als Angriff auf ihre in oft langjähriger Ausbildung und Praxis erworbene Kompetenz, sondern auch aufgrund von Erfahrungen aus vielen Jahren „off-shoring“ als völlig unglaubwürdig betrachtet wurde. Deshalb war die Aussage von Gewerkschaften und Betriebsräten, dass die geplanten Massenentlassungen nicht nur menschenverachtend, sondern auch geschäftsschädigend seien, angesichts der Bewusstseinslage der IT-Spezialistinnen und Spezialisten ein gewichtiges Argument.

Ein Bedürfnis fand hier seinen Gegenstand, die Gewerkschaft, weil diese entsprechend vorgeformt war: gute, transparente BR-Arbeit, Betonung der Sinnhaftigkeit von Gewerkschaften im betrieblichen Alltag und bei Betriebsversammlungen; (einigermaßen) kompetentes Auftreten von Hauptamtlichen.

Aber es blieben eben auch mehr als 40 Prozent der Belegschaft, die in den gewohnten Denk- und Verhaltensschemata verharrten.

Auf den dann mit Zustimmung von mehr als 90 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder in der Urabstimmung beschlossenen Streik reagierte die EDS-Geschäftsleitung als Marionette des Eigentümers HP mit den üblichen Mitteln: Streikbrecherprämien, Karriere- und Arbeitsplatzversprechen als Zuckerbrot, Drohungen mit Abmahnungen, Entlassung und Plattmachen der gesamten Tochtergesellschaft als Peitsche. Dazu kam der Einsatz von EDS-Beschäftigten aus England, USA, Indien, Spanien ... sowie der Import von HP- und Drittfirmen-MitarbeiterInnen als Streikbrecher.

² In: Luxemburg, H. I-2013.

All dies wird wesentlich durch die global vernetzte automatisierte Computerlandschaft eines IT-Service-Unternehmens erleichtert. Jedenfalls solange in diesen Netzen vor den Firewalls keine virtuellen Streikposten den Streikbrechern den Zugriff erschweren.

Es war schwierig, auf europäischer und globaler Ebene Streikbrecheraktivitäten zu verhindern.³ Zwar gab es über den EMB (Europäischer Metallgewerkschaftsbund) und UNI (Dachverband der europäischen Dienstleistungsgewerkschaften) Kontakte zu den Einzelgewerkschaften in verschiedenen Ländern und auch Unterstützungsbereitschaft. Wegen äußerst geringer Organisationsgrade in den HP- und EDS-Betrieben im Ausland tendierte allerdings die Wirkung entsprechender Aufrufe gegen Null. Nur in Spanien weigerten sich, auch auf Aufforderung der Gewerkschaft CCOO, viele Kolleginnen und Kollegen, Streikbrucharbeiten durchzuführen.

Unter diesen Bedingungen standen am Ende eines fast fünfwöchigen Streiks nur Teilerfolge. Trotz alledem war der Streik eine einschneidende (positive) Erfahrung. Eine klare Mehrheit der Kolleginnen und Kollegen sagte, der Kampf hat sich gelohnt, es wird immer wieder solche Auseinandersetzungen geben, wir können es auch schaffen, wieder Mehrheiten für Streikmaßnahmen zu bekommen. „Aufrecht gehen“, „morgens noch in den Spiegel sehen können“, „Würde bewahren“ waren wichtige individuelle Motive, die reale Erfahrung von Solidarität eine gewichtige und bleibende emotionale Stütze.

Was tun? Vor den aktiven Gewerkschaftern standen nach dem Streik folgende Aufgaben:

- Aufrechterhaltung des gewonnenen Bewusstseins von der Sinnhaftigkeit gewerkschaftlicher Organisation und solidarischen Kämpfens. Angesichts des Verlustes von fast 600 Arbeitsplätzen trotz intensiven Kampfes war auch dies keine Selbstverständlichkeit. Zumal das Bewusstsein auch der Streikenden in der Mehrheit noch stark von personalisierenden (HP-CEO Mark Hurd als „besonders gieriger, brutaler und kurzfristig denkender Vertreter seiner Spezies“) und nostalgischen Elementen geprägt war. Man/frau ahnt zwar, dass man gegen ein ganzes Systemprinzip angehen müsste, aber man tut – auch für's eigene Bewusstsein – so, als ob ...
- Strukturen und Bewusstsein müssen genutzt werden, um bei den ursprünglichen HP-Mitarbeitern ähnliche Prozesse, die bereits im Gang sind, zu stabilisieren und zu beschleunigen. Wie die Ereignisse im Jahre 2013 zeigten, gelang dies offenbar nicht rasch genug (vgl. die Schlussbemerkung zu These 6).

These 3: Hoch die Internationale Solidarität

Die Erfahrung, dass es schwierig war, auf europäischer und internationaler Ebene Streikbrecheraktivitäten im IT-Bereich zu verhindern, zog die klare Er-

³ Vgl. meinen Bericht in Marxistische Blätter, H. 1-2010.

kenntnis nach sich: TINA „Hoch die internationale Solidarität“. Aber auch: Das ist das Einfache, was *schweeer* zu machen ist!

Die Vertrauensleute der IG Metall bei HP in Rüsselsheim haben an den Gewerkschaftstag im Oktober 2011 deshalb einen Antrag zur Verstärkung der internationalen Kooperation gestellt, der auch angenommen wurde.

Die internationale Vernetzung haben sowohl Haupt- als auch Ehrenamtlichen im Fokus; sie ist aber mühsam und kostet Geld. Deshalb spiegelt die Einschätzung von Wolfgang Schäfer-Klug wohl die Realität wieder: „Da passiert immer weniger (die Ressourcen werden wohl an anderer Stelle eingesetzt)“. Denn auch hier gilt: Wie die Ereignisse 2013 zeigten, gelang der Aufbau internationaler Verbindungen offenbar nicht schnell genug.

These 4: Intelligenz und Prekariat

Kampf und Streik-Methoden bei Intelligenz und Prekariat sind letztlich so verschieden nicht: Öffentlichkeit, Spaß haben, Würde bewahren, Image des Arbeitgebers angreifen ... Dies gilt vielleicht auch deshalb, weil die Schwierigkeiten, sich zu organisieren und zu kämpfen in einer Umgebung, wo dies zunächst geradezu exotisch und auch nicht ohne Risiko ist, vergleichbar sind.

Die Einladung zur Tagung fragte nach der „Rolle der Intelligenz ..., ihrer Beziehung zu anderen Fraktionen der Arbeiterklasse und zu subalternen plebejischen Sozialschichten ...“. Na ja: „Die Putzen und Wischen Staub während wir nicht da sind – und wehe, sie bringen mir dabei was durcheinander.“ Aber: beim Streik bei EDS/HP gab es Solidaritätsbesuche von VAC (Vacuumschmelze, Hanau), von Kita-Beschäftigten, von Federal-Mogul (Wiesbaden) ...

Eine Besonderheit der in der IT-Branche arbeitenden Intelligenz ist wahrscheinlich das oben erwähnte Bewusstsein von der eigenen Kompetenz und der (zeitweiligen) Schlüsselstellung – vergleichbar zu den Druckern im vergangenen Jahrhundert.

These 5: Strategieforschung

Andreas Boes u.a. vom Münchener ISF schreiben: „Deshalb gilt abschließend: Qualifizierung für die Globalisierung wird nur dann zu einem Erfolgsfaktor werden, wenn sie in nachhaltige Internationalisierungsstrategien eingebettet ist. Unternehmen müssen dazu ein neues strategisches Leitbild einer ‚nachhaltigen Globalisierung‘ entwickeln, und das heißt: den Menschen in den Mittelpunkt der Globalisierung zu stellen. Denn: Eine global vernetzte Ökonomie braucht die Menschen!“⁴

Meine Erfahrungen bei und mit Siemens, EDS/HP, Opel/GM sagen etwas ganz anderes.

⁴ Aus: Globalisierung in der Dienstleistungswirtschaft – strategische Herausforderungen für Arbeit und Qualifikation in der IT-Branche. Von Andreas Boes, Andrea Baukrowitz, Tobias Kämpf, Kira Marrs (ISF München), Hrg. Netzwerk Gesellschaftsethik e.V., 2011.

Albert Engelhardt stellte 1986 auf Basis des IMSF-Jahrbuchs 9 „Zukunft der BRD“ (1985) für „den sich herausbildenden Produzententyp des Jahres 2000“ die wachsende Bedeutung der Arbeitsinhalte, des Sinns und Zwecks von Arbeit und Produktion, Ansprüche auf Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung innerhalb und außerhalb der Arbeitssphäre, das Interesse an mehr Entscheidungsfreiheit und Demokratie heraus. In Auseinandersetzung mit den Konzepten von Späth und Biedenkopf erklärte er: „Nicht unterschätzt werden darf, dass das Konzept der Informationsgesellschaft an tatsächlich vorhandenen und sich zunehmend ausprägenden Bedürfnissen der Lohnabhängigen anknüpft.“⁵

Eben daher kommt zum Teil die erwähnte Nostalgie der IT-Beschäftigten mit Blick auf die Jahre 1986 bis 2000: Stichworte sind Autonomie, Flexibilität ... vs. Stechuhr, Organisation ...

Die Gegenüberstellung dieser Zitate heißt nicht, dass es nicht wertvolle Forschungen des ISF gibt und das alles, was beim IMSF heraus kam, zutreffend war. Aber es soll heißen, dass das „M“ für die ganze „Klasse an sich“ von der Intelligenz bis zum Prekariat wertvoll sein kann.

These 6: Sozialismus aus dem Rechner

Das Bewusstsein, „eigentlich“ könnten wir (die abhängig Arbeitenden) mit unseren Produktions- und Koordinationsmitteln alles selbst in die Hand nehmen, ist bei der abhängig arbeitenden „technischen Intelligenz“, gerade auch bei IT-Spezialisten, häufig da. Aber „die (Macht)-Verhältnisse, die sind nicht so“! Also gibt es teilweise Resignation, Abfinden mit dem andauernden „Maschinenwinter“ (Dietmar Dath).

Auf der anderen Seite sind große Teile der technischen Intelligenz nicht unberührt von Gedanken wie diesen: „Ein Risiko ist die Neigung zu exklusiver (Standort, Ethnie, ...) Solidarität; eine Chance die Erarbeitung der Vision einer anderen Welt.“⁶ Und: „Dieser Widerspruch (disposable time vs. Massenarmut) kann nur ... jenseits des Profitprinzips aufgehoben werden.“⁷

Herbstliche Nachbemerkung im September 2013

HP schließt den Standort Rüsselsheim mit mehr als 1.300 Kolleginnen und Kollegen – und diesmal gab es zwar wieder Wut, Empörung, Proteste, symbolische Aktionen, Cebit-Protest, zweitägige Betriebsversammlungen, aber keinen Streik und damit keine wirksame Gegenwehr. HP setzt seinen Willen „locker“ durch.

Trotz kleiner Fortschritte bei den „Was tun“ – Aufgaben (siehe Thesen 2 und 3) war zum einen eine wirksame Streikunterstützung von den entscheidenden

⁵ Albert Engelhardt, Bundesrepublik 2000, Frankfurt/M. 1986, S. 153.

⁶ Klaus Dörre bei der RLS Tagung „Erneuerung durch Streik“, Stuttgart, 1. - 3.3.2013.

⁷ Frank Deppe, Politisches Denken im Übergang ins 21. Jahrhundert. Rückfall in die Barbarei oder Geburt einer neuen Weltordnung? Hamburg 2010.

anderen (vorläufig verschonten) deutschen und internationalen HP-Standorten nicht zu erwarten. Zum anderen war auch die Kampfbereitschaft der Kolleginnen und Kollegen in Rüsselsheim selbst geschwächt: Knapp 180 Beschäftigte gingen zum Kunden Opel/GM über; bei „HP-„Partnerfirmen“ kamen mehr als 150 unter. Mehr als 300 Beschäftigte wurden an andere HP Standorte versetzt („Rosinenpickerei“ der Geschäftsleitung). Jüngere hoffen auf den Arbeitsmarkt, Ältere können eventuell mit der Abfindung bis zur Rente durchkommen. Der mehrhundertfache Rest versucht nun, über eine Qualifizierungsgesellschaft der Arbeitslosigkeit und Hartz 4 zu entkommen.

„Diese Organisation der Proletarier zur Klasse wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst.“ (MEW 4, S. 471)

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion: Dr. Jörg Goldberg, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch, Dr. David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Dr. Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 30. 10. 2013.

Wolfram Burkhardt

Die Rolle der Intelligenz in den Gesundheitsberufen

Größter Beschäftigungssektor

Im Gesundheitswesen arbeiten derzeit knapp 4,9 Mio. Personen oder 13 Prozent aller Beschäftigten. Das sind – zum Vergleich – z.B. zehnmal so viele wie in der chemischen Industrie. Damit ist das Gesundheitswesen zahlenmäßig der größte Beschäftigungssektor in Deutschland. Etwa 2,9 Mio. Beschäftigte gehören zum Gesundheitspersonal im engeren Sinne (vgl. Übersicht).

Übersicht: Gesundheitspersonal im Gesundheitsbereich nach Berufen, 2012	
Ärzte	342.000
Apotheker	61.000
Psychotherapeuten	36.000
Zahnärzte	69.000
<i>Zusammen:</i>	<i>508.000</i>
Gesundheits- und Krankenpfleger	826.000
Altenpfleger einschl. Altenpflegehelfer	444.000
Hebammen	21.000
Gesundheits- und Krankenpflegehelfer	275.000
Physiotherapeuten, Masseur, Bademeister	212.000
Medizinisch-technische Assistenten	99.000
Pharmazeutisch-technische Assistenten	67.000
Sonstige therapeutische Berufe	110.000
<i>Zusammen:</i>	<i>2.054.000</i>
Gesundheitshandwerker	148.000
Augenoptiker	49.000
Orthopädiemechaniker	12.000
Zahntechniker	67.000
Sonstige Gesundheitshandwerker	21.000
Pharmazeutisch-kaufmännische Angestellte	42.000
<i>Zusammen:</i>	<i>339.000</i>
Gesundheitspersonal im Gesundheitswesen insgesamt	2.901.000

Quelle: Destatis 2013 (Stat. Bundesamt)

Der größte Teil der hier Beschäftigten erbringt personennahe Dienstleistungen in einem der wohlfahrtsstaatlichen Kernbereiche, welcher im Grundgesetz verankert ist. Der inneren Landnahme des Kapitals sind in diesem Bereich durch den Klassenkompromiss der Reichsversicherungsordnung und der nachfolgenden Sozialgesetzgebung rechtliche Rahmenbedingungen und Grenzen auferlegt worden. Diese Grenzen werden jedoch im Zuge der jeweiligen Hegemonialkonstellationen immer wieder neu in Frage gestellt und politisch ausgehandelt.

Gleichsam „von oben“ steuern der Staat und die Politik die Finanzierung und die Versorgung des Gesundheitssystems. Unterhalb dieser Ebene der Rahmenvorgaben und der Rechtssetzung haben sich korporatistische Institutionen herausgebildet, in welchen unterschiedliche Interessengruppen mittels Körperschaften und Verbänden in- und außerhalb der Selbstverwaltung die engere Ausgestaltung des Gesundheitswesens mehr oder weniger kompromisshaft unter Staatsaufsicht aushandeln.

Für uns Analysten und Gegner des Kapitalismus kann das Gesundheitswesen und können die Gesundheitsberufe von besonderem Interesse sein, da zum einen die Gesundheit ein individuelles und konstitutives Gut darstellt, dessen Notwendigkeit für die Reproduktion und ein freies, gleiches und solidarisches Gemeinwesen außer Frage steht. Allein schon deswegen ist die Gesundheit politisch. Sie ist zudem politisch und politisierbar, da sich im Gesundheitswesen, seiner Organisation und Steuerung die Grenzverläufe und Überlappungen von öffentlichem Gemeinwesen und privatkapitalistischer innerer Landnahme seit dem Ende des Modell Deutschland besonders deutlich konkretisieren. Es geht dabei zum einen um klassische soziale Verteilungskämpfe, zum anderen um die Formierung von hegemonialen Konstellationen in der Transformation des Wohlfahrtsstaates – mit offenem Ausgang. Dabei kommt der Intelligenz in den Gesundheitsberufen eine besondere Rolle zu.

Die Ärzteschaft

Die größte Gruppe der naturwissenschaftlich-technischen Intelligenz im Gesundheitswesen ist die Ärzteschaft. Zahlenmäßig stellt sie mit knapp 330.000 Beschäftigten zwar nicht einmal ein Zehntel der workforce im Gesundheitswesen. Da die Ärzte aber aufgrund ihrer Kerntätigkeit als unmittelbare gesundheitliche Versorgungsinstanz, aufgrund ihres Status als Profession von Experten mit besonderen Rechten und Pflichten, der akademischen Ausbildung und ihrer spezifischen sozialstrukturellen Rekrutierung und Sozialisation einen historisch tradierten Sonderstatus genießen, ist das Bedienen ihrer spezifischen Interessen durch den jeweiligen Block an der Macht politisch seit über hundert Jahren von besonderer Bedeutung. Zur Absicherung von Hegemonie erscheint das Gewinnen der mittel- oder unmittelbaren Produzenten und Experten der Gesundheit und ihrer Organisationen seit einem historisch langen Zeitraum durchaus wichtig.

Umgekehrt jedoch ist es auch die Ärzteschaft, welche in Hegemoniekrisen ein Indikator und Bestandteil von Gegenhegemonie sein kann: Aufgrund ihrer

überwiegenden Herkunft aus den mittleren und oberen sozialen Klassen, ihrer durch das Studium gewissermaßen natürlichen Zugehörigkeit zur Gruppe der Intelligenz sowie eines qua Berufstätigkeit tendenziell humanistischen Bewusstseins kam und kommt es immer wieder zu Absetzbewegungen vom klassisch-ständischen Bewusstsein des privilegiensichernden und Verwertungsinteressen wahrnehmenden Arztes.

Die Zeit reicht hier nicht, um historisch auf die Mitgliederzahlen der Ärzte in der KPD und der DKP einzugehen, sie reicht auch nicht, um auf die Herausbildung von wichtigen kritischen Intellektuellen aus der deutschen Ärzteschaft seit dem 19. Jahrhundert zu verweisen. Allerdings kann festgestellt werden, dass jede Krise des Sozialen, des Gesellschaftlichen, des Ökonomischen und des Politischen Bewegungen und Organisationen hervorbrachte, für die und in denen Ärzte und Ärztinnen eine wichtige Rolle spielten.

Niedergelassene ...

Was die Organisationen betrifft – kaum ein gesellschaftliches Teilsystem ist so stark durch Verbandsmacht geprägt wie das Gesundheitswesen. Und hier zeichnet sich insbesondere die Berufsgruppe der Ärzte durch einen hohen Grad an Organisationsfähigkeit aus. Es sind die Verbände der niedergelassenen Ärzte, die Bundesärztekammer, die Kassenärztlichen Vereinigungen und der Hartmann-Bund, welche als harte und durchsetzungsfähige Sachwalter der materiellen Interessen und des Ideals der Freiberuflichkeit innerhalb des Gesundheitssystems agieren. Erst kürzlich z.B. intervenierte der Präsident der Bundesärztekammer in die politische Arena, indem er sich im Namen der niedergelassenen Ärzte gegen eine Bürgerversicherung und für die Fortexistenz der Privaten Krankenversicherung stark machte.

Sofern eine Mehrheit der niedergelassenen Ärzte von Deregulierung, Privatisierung und Ökonomisierung der Gesundheit profitiert, wird sie ihre Verbandsmacht und ihr Recht auf Sicherstellung und Selbstverwaltung für diese Politik benutzen.

Gleichwohl zeigen Organisationen wie Médico International, Médecins Sans Frontières, der Vereinigung Demokratischer Ärztinnen und Ärzte (VDÄÄ) u.a. mit ihren Aktivitäten und denjenigen ihrer Intellektuellen, dass ein Organizing der Intelligenz hier sinnvoll und wichtig ist.

...und angestellte Ärzte

Einen anderen Bereich der ärztlichen Intelligenz bildet der stationäre Sektor, insbesondere das Krankenhaus. Hier arbeitet mittlerweile die Mehrheit der deutschen Ärzte.

Organisatorisch ist der Krankenhaussektor von der dualen Finanzierung bei öffentlicher Sicherstellung der Länder geprägt. Was die Besitzverhältnisse betrifft, kommt es zu einem Bedeutungszuwachs privatkapitalistischer Träger. Gesamtgesellschaftlich steigt die Krankenhaushäufigkeit (Anzahl Aufenthalte

von Bürgern im Krankenhaus) und damit der Stellenwert des Krankenhauses als Ort der gesundheitlichen Versorgung immens.

Im Krankenhaus und dessen interner Arbeitsweise können wir auch die größten Veränderungen im Sinne einer nachholenden Modernisierung der Arbeitsteilung und Arbeitsorganisation registrieren:

Verstärkt durch die Einführung der diagnosebezogenen Fallpauschalen 2004 erfolgt unter den Bedingungen der Kostendämpfung eine betriebswirtschaftlich vorwiegend durch das Management und die Verwaltung gesteuerte einseitige, da vornehmlich technisch-organisatorische Modernisierung. Diese hat Auswirkungen auf die hier beschäftigten und im Gegensatz zum ambulanten Bereich angestellten Ärzte: Das Ausmaß an Spezialisierung, an Arbeitsverdichtung und Arbeitsteilung für den einzelnen Arzt nimmt zu. Die Möglichkeit, einen Patienten im humanistisch-ganzheitlichen Sinne zu behandeln, nimmt ab. Die Tätigkeit vieler Klinikärzte nimmt Formen eines allgemeinen Spezialisten im Angestelltenstatus an. Bezahlung, Status und Anerkennung sind durch diese Faktoren tendenziell gefährdet – es sei denn, der Krankenhausarzt wird im immer noch streng hierarchischen Krankenhaussystem Oberarzt oder Chefarzt – wenn er nicht die (begrenzte) Möglichkeit zur Niederlassung nach der Facharztausbildung nutzt. Diese – unsichere – Option und die – ebenso unsichere – Aussicht auf Aufstieg in den Rang eines materiell und arbeitsbezogen privilegierten Ober- oder gar Chefarztes disziplinieren viele unzufriedene Individuen aus dem Heer der Assistenzärzte im deutschen Kliniksystem.

Gemeinsam mit den niedergelassenen Ärzten ist ihnen ihr Bildungsweg, welcher die Ärzteschaft zu so einer besonders einheitlichen und im Zweifelsfall geschlossenen Berufsgruppe macht.

Kritisches Bewußtsein?

Einfallstore für die Formierung einer kritischen Intelligenz und für gegenhegemoniale Bewegungen und Organisationen sind genau diese Bildungswege; das Studium und die Erfahrungswelt der subalternen Assistenzärzte.

Solange jedoch die wichtigste gewerkschaftsähnliche Organisation für die Krankenhausärzte, der Marburger Bund, die vornehmlichen Interessen der privilegierteren Ärzte in Form von materiellen Lohnforderungen und Besitzstandswahrung vertritt, wird er schwerlich zu einem Formierungsort kritischer Intelligenz im ärztlichen Bereich werden.

Genau diese Mentalität und Politik der Besitzstandswahrung begrenzt u.a. die – geringen – Möglichkeiten von ver.di im ärztlichen Bereich. Die Angst vor dem Abstieg hat die Ärzte bisher noch nicht erreicht – der Facharztmangel und die unverzichtbare Funktion der Ärzte im Krankenhaus sorgen für eine vergleichsweise überdurchschnittliche Gehaltsstruktur.

Eher quer zu den organisatorischen Korporationen der Ärzteschaft und den materiellen Fragen bildet die von vielen Ärzten so empfundene betriebswirtschaftlich geleitete und managementgetriebene Zergliederung des ärztlichen Hand-

lungskerns – das Diagnostizieren, Operieren und Therapieren eines Patienten in der angemessenen Zeit – einen sehr aktuellen Anlass für die Auseinandersetzung mit den Veränderungen des eigenen Berufes, seinen Werten und Normen im Verhältnis zur politischen und sozialen Veränderung der Gesellschaft.

Hier – in der Thematisierung und Zuspitzung des Widerspruchs zwischen guter Medizin auf der einen und den Grenzen von Kommerzialisierung und Rationalisierung bei der Organisation einer solchen auf der anderen Seite – besteht zunehmend eine Politisierungsmöglichkeit der ärztlichen Intelligenz. Das gilt im Übrigen im kleineren Maßstab auch für den niedergelassenen Bereich. Dieser Widerspruch und die Auslotung der Möglichkeiten gegenhegemonialer Konstellationen im Gesundheitswesen erscheint mir im übrigen interessanter, als die Diskussion über Grundfragen der Krankenhausträgerschaft. Einst führte die Kampagne „Gesundheit ist keine Ware“ von attac auch durchaus zu einer Thematisierung der Widersprüche in der Gesundheitsversorgung – und trug zu einem Aufflackern der Formierung lokaler Intellektueller im Krankenhaus bei. Auch wenn Gesundheit selbstverständlich immer mehr zur Ware wird.

Die Gesundheitsfachberufe

Ein Anknüpfen an derartige Kampagnen sowie ein – in der ärztlichen Berufsgruppe schwieriges – Organizing sowie eine Politisierung des Ausbildungswesens erscheint dringlicher und im Sinne der Formierung kritischer Intelligenz vielversprechender in der zahlenmäßig größeren, aber machtpolitisch subordinierten Gruppe der Gesundheitsfachberufe. In diesen arbeiten neben und realiter unter den Ärzten neunzig Prozent der Beschäftigten: Über 800.000 Krankenpflegekräfte, etwa 400.000 Altenpflegekräfte sowie 21.000 Hebammen (vgl. Übersicht). In diesen Gesundheitsfachberufen sind bisher ungefähr gerade mal drei Prozent akademisch ausgebildet worden – europaweit sind es bereits 15 Prozent der Workforce im Gesundheitswesen neben der Ärzteschaft.

Diese Arbeit in den Gesundheitsfachberufen ist massiver noch als im ärztlichen Bereich von nachholender Modernisierung, Arbeitsteilung und betriebswirtschaftlich gelenkter Prozesssteuerung geprägt. Unter dem Diktat der Kostendämpfung und im Zuge ökonomischer Konkurrenz und des Profitstrebens der Leistungsanbieter können im Bereich der Pflegeberufe die schärfsten Formen von Rationalisierung und Steigerung der Arbeitsintensität nachgewiesen werden. Diese werden von den hier Beschäftigten auch so empfunden – ebenso wie die für die Ärzte beschriebene Problematik, nur fragmentarisch bis als unzureichend empfunden an der Gesundheit des einzelnen Patienten arbeiten zu können.

Hinzu kommen – anders als im ärztlichen Bereich – die beschämend mangelnde materielle Kompensation zunehmender Arbeitsbelastung und die niedrige Anerkennung der gesellschaftlich unverzichtbaren individuellen Arbeit in diesem Bereich. Die Pflege ist zudem derzeit diejenige Berufsgruppe mit den höchsten Raten bei psychischen Erkrankungen.

Anders als die akademisch geprägte Intelligenz der Ärzteschaft mitsamt ihrer machtvollen Korporationen und Organisationen verfügt diese Berufsgruppe

nicht über eigene, machtvolle Organisationen, geschweige denn Korporationen oder Lobbys. Auch der gewerkschaftliche Organisationsgrad bei ver.di ist ausgesprochen niedrig – mit einigen lokalen und regionalen Ausnahmen. Ist doch die Pflege noch immer stark geprägt von einer historisch-konfessionellen Kultur der individuellen Aufopferung.

Allerdings gewinnt die Pflege an Bedeutung: Zum einen produziert die nachholende Modernisierung im Gesundheitswesen gerade in der Arbeit der Pflege eine arbeitsteilige Ausdifferenzierung der Pflegeberufe. Fachkräfte, insbesondere akademisierte Fachkräfte, sind bereits jetzt begehrt. Der Bedarf an studierten Leitungen der Arbeit in der Pflege steigt. Ebenso stark im Anstieg begriffen ist der Bedarf an Pflegehilfskräften, welche nur über eine verkürzte Ausbildung verfügen und – wie in der Altenpflege, aber auch zunehmend im Krankenhaus üblich – Arbeitsverhältnisse im prekariatsnahen Niedriglohnsektor innehaben.

Sehen wir auf die immens steigenden Bedarfe in den Gesundheitsberufen, welche allein die demographische Entwicklung der kommenden Jahrzehnte sowie die qualitativ größeren Möglichkeiten der Medizin und der Pflege mit sich bringen, ergeben sich hier für die Pflege zwei mögliche Konsequenzen: Die Akademisierung eines Teils der Pflege wird fortschreiten und quantitativ zunehmen. Dies ermöglicht die Herausbildung einer eigenen, auch einer eigenen kritischen Intelligenz der Pflege. Die andere, größere Gruppe der Pflege im Niedriglohnbereich wird von der akademisierten „Pflege-Elite“ angeleitet. Hier ergeben sich neue Organisations- und Politisierungsherausforderungen für die eigene kritische Intelligenz der Berufsgruppe sowie insbesondere für die Gewerkschaften.

Auf andere Weise haben diesen kommenden Bedeutungszuwachs der Pflege und der Gesundheitsberufe die Anlage- und Unternehmensberatungen bereits verstanden: Der Gesundheitsmarkt – insbesondere die Altenpflege und die Krankenhäuser – werden in entsprechenden Studien als Zukunftsmarkt ausgemacht, in welchem unter den Bedingungen der Privatisierung und Liberalisierung des Gesundheits- und Pflegewesens hohe Renditen zu erzielen wären. Dass diese Bedingungen „von oben“ – also in der politischen Arena der Sozial-, Wirtschafts- und Gesundheitspolitik – nicht hergestellt werden können, dass sie auch „von unten“, also in der Sphäre der gesundheitsbezogenen Arbeit nicht einfach hergestellt werden können, dazu bedarf es einer Politisierung der Intelligenz im Gesundheitswesen, dazu bedarf es der Organisationen – womöglich neuer wie der Pflegekammern – und vor allem der Förderung der Herausbildung einer eigenen kritischen Intelligenz in den Gesundheitsberufen. In den letzten Jahren formierte sich hier lokal und regional durch Initiativen, Arbeitskreise, kleinere Protestbewegungen z.B. gegen Krankenhausprivatisierungen wie auch punktuelle Streiks ein kritisches Potential. Damit es gegenhegemonial politisch wirksamer wird, sind berufsgruppenübergreifende Initiativen dringlich vonnöten.

Karl-Heinz Heinemann

Widersprüchliches im Lehrberuf: Prekarisierung und Professionalisierung

Lehrerinnen und Lehrer haben mit den Bundeswehrsoldaten etwas gemeinsam: Sie leiden unter grässlichen Minderwertigkeitskomplexen, die Soldaten, weil ihre Kriegsleistungen in der Bevölkerung nicht wertgeschätzt würden, was aber gar nicht stimmt, wie Thomas de Maizière kürzlich in der FAS feststellte. Den Lehrern geht es genauso. In der Öffentlichkeit ist ihr Beruf angesehen, er rangiert in der Wertschätzung natürlich vor Journalisten, inzwischen aber auch vor Hochschullehrern, doch über die Hälfte der von Allensbach im Auftrag der vodafoneStiftung befragten Lehrkräfte litt unter dem vermeintlich schlechten Image ihres Berufs in der Öffentlichkeit.¹

Das sind die vom damaligen niedersächsischen Ministerpräsidenten Gerhard Schröder gezeißelten faulen Säcke. Adorno hat sie vor 50 Jahren, am 20. Mai 1963, eleganter als „archaisch zurück geblieben hinter der Zivilisation“ geschildert, als ein Beruf, der geprägt sei durch „Keifen, Querulieren, Schelten und dergleichen“², und durch Reaktionsweisen nahe an der physischen Gewalt. Das Tabu über dem Lehrberuf, so hieß Adornos Essay, scheint gebrochen: Das Verbot, das über diesem Beruf hing, den so mancher nur notgedrungen ergriff, weil er (damals noch seltener sie) mit dem geisteswissenschaftlichen Studium sonst nichts anfangen konnte. Man schämte sich, Lehrer zu sein. Adorno zitiert aus Heiratsannoncen, in denen die Inserenten betonen, dass sie, obwohl Lehrer von Beruf, keine Lehrertypen seien. Damals galt der Universitätsprofessor noch sehr viel mehr als ein Lehrer. Adorno stellt fest, dass es eine Diskrepanz gebe zwischen dem Anspruch des Geistes auf Status und Herrschaft, für den der Lehrer einstehe, und der demgegenüber bescheidenen materiellen Position. Und suspekt sei das Pädagogische an der Lehrerfunktion: Die Sache, die er betreibt, wird pädagogisiert, die Kinder schon dürften sich dadurch unbewusst betrogen fühlen, denn das sei irgendwie unehrlich. Die Lehrertätigkeit gehöre, begründet er die Abneigung noch quasi politökonomisch, zur Zirkulationssphäre und sei schon deshalb suspekt. Ihm dagegen, Adorno, sei das als akademischem Lehrer fremd, er vertrete seine Sache ohne Berechnung auf Einflussnahme halt authentisch.

Soweit Adorno damals. Manches hat sich verändert, aber einiges seiner Kritik wird heute noch gern in der Linken aufgegriffen. Heute muss sich niemand mehr allein deshalb abgewertet fühlen, weil er in der Zirkulationssphäre arbeitet, im Gegenteil, die im Gehalt sich ausdrückende Wertschätzung übertrifft ja

¹ Lehre(r) in Zeiten der Bildungsapanik. Eine Studie zum Prestige des Lehrerberufs und zur Situation an den Schulen in Deutschland. Vodafone Stiftung Deutschland, Düsseldorf, 24. April 2012.

² Theodor W. Adorno: Tabus über dem Lehrberuf, in: Th. W. Adorno: Erziehung zur Mündigkeit, Frankfurt/M 1971, hier zitiert nach: www2.ibw.uni-heidelberg.de/~gerstner/TabusText.pdf

die der produktiv Arbeitenden bei weitem.

Was hat sich verändert?

Erstens: Das Image des Lehrers, der Lehrerin

Gegenwärtig macht der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie mit seiner Studie „Lernen sichtbar machen“³ Furore. Ihm gelang es, mit einer methodisch ziemlich aberwitzigen Meta-Meta-Studie zum Bildungsforscher-Star zu werden. Seine zentrale Botschaft ist trivial, wird aber gern gehört: Vergesst die Forderung nach kleineren Klassen, die bringt für den Lernfortschritt der Kinder nichts: Es kommt auf den Lehrer an.

Durch den PISA-Diskurs hat sich der Blick auf die Lehrerschaft verändert: Sie wird ernster genommen, aber die Bildungspolitiker, die Erziehungswissenschaft und die Öffentlichkeit erwarten auch mehr von ihnen. Doch mit dem Imagegewinn haben sie auch Freiheiten verloren. Die Grundschullehrerin, die nach getaner Arbeit dem Gatten noch pünktlich das Mittagessen servieren konnte, wird es nicht mehr geben. Einfach, weil neben und nach dem Unterricht von Lehrern noch sehr viel mehr erwartet wird. Der Gymnasiallehrer, der skrupellos Jahrzehnte lang die Oberstufenschüler mit dem Extrakt seiner Examensarbeit traktieren konnte – in Zeiten von Zentralabitur, von genau spezifizierten Vorgaben ist das vorbei.

Zweitens: Angleichung der Lehrergruppen und Prekarisierung

Für Lehrerinnen gibt es die Diskrepanz zwischen dem Anspruch von Status und Herrschaft des Geistes einerseits und schlechter materieller Stellung andererseits nicht mehr, zumindest nicht mehr in dieser Form.

Zu Adornos Zeiten waren die beiden Pole der Gegenüberstellung ja unterschiedlichen Lehrergruppen zugeordnet: Den Studienräten als Vertretern des Geistes und der vermeintlichen Herrschaft desselben auf der einen Seite, die schlechte materielle Stellung den Volksschullehrern, die damals noch nicht mal eine vollwertige akademische Ausbildung genossen, auf der anderen. Aber da letztere an der Uni nicht präsent waren, tauchen sie auch nicht so recht in Adornos Vorstellung auf. Die Volksschullehrer waren die Gewinner des Bildungsaufbruchs, der durch den Bildungsgesamtplan, die Gutachten des Deutschen Bildungsrats und die ersten Gesamtschulgründungen gekennzeichnet ist. Die Volksschule wurde zur Hauptschule, in ihr sollte nicht mehr volkstümliche, sondern wissenschaftsorientierte Bildung vermittelt werden. Die Lehrerausbildung, die zunächst von den Lehrerbildungsanstalten an die pädagogischen Hochschulen gewandert ist, wurde in den meisten Bundesländern in die Universitäten integriert. Was blieb war die Gehaltsdiskrepanz zwischen niederem und höherem Lehramt. Sie wurde damit begründet, dass die Ausbildung unterschiedlich lang sei. Das Argument fällt jetzt auch weg, wenn die Ausbildung im Bachelor- und Master-System neu geordnet und damit auch gleich

³ John Hattie: Lernen sichtbar machen, Baltmannsweiler 2013.

lang wird. Gewerkschaftspolitisch steht die Angleichung aller Lehrereinstiegsgehälter auf der Tagesordnung.

Folgerichtig wäre es auch, Lehrämter nicht mehr nach Schulformen zu unterscheiden, sondern bestenfalls nach Schulstufen, also den zu unterrichtenden Altersgruppen. Ansätze dazu gab es etwa in NRW und Hessen, den Stufenlehrer, sie sind aber wieder in der Versenkung verschwunden. Hier bestünde also berufspolitischer Handlungsbedarf.

Gehaltsunterschiede gibt es heute nicht nur zwischen den Lehrämtern, sondern vor allem zwischen verbeamteten und angestellten Lehrerinnen und Lehrern. Letztere werden von Land zu Land unterschiedlich in den Tarifvertrag des Öffentlichen Dienstes eingruppiert. Sie bekommen ohnehin ein oft bis zu tausend Euro niedrigeres Nettogehalt als die verbeamteten Lehrer. In der letzten Tarifaueinandersetzung im öffentlichen Dienst hat die GEW versucht, dieses Thema auf die Tagesordnung zu setzen. Letztlich ist sie damit wieder gescheitert – die in den Verhandlungen führende Gewerkschaft verdi hat offenbar kein großes Interesse daran, etwas für die Kollegen von der GEW zu tun. Es bleibt festzuhalten: Auch Grund- und Hauptschullehrer sind nicht mehr arm. Sie empfinden sich als materiell gesichert, wenn sie BeamtInnen sind.

Übers.: Haupt- und nebenberufliche Lehrer/-innen an allgemeinbildenden und beruflichen Schulen 1990-2012 (in Tsd.)						
Jahr	1990/91	1995/96	2000/01	2005/06	2010/11	2011/12
Zahl	624,9	828,6	851,4	856,7	881,9	878,1

Quelle: Destatis 2013 (Stat. Bundesamt)

Doch obwohl ständig über einen neuen Lehrermangel geklagt wird, breiten sich erstaunlicherweise prekäre Arbeitsverhältnisse auch unter Lehrkräften aus. Im Bereich der Erwachsenenbildung sind sie ohnehin vorherrschend. Rund 200.000 Lehrerinnen und Lehrer werden nur als Angestellte bezahlt. Sie sind oftmals tariflich schlechter eingruppiert als ihre beamteten KollegInnen, und sie müssen ihre Sozialversicherungsbeiträge bezahlen. Das kann monatliche Gehaltsdifferenzen von 1.000 Euro ausmachen. Beamte sind übrigens auch für die öffentlichen Arbeitgeber billiger – allerdings nur kurzfristig. Für sie müssen keine Arbeitgeberbeiträge an Kranken- und Rentenkassen abgeführt werden. Dass sie später mit den Pensionslasten umso stärker in den öffentlichen Kassen zu Buche schlagen, interessiert erst einmal nicht.

Rund 30.000 Lehrerinnen und Lehrer haben nur befristete Arbeitsverträge. Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft hat die genaue Zahl noch nicht ermitteln können. Unter anderem deshalb, weil geschätzte Zehntausend mit Verträgen arbeiten, die jeweils zum Schuljahresende auslaufen. Während der Ferien melden sie sich arbeitslos, um zum Schuljahresbeginn wieder ein-

gestellt zu werden. Während auf der einen Seite, von den Ausbildungsbedingungen und von der Entwicklung der Schulformen sich Lehrämter immer mehr angleichen, wird auf dem Arbeitsmarkt immer stärker differenziert: Berufsschullehrerinnen, Mathe- und Naturwissenschaftslehrerinnen bekommen ganz rasch Beamtenstellen, während manche Deutsch- und Geschichtslehrer sich von einer Befristung zur nächsten hangeln müssen. Da tun sich im Lehrerzimmer Gehaltsdifferenzen auf, wie sie auch in anderen Betrieben zwischen Stammebelegschaft und Zeitarbeitskräften üblich sind. Hinzu kommt, dass dank der Föderalismusreform II die Länder ihre Lehrkräfte unterschiedlich bezahlen können. Das führt nicht nur dazu, dass etwa gesuchte Naturwissenschaftler oder Berufsschullehrer Gehaltszulagen bekommen, sondern dass Länder wie Bayern mit besseren Konditionen Lehrkräfte aus Mecklenburg-Vorpommern abwerben können.

Berlin ist das einzige Bundesland, das bisher daran festhält, Lehrkräfte nur noch als Angestellte einzustellen. Diese angestellten Lehrerinnen und Lehrer sind 2013 mehrfach in Streik getreten – sie kämpfen für gleiche Arbeitsbedingungen, gemessen an den verbeamteten Kollegen. Es ist kein Zufall, dass bisher nur in Berlin gestreikt wurde: Dort sind vor allem jüngere Lehrer als Angestellte schlechter gestellt. In anderen Bundesländern sind vor allem ältere Kollegen im Angestelltenstatus: DDR-Lehrer, denen der Beamtenstatus verwehrt wurde und diejenigen, die bei ihrer Einstellung zu alt für eine Verbeamtung waren.

Drittens: Sicherheitsbedürfnisse und ungenützte Spielräume

In der GEW scheint der Beamtenstatus für Lehrkräfte heute völlig unumstritten zu sein. Gerade der mache den Beruf ja materiell attraktiv, argumentieren GEW-Funktionäre. Die Gewerkschaft setzt sich freilich für das volle Streikrecht für Beamte ein und hat damit auch vor dem Verwaltungsgericht in Düsseldorf 2011 Erfolg gehabt. Zu Zeiten des Berufsverbots wurde über das besondere Treueverhältnis der Beamten zum Staat räsoniert. Das Dienst- und Treueverhältnis des Beamten überformt den Status des abhängig Beschäftigten. Das wird selbst von bürgerlichen Arbeitsrechtlern kritisiert, hat doch der Lehrer heute keine hoheitlichen Aufgaben, vergleichbar mit denen eines Polizisten, Richters oder Vollzugsbeamten. Es gibt gute Gründe auch dafür, nicht am Beamtenstatus zu rütteln. Bei den gegenwärtigen Kräfteverhältnissen muss man befürchten, dass jede Veränderung des Status quo eine Verschlechterung bedeutet. Und die materielle Situation der angestellten Lehrerinnen und Lehrer wirkt eher abschreckend.

Sicher, auch als angestellter Lehrer hat man einen sicheren Arbeitsplatz. Wieder mal herrscht Lehrerinnenmangel, und die Länder lassen sich etwas einfallen, um besonders begehrte Pädagoginnen anzuwerben. Aber nichts steht so sehr für Sicherheit und Stabilität wie der Beamtenstatus. Und der zieht nun auch Menschen mit einem hohen Sicherheitsbedürfnis an. Drei Viertel der Lehramtsstudierenden geben an, dass die besondere ökonomische Sicherheit für sie ein Motiv war, Lehrer zu werden. Dafür wird ihnen wenig Mobilität geboten und we-

nig Mobilität abverlangt. Auch das mag attraktiv sein. Ich kenne sechzigjährige Studienrätinnen, die noch an derselben Schule unterrichten, an der sie das Referendariat gemacht haben. Das Sicherheitsbedürfnis spielt für die Berufswahl von Lehrerinnen eine größere Rolle als die relative Freiheit in der Gestaltung des Arbeitsplatzes. Das haben verschiedene Studien unter Lehramtstudierenden und zur Belastung im Lehrerberuf gezeigt.⁴ Sicher, die Zeiten des Lehrers als Halbtagsjobber sind längst vorbei, aber immer noch haben Lehrer eine größere Zeitsouveränität als andere. Und Lehrer sind immer noch weitgehend Einzelkämpfer, jeder kann nach seiner Fassung unterrichten. Eine Freiheit, die einerseits durch immer mehr Vorgaben – Schulentwicklung, Qualitätsanalysen, Schulprogramme etc – eingeschränkt wird, die aber auch ohne diese Einschränkungen von Lehrern oft gar nicht wahrgenommen wird. Der anfangs erwähnte Pädagogen-Harry Potter zum Beispiel, John Hattie, kommt am Ende seiner gigantischen Meta-Meta-Analyse von Untersuchungen, was denn wirkt in der Schule, zu dem Ergebnis: Bei den Lehrern wirkt eigentlich alles, Hauptsache, sie sind davon überzeugt und sind in der Lage, das, was sie für richtig halten, auch stringent durchzusetzen. Doch spricht man mit Lehrern, so klagen sie über Gängeleien und Vorschriften, sie sind ängstlich; das erlebt man als Journalist in kaum einer Berufsgruppe so sehr wie bei den Lehrern: Hat man eine Genehmigung der Bezirksregierung? Was sagt der Schulleiter? Ist das rechtlich gedeckt? Ich behaupte: Lehrerinnen und Lehrer nützen ihre Freiräume nicht aus. Sie haben ein hohes Sicherheitsbedürfnis und sind manchmal ängstlich. Da findet sich vieles wieder von dem, was Adorno über die Lehrer festgestellt hat.

Viertens: Berufsziele, schulische Praxis, Lehrerausbildung

Den Anspruch an Status und Herrschaft haben Lehrer und hat die akademische Welt verloren. Der Beruf des Lehrers wird nicht mehr als herrschaftliche Funktion begriffen. Lehrer müssen nicht mehr den unbefriedigten Anspruch vor sich her tragen, Agenten des ideologischen Apparats der Herrschenden zu sein, gleichzeitig aber zu den materiell Entrechteten zu gehören.

Die Schülerschaft eines Gymnasiums unterscheidet sich heute radikal von der in den sechziger Jahren, als Adorno seinen Essay schrieb. Gymnasiallehrerinnen und -lehrer – ja, heute gibt es auch an Gymnasien mehr Lehrerinnen als Lehrer, übrigens auch ein Zeichen dafür, dass der Anspruch an Status und Herrschaft im Niedergang ist – sind nicht mehr die Torwächter zur Welt des Geistes, der Wissenschaft und des humanistischen Erbes, oder gar zu den Herrschaftsfunktionen, sondern sie verteilen Lebenschancen für etwa 40 Prozent der Bevölkerung in Gestalt von Zehntelnotenpunkten, die beim Numerus Clausus zu Buche schlagen. Sie können Kindern, etwa aus Zuwandererfamilien, den Weg in eine gesicherte bürgerliche Existenz eröffnen oder verbauen. Und man darf durchaus un-

⁴ So z.B. Udo Rauin: Im Studium wenig engagiert –im Beruf schnell überfordert. Studierverhalten und Karrieren im Lehrerberuf – Kann man Risiken schon im Studium prognostizieren? www.uni-frankfurt.de/fb/fb04/download/Rauin_Studierverhalten.pdf.

terstellen, dass die Mehrheit der Lehrerinnen und Lehrer sich so sieht, dass sie Chancen eröffnen wollen und Unterprivilegierte fördern wollen.

Die Heterogenität der Klientel ist ein zentrales Thema in der Pädagogik und für die Lehrerinnen und Lehrer. Nicht wenige leiden darunter. Bei den in diesem Beruf sicher häufigen Ausgebrannten und Frühpensionierten wird als Belastungsfaktor an erster Stelle der Kampf mit Vorgesetzten, Kollegen und Vorschriften genannt, an zweiter aber die Belastung durch eine immer schwieriger zu beherrschende Schülerschaft.

Es gibt eben konfligierende Motive für die Wahl des Lehrerberufs: Diejenigen, die die ökonomische Sicherheit wollen, sind oft nicht die intellektuell aufgeschlossensten; und diese sind die für die Belastungen in dem Beruf auch besonders anfällig. Auf der anderen Seite stehen aber jene, und das ist die Mehrheit, wie die schon erwähnte Vodafone-Studie zeigt, bei der die inhaltlichen Motive im Vordergrund stehen – das Interesse an der Vermittlungstätigkeit an erster Stelle, gefolgt von der Freude an der Arbeit mit jungen Menschen, und erst dann kommt das fachliche Interesse. Das war früher sicher anders, als der Deutsch-Lehrer eigentlich lieber Lektor bei Suhrkamp geworden wäre und aus nackter Not in die Schule gegangen ist.

Die Lehrerausbildung wird gerade im Sinne eines Professionsstudiums umgestaltet. Die alte Volksschullehrerausbildung war kaum wissenschaftliches Studium, sondern Berufsausbildung. Und die Gymnasiallehrerausbildung hatte wenig Bezug zum Lernen und Lehren. Diese Umgestaltung wird in der Linken oft kritisch gesehen. Viele sehen in der Ausrichtung auf die Profession eine unzulässige und wissenschaftsfeindliche Verkürzung des Anspruchs auf Bildung.

Für Adorno war die Vermittlungstätigkeit des Lehrers minderwertig, mit dem Makel behaftet, man wolle einem Schüler, einer Schülerin etwas hintenrum aufschwätzen oder mit psychischer oder gar physischer Gewalt bebiegen. Die Pädagogik, namentlich die so genannte geisteswissenschaftliche, war eine historische Wissenschaft mit der Aufgabe der Legitimation von Schule und Herrschaft. Ihr praktischer Wert für die Berufstätigkeit in der Schule tendierte gegen null. Bestenfalls ließ sie sich kritisch wenden, denkt man etwa an Heinz Joachim Heydorn und Hans Jochen Gamm. Kritische Erziehungswissenschaft konnte angehenden Lehrerinnen und Lehrern dazu verhelfen, ihr eigenes Handeln und die Institutionen Schule und Erziehung kritisch zu hinterfragen, als Herrschaftsinstrument, zu entlarven. Von dieser kritischen Erziehungswissenschaft, die versucht, einen emanzipatorischen Bildungsbegriff zu bestimmen, ist herzlich wenig geblieben. Einige seiner VertreterInnen sammeln sich nun im Gesprächskreis Bildung bei der Rosa Luxemburg-Stiftung, der gerade im Entstehen ist.

Das Lehrerstudium soll stärker auf die berufliche Praxis bezogen werden, das heißt, es soll Praktikumsphasen enthalten, die Unterrichts- und Schulpraxis reflektieren, den Vermittlungsprozess auch im fachlichen Lernen in den Mittelpunkt stellen. Die Lehrertätigkeit wird anders begriffen: Was das Kerngeschäft, das Unterrichten betrifft, wird ein Perspektivenwechsel vom Lehren zum Lernen propagiert, das heißt, Lehrerinnen sollen lernen, stärker den Lernprozess

des Schülers im Blick zu haben. Dieser Perspektivenwechsel wird gern technokratisch verkürzt dargeboten: Als käme es nur noch auf die Methoden an, nicht mehr auf die Inhalte, meist ist dann von Kompetenzorientierung die Rede.

Und nun komme ich noch mal auf John Hattie zurück: Er propagiert nicht, wie er von konservativer Seite oft gedeutet wird, die Rückkehr zum alten lehrerzentrierten Unterricht, sondern er hat einen Lehrer im Blick, der seinerseits vor allem auf die Schüler guckt – was sie machen, was sie lernen. Der Lehrer, den er propagiert, ist engagiert für seine Sache und vermag deshalb auch Schüler zu überzeugen. Lehrersein geht also nicht in der Anwendung der richtigen, vermeintlich schüleraktivierenden Techniken auf. Ein erfolgreicher Lehrer ist von seinem Gegenstand überzeugt. Er versucht nicht, Schülern hintenrum etwas beizubringen, wie es Adorno unterstellt, sondern kann den Lernprozess transparent und klar strukturieren.

Lehrerinnen und Lehrer müssen sich mit den Erfolgsbedingungen ihres Handelns beschäftigen, und deshalb ist es notwendig, das Lehrstudium als Professionsstudium anzulegen. Dazu gehört die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle und mit der gesellschaftlichen Funktion von Schule. Die eigene Rolle wird im Lehrstudium nur im Mikrobereich reflektiert, also in der unmittelbaren Schüler-Lehrerbeziehung, und auch das ist schon überdurchschnittlich viel. Wichtig wäre es, die Funktion von Schule für die Verteilung von Lebenschancen und vor allem für ihre Legitimation zu thematisieren, und angehende Lehrer zum eigenen Engagement zu ermutigen – damit werden sie gegenüber ihren Schülern überzeugender als mit der richtigen Anordnung von Stuhlkreisen und anderen methodischen Spielereien.

Bei aller Professionalisierung brauchen Lehrerinnen und Lehramtsstudierende die Distanz zu ihrer Arbeit und der Institution, in der sie arbeiten. Es ist ja das Ziel von Bildung, Differenzen wahrzunehmen, sich distanzieren zu können.

In den frühen siebziger Jahren gab es in der marxistischen Studentenbewegung heftige Auseinandersetzungen um den richtigen Weg: Die akademische Intelligenz als soziale Schicht expandierte, sie war längst nicht mehr nur Teil und Agent des Herrschaftsapparats, sondern begriff sich auch selbst zunehmend als zu den Lohnabhängigen zugehörig. Folgerichtig wurde vom MSB Spartakus damals die Politik der „gewerkschaftliche Orientierung“ ausgerufen, sprich: Die Konzentration auf unmittelbar gewerkschaftliche Interessen: Bafög, Wohnraum, Studiengebühren. Die Wissenschaftskritik, eine Erbe der 68er-Studentenbewegung, galt als nicht massentauglicher Sonderweg. Als Abweichung galt auch das, was etwa in Marburg als „Doppelqualifikation“ bezeichnet wurde: Die Fähigkeit, professionelles Wissen und Handeln kritisch zu hinterfragen. Für mich ist es vor allem dieser kritische Anspruch, der damals als intellektuelle Abweichung kritisiert wurde, der sich als nach wie vor gültig erwiesen hat. Der Anspruch, junge Wissenschaftler für den Beruf zu qualifizieren und zugleich dazu, ihre Profession kritisch zu hinterfragen, ist ein nach wie vor gültiger Maßstab, der an die Reform der Lehrerausbildung ebenso anzulegen ist wie an die verunglückte Bologna-Reform.

Chancen sozialistischer Politisierung unter veränderten Studienbedingungen

Wir erleben heute an den Hochschulen gegensätzliche Trends. Der Ansturm, der seit der Öffnung der „Massenuniversitäten“ in den späten 1960er Jahren begann, wird fortgeführt. Rund 2,5 Mio. Studierende bevölkern die Hochschulen in Deutschland.¹ Man könnte meinen, es handele sich um einen Trend der „Verbürgerlichung“ – der Teilhabe breiter Bevölkerungsschichten an universellem Wissen. Mitnichten – wurden die Hochschulen bis Mitte der siebziger Jahre auch Arbeiterkindern geöffnet, indem das Bafög eingeführt und neue Reformuniversitäten mit paritätischer Mitbestimmung gegründet wurden, so haben wir es heute generell mit einer „Gegenreform“ zu tun, die eher einen Trend der „Prekarisierung“ der Studierenden eingeläutet hat. Wie können unter diesen Vorzeichen Studierende für sozialistische Hochschulpolitik gewonnen werden?

Veränderte Studienbedingungen

Hochschulen sind, wie alle anderen Arbeitsbereiche auch, eingebettet in das kapitalistische Akkumulationsregime.² Ihre finanzielle Ausstattung erfolgt nach den spezifischen Anforderungen ihrer jeweiligen Epoche.

Bis zum Ende der 1960er Jahre war die Hochschullandschaft noch immer nach Maßgabe der Ordinarien organisiert. Die Kaiserzeit lebte hier nach dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland „unter den Talaren“ fort. Vorherrschender Konservatismus verhinderte dringend benötigte Reformen, die in die Erforschung neuer Produktionstechnologien münden sollten. Widerstand gegen die Öffnung der Fakultäten für Biochemie oder Informatik wirkten innovationshemmend³ und das zu einer Zeit, als der Rheinische Kapitalismus seine ersten Risse verspürte – Stagnation und Arbeitslosigkeit wurden erstmals nach dem „Wirtschaftswunder“ spürbar. Kurzum, das deutsche Kapital verlangte nach Produktionsinnovation. Die Hochschulen mussten mehr hochqualifizierte Arbeitskräfte und Techniken für den kapitalistischen Produktionsprozess hervorbringen. Die Regierung Willy Brandts kam diesen Anforderungen nach. Im Ergebnis ihrer Reformen stand die Massenuniversität, die breiten Bevölkerungsschichten Zugang zu Bildung gewährte, u.a. durch die Einführung des Bafög. Die damals vergleichsweise starke gesellschaftliche Linke

¹ Bundesministerium für Bildung und Forschung [Hrsg.]: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung – Auszug – Zusammenfassung, ausgewählte Tabellen und Abbildungen, Bonn/Berlin 2013. S. 2.

² Vgl. S. Zeise, Politik für die Mehrheit, in: Z 94, Juni 2013, S. 113-119.

³ Torsten Bultmann, Die standortgerechte Dienstleistungshochschule, in: PROKLA, Heft 104, 26. Jg., Nr. 3, 1996, S. 329-355, hier S. 334.

konnte durch die Bildungsreformen Terraingewinne an den Unis verzeichnen. Paritätische Mitbestimmung und weitere Demokratisierungsinstrumente konnten erkämpft werden. Sogenannte Reformunis – wie die „Rote Kaderschmiede“, die Universität Bremen – haben ihren Ursprung in dieser Zeit.

Seither blieben bedeutendere Investitionen im Bildungswesen aus. In den 1990er Jahren, mit dem K.O. der Linken, breitete sich der Neoliberalismus auch an den Hochschulen aus. Erstmals wurde auf den Ansturm von Studienanfängern mit Aufnahmebegrenzung reagiert. Unterfinanzierung wurde im „schlanken Staat“ zur Doktrin: entfielen in Deutschland 1990 auf eine Million Studierende 0,55 Prozent des BIP, so waren es 2004 nur noch 0,43 Prozent. Dieser Trend hat sich massiv verschärft. Der Bolognaprozess läutete ab der Jahrtausendwende einen Prozess ein, der Bildung unter Standortkonkurrenz stellen sollte (Exzellenzinitiative). Heute stehen Studierende untereinander in Konkurrenz um das Erlangen von Kreditpunkten und überhaupt um die Möglichkeit der Aufnahme eines Studiums.

Der Wegfall der Wehrpflicht und die Verkürzung der gymnasialen Oberstufe (G8) läuteten einen Ansturm auf das System der beruflichen und Hochschulbildung ein, bei dem es angesichts schlechter Zukunftsaussichten – befristete Arbeitsverhältnisse und zu wenig Ausbildungsplätze – zu einer Studienaufnahme kaum Alternativen gibt.

Schlechte Studienbedingungen, überfüllte Hörsäle und Seminare sind zum Dauerzustand geworden. Wegen fehlenden Personals kommt es zu Semesterbeginn regelmäßig zur Überfüllung der in ungenügender Zahl angebotenen Seminare. Das Studium wird zusehends verschult und nimmt dabei chaotische Züge an. So sieht der Lehrplan der Bachelor- und Masterstudierenden vor, dass Pflichtmodule in einem vorgegebenen Zeitrahmen absolviert werden müssen. Da vielerorts zu wenige Seminare angeboten werden, verlängert sich die Studiendauer zwangsläufig.

Der Leistungsdruck im Studium hat in den letzten Jahren, besonders im Zusammenhang mit der Einführung des BA/MA-Systems, massiv zugenommen. Zwischen 2003 und 2010 hat sich die Zahl derjenigen, die die psychologischen Beratungsstellen des Deutschen Studentenwerks zu Rate ziehen, nahezu verdoppelt.⁴ „Burnout“ durch Überarbeitung nimmt unter Studierenden zu. Durchschnittlich arbeiten Studierende 42 Stunden die Woche. Davon 35 Stunden zur Vor- und Nachbereitung des Studiums sowie sieben Stunden zusätzlich im Nebenjob.⁵

Gerade die Thematisierung sozialer Probleme, mit denen die Studierenden unmittelbar konfrontiert sind – Leistungsdruck, Studienfinanzierung, knapper

⁴ Christoph Wöhrle, Burnout bei Studenten: Absturz der Überflieger, in: SPIEGEL Online – UniSPIEGEL vom 6.9.2011, <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/burnout-bei-studenten-absturz-der-ueberflieger-a-773855.html> Letzter Aufruf am 30.10.2013.

⁵ Pressekonferenz 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Statement des Präsidenten des Deutschen Studentenwerks, Prof. Dr. Dieter Timmermann, Berlin 2013. S. 2.

und zu teurer Wohnraum, nicht zuletzt die Perspektivlosigkeit – sind Anknüpfungspunkte zur Politisierung. Im Fokus sollten dabei auch immer radikale Wege zu ihrer Behebung stehen. Die Frage von bezahlbarem Wohnraum ist vor allem in den großen Uni-Städten wie Berlin, München und Hamburg eine wichtige Frage für viele Studierende.

Hochschulen als Bezugsrahmen antikapitalistischen Protests

Mit all diesen Fragen können wir konkret an die Lebenssituation von Studierenden anknüpfen. Wichtig dabei ist, den Studierenden zu verdeutlichen, dass all diese Probleme nicht zufällig existieren oder vorübergehender Natur sind. Sie sind Teil einer bestimmten Systemlogik, der des kapitalistischen Systems. Ihre Aufhebung ist damit auch nur mit der Überwindung des Systems möglich.

Dass Studierende wichtige Träger von sozialen Bewegungen, vor allem auch von systemkritischen Bewegungen sind, beweist dabei nicht nur ein Blick in die ältere Geschichte. Gerade im Zuge der Krisen-Proteste in Spanien, Griechenland oder Portugal waren es vor allem junge Menschen, Studierende, welche die Kämpfe initiiert, vorangebracht und besonders auch radikalisiert haben. Frankreich ist ein Beispiel, wie ein Bildungsstreik sich zum Generalstreik entwickeln kann. In Großbritannien haben die Studierendenproteste besonders die repressiven Seiten des kapitalistischen Staates herausgefordert.⁶ Auch in der Bundesrepublik können wir auf Bewegungen an den Hochschulen zurückgreifen. So hat die Zivilklausel-Bewegung im letzten und auch schon in diesem Jahr einige Achtungserfolge erzielen können. Für uns als AntimilitaristInnen stellt sie einen wichtigen Ansatzpunkt da, um eine breite Debatte über die Rolle der Hochschulen in der Frage von Krieg und Frieden zu initiieren.

Bildung und Hochschule nehmen im Kapitalismus eine besondere und wichtige Rolle ein und werden folglich auch nach kapitalistischen Interessen gestaltet. Die Forderung nach Ausweitung der Demokratisierung der Hochschule bzw. Bildung setzt daher an einem Interessengegensatz an. Ein Beispiel: Viele Hochschulen installieren flächendeckend so genannte Hochschulräte – Gremien, welche mit Angehörigen der Universität, zum Teil aber auch mit Personen aus der „freien Wirtschaft“, also aus Unternehmen und Konzernen, besetzt werden. Diese entscheiden dann z.B. über das Leitbild und die Ausrichtung der jeweiligen Hochschule, darüber, welche Studiengänge gefördert, oder wo finanzielle Mittel eingespart werden sollen.

Meistens werden Studierende in diesen Diskussions- und Entscheidungsprozess nicht mit einbezogen. Dies zeigt deutlich, dass die Interessen der Studierenden (wohlgemerkt als größte Mitgliedergruppe an der Hochschule) keine Rolle spielen, ja meistens noch den Interessen von Wirtschaft und Uni-Leitung entgegenstehen. Eher spielt die Profit-Logik der beteiligten Unternehmen eine übergeordnete Rolle.

⁶ Vgl. A. Gallas, J. Nowak, F. Wilde (Hrsg.), *Streiks im Europa der Krise*. Hamburg 2012.

Hochschulbildung, die sich also nicht den Prioritäten kapitalistischer Warenverwertung unterordnen will, muss daher notwendigerweise systemkritisch sein. Systemkritisch, weil die Hochschule nicht im luftleeren Raum existiert, also genauso den Zwängen der Kapitalakkumulation unterworfen ist. Wenn man diese ökonomische Zweckbindung in Frage stellt, agiert man gegen das Interesse von Unternehmen und Regierung.

Studentischer Protest muss mithin Teil einer gesamtgesellschaftlichen Auflehnung gegen die Offensive des Kapitals werden, also sich auch langfristig die Umwälzung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse zum Ziel setzen. Dabei muss der Protest das Studium als Moment der gegenwärtigen gesellschaftlichen Organisation der Arbeit begreifen und zu einem Widerstand gegen deren kapitalistische Form werden. Er muss also die heutige Hochschule zusammen mit der gegenwärtigen Organisation der Arbeit bekämpfen.

Hochschulkämpfe waren in den letzten Jahren eher Abwehrkämpfe gegen den neoliberalen Umbau der Uni. Seit 2007 kommt es z.B. regelmäßig zu Bildungsstreiks. Eine Besonderheit der letzten Jahre liegt jedoch darin, dass es sich bei den Aktionen weniger um spontane Ausbrüche von Frust und Unzufriedenheit handelte, sondern eher um eine langfristige und bundesweit geplante Kampagne, die durchaus erfolgreich war, neoliberale Reformen zurück zu schlagen. So wurden durch die massiven Proteste die flächendeckende Rücknahme der Studiengebühren in fast allen Bundesländern erreicht und auch die teilweise Abschaffung von Anwesenheitslisten.

Von diesen Abwehrkämpfen innerhalb des Systems muss studentischer Protest aber zu einer klaren antikapitalistischen Perspektive und Strategie kommen, um langfristig die Interessen der Studierenden durchzusetzen.

Chancen sozialistischer Politisierung heute

Die Formen studentischer Organisierung sind so vielfältig, wie es das politische Themenspektrum der Hochschulgruppen selbst ist. Die Universität bietet dabei den idealen Rahmen, um sich zu engagieren. Zum einen sind wir nicht der strengen Disziplin eines Lohnherren unterworfen, der bestimmte politische Aktivitäten über ökonomischen Druck sanktionieren kann. Zum anderen treffen wir an den Hochschulen auf eine Konzentration von jungen Menschen, die in keinem anderen gesellschaftlichen Raum so hoch ist. Nicht zuletzt bietet die Hochschule die Möglichkeit, in einem größeren Rahmen theoretische und vor allem strategische Diskussionen zu führen.

Studentische Organisationen sollten dabei die Aufgabe bewältigen, aktiv in Kämpfe vor Ort einzugreifen, in dem z.B. Protest unterstützt und organisiert wird, in dem Möglichkeiten zur kritischen Theoriebildung angeboten und Studierenden der Raum für politische Bewusstseinsbildung und Organisierung zur Verfügung gestellt wird. Darüber hinaus aber muss eine bundespolitische Perspektive gegeben sein, um Auseinandersetzungen zusammen zu bringen und, wie z.B. im Bildungsstreik, flächendeckend Druck auf Regierung und Staat aufbauen zu können.

Ein wichtiges Ziel sollte weiterhin die Schaffung von breiten Bündnissen darstellen. Eine thematische Verengung auf das Thema „Hochschulpolitik“ erweist sich in dieser Hinsicht als der falsche Weg. Hochschulpolitik kann nicht unabhängig von gesamtgesellschaftlichen Fragen betrachtet werden und sollte nie bei Forderungen stehen bleiben, die allein auf die Uni bezogen sind.

Bündnisse sollten an den Hochschulen vor allem mit dem akademischen Mittelbau geschlossen werden, da hier die Prekarisierung in den letzten Jahren massiv zugenommen hat. Mittlerweile sind z.B. 80 Prozent aller Verträge befristet.⁷ Auch die nicht-wissenschaftlichen Beschäftigten sind wichtige PartnerInnen.

Auch außerhalb der Hochschule sind Bündnisse mit von der herrschenden Klasse besonders marginalisierten Gruppen wie z.B. Erwerbslosen und MigrantInnen wichtig. Erfolgreich können Bewegungen aber letztendlich nur dann sein, wenn sie auch an die ökonomischen Kämpfe von ArbeiterInnen angebunden werden, um gemeinsam konsequent die soziale Frage zu stellen. Dabei wird es an Anknüpfungspunkten für linke, antikapitalistische Politik, für Protest und Widerstand auch in Zukunft nicht fehlen.

⁷ Silke Gülker, *Wissenschaftliches und künstlerisches Personal an Hochschulen: Stand und Zukunftsbedarf, Expertise der GEW*. Frankfurt/Main, 2011.

Lothar Peter

Der Tod des „alten“ Typs des Intellektuellen und die Entstehung eines neuen Typs des „Intellektuellen von unten“

1.

Der „alte“ – oder besser: „traditionelle“ – Intellektuelle definierte sich dadurch, dass er im Namen kollektiver Subjekte wie Staat, Nation oder Klasse sowie allgemeiner Werte und Ideale wie Patriotismus, Sozialismus, Freiheit und Vernunft öffentlich seine Stimme erhob und in den Kämpfen seiner Zeit Partei ergriff.

Dieser traditionelle Intellektuelle trat als autonomes Individuum in Erscheinung und seine soziale Position musste keineswegs mit denjenigen gesellschaftlichen Gruppen und Kräften übereinstimmen, denen er sich verpflichtet fühlte.

Selbst der „organische Intellektuelle“ im Sinne Antonio Gramscis kam nicht unbedingt aus derjenigen Klasse, deren Interessen er artikulierte, wie zahlreiche prominente Beispiele aus der Geschichte der Arbeiterbewegung zeigen.

2.

Auch für traditionelle linke Intellektuelle bot die bürgerliche Öffentlichkeit ein Forum, um die Sache der Unterdrückten und Entrechteten dem Schweigen oder den Beschönigungen der Herrschenden zu entreißen und der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten. Die Komponenten dieser Öffentlichkeit wie Zeitungen, Verlage, Bücher, Universitäten und Kongresse dienten nicht nur der Reproduktion der herrschenden bürgerlichen Ideologie, sondern auch der Vermittlung der Kritik linker Intellektueller.

Der „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Jürgen Habermas) und die Medialisierung des „kollektiven Bewusstseins“ in den kapitalistischen Gesellschaften haben dem traditionellen universalistischen Intellektuellen inzwischen weitgehend den Boden entzogen. An seine Stelle ist der sogenannte „Medienintellektuelle“ getreten. Nicht mehr eine spezifische wissenschaftliche, künstlerische oder literarische Kompetenz sind seine Legitimationsbasis, sondern das Prinzip des „esse est percipii“ (George Berkeley), also das „Sein durch Wahrgenommenwerden“.

Die „celebrity“ des „Medienintellektuellen“ hängt davon ab, inwieweit er den Codes symbolischer Herrschaft performativ zu entsprechen vermag.

3.

Hat die Dominanz des Medienintellektuellen das unwiderrufliche Ende dessen eingeläutet, was man mit der Funktion des traditionellen „engagierten linken Intellektuellen“ verbindet?

Einerseits ja, denn die geschichtlichen, sozialen und kulturellen Koordinaten, in denen große Intellektuelle wie Gramsci, Sartre, Simone de Beauvoir, Hannah Arendt, Georg Lukács oder Adorno verortet waren, sind verschwunden.

Andererseits nein, denn die Widersprüche, Krisen und Katastrophen der Gegenwart erfordern Kritik und das Engagement von Intellektuellen ebenso dringend wie vor einem halben Jahrhundert.

Aber für ihr Handeln entstehen mit der Vergesellschaftung von Wissen und Kultur neue Bedingungen. Die Ausbreitung „immaterieller Arbeit“ (Hardt/Negri), die steigende Zahl der „knowledge worker“ und „Symbolanalytiker“ und die Akademisierung von immer mehr Berufen schafft ein neues intellektuelles Potential für Kritik, zumal da die Widersprüche zwischen der Vergesellschaftung von Wissenschaft und Kultur einerseits und ihrer Indienstnahme für Herrschafts- und Ausbeutungszwecke an Komplexität und Tragweite zunehmen. Die Nutzung von Nano-Technik bei spekulativen Transaktionen auf den Finanzmärkten, von denen das Wohl und Wehe von Millionen Menschen abhängt, liefert dafür einen besonders erschreckenden Beweis.

Vergrößern die aktuellen Formen wissenschaftlich-technisch und medial unterbauter gesellschaftlicher Herrschaft einerseits den Druck auf Angehörige der Intelligenz, sich den Imperativen des Systems zu beugen, so treten in diesem Prozess aber andererseits auch gleichzeitig neue Akteure auf, die sich gegen die Instrumentalisierung sowohl ihrer eigenen Tätigkeit als auch der Ergebnisse wissenschaftlicher und kultureller Produktion für den Profit, für die Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheit und Entdemokratisierung zur Wehr setzen.

4.

Schon während der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hat Michel Foucault die Gruppe derjenigen, die als Biologen, Informatiker, Ärzte, Psychiater und Sozialarbeiter im Kontext ihrer konkreten beruflichen Tätigkeit die Wahrheit hegemonialer Diskurse in Frage stellten, als „lokale“ oder „spezifische Intellektuelle“ (Dispositive der Macht) bezeichnet. Es scheint, als ob seitdem die Ausweitung „immaterieller Arbeit“ eine breitere Basis für einen neuen Typ der Intellektuellen geschaffen hat, den ich die „Intellektuellen von unten“ nennen möchte. Es handelt sich dabei um alle wissenschaftlichen Akteure und Kulturproduzenten, die ihre spezifischen Kompetenzen in gesellschaftliche Auseinandersetzungen einbringen und die mit ihrer Arbeit verbundenen Probleme als Fragen gegensätzlicher Interessen und Ziele politisieren. So sensibilisiert eine investigative Journalistin wie C. K. für die Zusammenhänge von scheinbar unpolitischer Kriminalität, Rechtsradikalismus und Aktivitäten einflussreicher „honoriger“ Einzelpersonlichkeiten. Ein Arzt wie K.-R. F. ergriff Partei für die dioxingeschädigten Opfer der Chemieindustrie. Der graduierte Betriebswirt und Lehrbeauftragte J. B. kämpft als Quartiermeister eines sozialen Brennpunkts gegen die strukturellen Ursachen der heutigen Wohnmisere.

Soziologieprofessoren wie S. L. setzen der Ökonomisierung der Universitäten öffentlich Widerstand entgegen – usw.

5.

Aber Wissenschaftler, Künstler, Schriftsteller und Journalisten werden nicht schon allein durch ihre anerkannten Qualifikationen und Kompetenzen auf ihren jeweiligen Feldern zu Intellektuellen. Erst wenn sie ihre spezifischen Fähigkeiten einsetzen, um für bestimmte Probleme eine nicht auf partielle Interessen beschränkte Lösung zu erreichen, werden sie zu Intellektuellen. Gleichzeitig unterscheiden sie sich vom Typ des Experten, der sich durch seine angebliche Neutralität definiert und seine Funktion erfüllt sieht, wenn er seine Expertise an den Auftraggeber abgeliefert hat. Erst wenn er aus seiner Arbeit den Schluss zieht, sich politisch zu engagieren, wird der Experte zum Intellektuellen.

Intellektuelles Engagement impliziert immer ein universalistisches Moment. Nur wenn zu den professionellen Fähigkeiten von Wissenschaftlern und Kulturproduzenten die Überzeugung und das Bedürfnis hinzutreten, sich an konkreten Punkten – oder wie Foucault sagen würde: „lokal“ – in einer potentiell für alle Menschen vorteilhaften Weise politisch zu engagieren, werden aus Ärzten, Informatikern, Psychotherapeuten, Bildhauern, Journalisten und anderen „Intellektuelle von unten“. Während die traditionellen Großintellektuellen ihre universalistischen Botschaften gleichsam „top down“ verbreiteten, entwickeln die „Intellektuellen von unten“ ihr Engagement „bottom-up“, ausgehend von den Problemen und Konflikten, mit denen sie in ihrer alltäglichen Praxis konfrontiert sind.

6.

Bis in die Gegenwart hinein ist auch die Linke noch immer auf den Typ des außerordentlichen, genialischen Intellektuellen fixiert. Diesen Typ wird es gewiss auch zukünftig immer wieder einmal geben. Aber die Perspektive einer linken Intellektuellenpolitik muss sich in erster Linie auf die „Intellektuellen von unten“ richten, denn sie und nicht einzelne intellektuelle Koryphäen verkörpern vor allem die Vergesellschaftung von Wissenschaft und Kultur und repräsentieren als „kollektive Intellektuelle“, um mit Bourdieu zu sprechen, die dieser Vergesellschaftung immanenten Widersprüche und Kämpfe.

David Salomon

Repolitisierung der Kunst?

Politische Ästhetik

In der Einleitung zu seiner Arbeit über die Entwicklung des Dichters Bertolt Brecht zwischen Früh- und Exilwerk formulierte Herbert Claas 1977 eine prägnante Definition des Begriffs „politische Ästhetik“, an der sich auch heute orientieren kann, wer sich der Frage nach der sozialen Funktion und der politischen Bedeutung von Kunst zuwendet: „Ästhetik systematisiert die Vorstellungen von der rezeptiven und produktiven künstlerischen Aneignung von Wirklichkeit. Politisch ist diese Ästhetik, wenn sie sich der Verhältnisse zwischen Menschen bestimmter Epochen als des Gegenstands der künstlerischen Aneignung bewußt ist, diese Produktion als Spezialfall gesellschaftlicher Arbeit begreift und im realistischen Erkennen und Darstellen antagonistischer Verhältnisse den mittelbaren Beitrag der Kunst zur Entwicklung vernünftigen sozialen Handelns erblickt. Die politische Ästhetik vermittelt folglich die künstlerische Tätigkeit mit ihren gesellschaftlichen Voraussetzungen insgesamt und reflektiert deren Anwesenheit in der inneren Organisation der Kunstwerke. Dies vermag sie nur, wenn sie historisch und materialistisch verfährt.“ (Claas 1977, 10) Nimmt man diese Definition zum Ausgangspunkt, so lässt sich festhalten, dass eine politisch-ästhetische Herangehensweise an Kunst (sei es aus der rezeptiven Perspektive des Wissenschaftlers oder Kritikers oder aus der produktiven Perspektive des Künstlers selbst), sich durch das *Zusammendenken* unterschiedlicher disziplinärer Aspekte auszeichnet: Politische Ästhetik ist weder einfach nur *soziologisch* – im Sinn etwa einer Ableitung der Bedeutung eines Kunstwerks aus der sozialen Lage des Künstlers oder der Verfasstheit der sozialen Institutionen von Kunstproduktion und -distribution –, noch schlichtweg *psychologisch* – an den „Wollungen“ des Künstlers orientiert. Sie ist weder bloß *ästhetisch* – sei es normativ auf einen überzeitlichen „Wert“ (etwa „das Schöne“) orientierend oder *philologisch/kunsthistorisch* deskriptiv auf die Offenlegung der in einem Kunstwerk sedimentierten „Realien“ (Benjamin 1991a, 25) bedacht – noch nur *politisch* an etwaigen Proklamationen und Eindeutigkeiten der Parteinahme im Kunstwerk interessiert. Indem sie – wie Claas es ausdrückt – „die künstlerische Tätigkeit mit ihren gesellschaftlichen Voraussetzungen insgesamt“ *vermittelt* und „deren Anwesenheit in der inneren Organisation der Kunstwerke“ *reflektiert*, weist sie vielmehr allen genannten Aspekten einen Platz zu, an dem sie ihren spezifischen Beitrag zum Verständnis künstlerischer Produkte leisten können und hiermit auch zum durch Kunst vermittelten Verständnis von sozialer Wirklichkeit.

Politische Ästhetik als wissenschaftlicher Ansatz (oder auch als Ansatz zur Kunstkritik) hat somit keineswegs nur solche Kunstwerke zum Gegenstand, die selbst einem Programm Politischer Ästhetik folgen. Abermals in den Worten von Herbert Claas gesprochen: Die „gesellschaftlichen Voraussetzungen“

künstlerischer Tätigkeit können auch mehr oder weniger adäquat „in der inneren Organisation“ (also der Dramaturgie, der formalen Komposition, den Figuren oder der Fabelführung) von Kunstwerken „anwesend“ sein, deren Produzenten dies keineswegs reflektieren, oder deren politische Haltungen keineswegs auf eine Aufhebung antagonistischer sozialer Verhältnisse zielen (das Paradebeispiel ist hier Marx' Lieblingsdichter Balzac). Und umgekehrt kann auch ein *explizit* politisches, kämpferisches, engagiertes und Partei ergreifendes Kunstwerk schlichtweg an den sozialen Bedingungen und Verhältnissen seiner Epoche vorbeigehen, oder gar (wie manche Lieder Wolf Biermanns) mit scheinbaren Evidenzen soziale Verhältnisse verschleiern, indem sie etwa „Richtiges“ zum „falschen Zeitpunkt“ vortragen¹. Zudem ist auch die explizit gewollte Abwesenheit sozialer Voraussetzungen, die Beschränkung auf l'art pour l'art oder – im anderen Extrem – die klischeehafte Verkitschung sozialer Beziehungen (etwa des Arzt-Patienten-Verhältnisses in der Schwarzwaldklinik oder der Liebesbeziehungen in den Romanen Rosamundes Pilchers) ein lohnenswerter Gegenstand politisch-ästhetischer Analyse, aus dem so manche Erkenntnis über die hegemonialen Konstellationen einer Epoche gewonnen werden können. Gerade hier erweist sich politisch-ästhetische Kunstkritik zugleich als Gesellschafts- und Ideologiekritik. In einem kleinen ironischen Dialog schreibt Hanns Eisler: „Was produziert in unserer Zeit die Dummheit in der Musik? / Abwendung von, Uninteressiertheit an und Abscheu vor der Politik. / Ist es Ihnen bekannt, Eisler, daß solche Abneigung auch ein politisches Verhalten ist? / Gewiß – und das ist Verfall.“ (Eisler 1976, 260)

Dem ist heute zweierlei hinzuzufügen: *Erstens*, dass diese Diagnose – im Zeichen einer zunehmend „postdemokratischen“ (Crouch 2008) Öffentlichkeit – beinahe aktueller scheint, als zur Zeit, da Eisler sie stellte; *zweitens*, dass sie sich ohne größere Probleme auch auf andere Kunstformen übertragen lässt. Nur am Rande sei erwähnt, dass sich „Abwendung von, Uninteressiertheit an und Abscheu vor der Politik“ seit je bestens mit ihrer Ästhetisierung vertrug, wie sie jedem „Bonapartismus“ (Losurdo 2008) eignete und auf deren faschistische Form Walter Benjamin zufolge der Kommunismus einst mit der „Politisierung der Kunst“ antworten sollte (Benjamin 1991b, 508).

Tendenzen der Entpolitisierung

Es spricht viel dafür, die Benjaminsche Entgegensetzung nicht bloß zeitspezifisch auf die historische Konstellation der dreißiger Jahre beschränkt zu lesen, sondern als allgemeinen Anspruch an Kunst unter den Bedingungen antagonistischer Vergesellschaftung. Dabei fällt auf, dass die „Politisierung der Kunst“, also – in der Produktionsperspektive gesehen – die explizite Entdeckung künstlerischer Ausdrucksformen als Erkenntnismittel sozialer Zusammenhänge und zugleich als Mittel und Medium politischen Engagements, Konjunkturen unter-

¹ So wäre ein Lied, das 1914 vorgebracht hätte „Soldaten sind sich alle gleich/lebendig und als Leich“ unter dem Gesichtspunkt politischer Ästhetik etwas grundsätzlich anderes als ein diesen Vers enthaltendes Lied aus der Zeit nach 1945.

liegt: Konnte etwa Friedrich Schiller mit gutem Recht das Theater als moralische Anstalt betrachten – eine Betrachtungsweise, die im „Sturm und Drang“ bekanntlich durchaus eine *politische* Schlagseite hatte, so kam dem Theater etwa um die Jahrhundertwende zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert – dem sozialen Realismus des damaligen Naturalismus zum Trotz – doch weit eher die Funktion der Unterhaltung und Repräsentation bürgerlicher Bildungsschichten zu. Die weitgehende Politisierung der „Schaubühne“ in den zwanziger Jahren, auf die bekanntlich das an pompösen Ästhetisierungen orientierte Nazitheater folgte, und deren Protagonisten (genannt seien nur Brecht und Piscator) prägend für das progressive Theater der Nachkriegszeit blieben, wurde nicht zufällig zum Vorbild der starken Politisierung, die das Theater in den – nicht nur ästhetisch vielfach an die Weimarer Zeit anknüpfenden – 70er Jahren erlebte (genannt seien hier nur die Epocheprägenden Stücke von Peter Weiss). Auch wenn das Theater durch seinen Live-Charakter stets vortrefflich geeignet war, Kristallisationspunkt politischer Öffentlichkeit zu sein, lassen sich ähnliche Bewegungen auch in anderen Gattungen und Kunstformen beobachten. Dass die Kunst sich gerade in den achtziger Jahren zu entpolitisieren begann, muss ebenso wenig überraschen, wie dass die neunziger Jahre – in denen es immerhin noch einen Nachhall politischer Ästhetik durch DDR-Künstler wie Heiner Müller (dessen Medienpräsenz auffallend war) oder Peter Hacks gab – die Tendenz weiter vertieften. In den nuller Jahren schließlich schien künstlerische Tätigkeit – von einigen, freilich bedeutenden Ausnahmen abgesehen – fast gänzlich aufgehört zu haben, Bestandteil demokratischer Öffentlichkeit zu sein. Ingar Solty (2013) verweist zu Recht auf die penetrante Innerlichkeit der so genannten Popliteratur. Zu erwähnen wären in diesem Kontext jedoch auch die Volten eines Regietheaters, das sich eher dadurch auszeichnete, die Schrullen von Regisseuren zu zelebrieren und als psychologische Tiefe ewig-menschlicher Abgründe zu inszenieren, als einen Beitrag zur sozialen Erkenntnis zu leisten. Im selben Maß, in dem demokratische Öffentlichkeit verkümmerte und auf Talkshowniveau zusammenschrumpfte, wurde die „Kunst der Gesellschaft“ (Luhmann) zum autopoietischen Subsystem, um das sich kaum mehr jemand ernsthaft scherte. Auffallend ist in diesem Kontext insbesondere die stetig abnehmende Bedeutung von Skandalen. Um abermals ein Beispiel aus der Welt des Theaters anzubringen: Schon die Aufführung des Fassbinder-Stücks „Der Müll, die Stadt und der Tod“ unter Intendant Rühle in Frankfurt (1986) zerstörte das bis dahin bestehende *linke* Monopol, zum Ärgernis zu werden. Was nach ihm an „Skandalen“ folgte, spielte – mit Ausnahme vielleicht der allerdings einer Eventkultur verschriebenen Provokationen Christoph Schlingensiefels – entweder mit Nazisymbolik („Eva Hitlers Geliebte“ BE 1997) oder war manifest rechtskonservativ wie Botho Strauss’ Dramatisierung seines „anschwellenden Bocksgesangs“ zum Odysseus-Stück „Ithaka“ (1996). Die nuller Jahre haben selbst hier wenig zu bieten: Ein „Skandalchen“ löste bestenfalls Daniel Kehlmanns bildungsbürgerliche Empörung über das Regietheater (2009) aus, die mit ihrem Anlass die Belanglosigkeit teilte. Auch wenn es selbstredend auch in dieser Zeit politisch relevante Kunst gab, so fristete sie doch weitgehend ein Schattendasein.

Dabei waren es nicht zuletzt die Künstler selbst, die die Wucht einer neoliberal inspirierten Politik der Einsparungen am eigenen Leib zu spüren bekamen. Wer eine Momentaufnahme der sozialen Situation von Künstlerinnen und Künstlern in der Bundesrepublik aus der jüngeren Vergangenheit sucht, wird in einem Artikel aus dem März 2008 fündig, in dem Wolfgang Lieb einige Zahlen (insbesondere solche aus dem „Abschlussbericht der Enquête-Kommission ‚Kultur für Deutschland‘ des Deutschen Bundestages vom Dezember 2007“) zusammengestellt hat (Lieb 2008). Daraus ergibt sich, dass die Zahl von in Kulturberufen Beschäftigten zwischen 1995 und 2007 von 596.000 auf 797.000 Personen angestiegen ist. Lieb schlüsselt den branchenspezifischen Stand im Jahr 2007 wie folgt auf:

– Design und bildende Kunst:	213.000
– Musik und darstellende Kunst:	202.000
– Literatur und Publizistik:	175.000
– Architekten:	113.000
– Bibliothekare und Museumsfachleute:	66.000
– Kulturspezifische Geisteswissenschaftler:	28.000

Lieb führt aus: „Von den annähernd 800.000 Erwerbstätigen in Kulturberufen waren laut Mikrozensus von 2004 rund ein Drittel oder 337.000 als Selbständige tätig. In der Künstlersozialversicherung sind davon noch einmal weniger als die Hälfte, nämlich rund 153.000 Personen registriert.“ Erschreckend – so Lieb – sei nicht zuletzt die Einkommensstruktur. Er zitiert aus dem Abschlussbericht der Enquête-Kommission: „Die Einkommen der Mehrzahl der in der Künstlersozialkasse Versicherten sind sehr gering. Zum 1. Januar 2007 konnte aufgrund der Vorausschätzungen der Versicherten ein Durchschnittseinkommen von 11.094 Euro im Jahr errechnet werden. Das Einkommen der Künstlerinnen lag mit 9.483 Euro im Jahr noch unter dem der Künstler (Jahresdurchschnittseinkommen 12.452 Euro). Ein solches Jahreseinkommen ist kaum geeignet, davon den Lebensunterhalt zu bestreiten.“ Wie Lieb betont, gehen in diese Durchschnittsangaben sowohl hohe – teilweise, wie sich vermuten lässt, exorbitant hohe – Einkommen als auch niedrige – und, wie sich vermuten lässt, auch hier exorbitant niedrige – Einkommen ein. Dass eine eindeutige Klassen- oder auch nur Schichtenzuordnung von Künstlern somit kaum möglich ist, ist so selbstverständlich wie wenig überraschend. Während auf der einen Seite, um nur bei Schauspielern zu bleiben, hochbezahlte Personen wie Veronika Ferres („Die Frau vom Checkpoint Charlie“) oder Maria Furtwängler („Die Flucht“) sich mit ihren Ehemännern Maschmaier und Burda auf dem Olymp der zwielichtigen Gestalten sonnen können, kratzen insbesondere Schauspieler in der freien Szene der Off-Theater zumeist am Existenzminimum.

Die Rückkehr der Gesellschaft in die Kunst

Wie in anderen Feldern des sozialen Lebens können auch bezogen auf Fragen der Kunst Verelendungstheorien, die einen unmittelbaren Zusammenhang

zwischen eigener prekärer Lage und progressivem Engagement unterstellen, wenig Erklärungskraft beanspruchen. Die eigene soziale Lage – bzw. die soziale Lage der eigenen Berufsgruppe – übersetzt sich erst dann in politisch-soziale Reflexionen, wenn der ästhetische Diskurs selbst sich gegenüber den sozialen Fragen einer Epoche öffnet. Prägnant formulierte dies der Schriftsteller Michael Wildenhain in einem Interview mit Thomas Wagner: „Das große Problem ist letztlich der Rezeptionzusammenhang. Brecht, insbesondere mit seinen Lehrstücken, ist nicht vorstellbar ohne die Situation Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre, ohne eine sehr starke kommunistische Partei und die entsprechenden Publikationsorgane, die sich um sie rankten. Es gab also einen Resonanzraum für die Literatur, aus dem das Echo herausschallte. Heiner Müller ist nicht vorstellbar ohne die DDR. Er wurde zwar auch sehr stark im Westen rezipiert, aber nur vor dem Hintergrund dieses real existierenden Resonanzraumes. Ich glaube, politische Literatur braucht immer diesen Resonanzraum. Wenn dieser schmal und dünn ist wie im Moment, dann wird es schwer.“ (Wildenhain 2010, 118)

Folgt man diesen Überlegungen, die nahe an der von Herbert Claas herausgestellten Bedeutung des Wirkungszusammenhangs liegen, so ist die Frage nach Tendenzen und Chancen einer *Repolitisierung der Kunst* notwendig an die Frage nach dem Zustand ihres „Resonanzraums“ und somit nach der Struktur gesellschaftlicher *Öffentlichkeit* gekoppelt. In Ergänzung zu Wildenhain ließe sich auch darauf verweisen, dass in der Bundesrepublik die Bedeutung der Kommunistischen Partei als Kristallisationspunkt politisch-ästhetischer Debatten – nicht zuletzt freilich durch die Existenz eines sozialistischen Machtblocks – gerade in den 70er Jahren auch auf der Basis geringer Mitgliederzahlen und Wahlergebnisse gegeben war. Das Fehlen eines solchen Kristallisationspunktes, der seine Rolle auch für diejenigen spielte, die sich eben durch die Gegnerschaft zu ihm *definierten*, trägt dazu bei, dass sich derzeit die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Segmenten des intellektuellen Feldes eher bescheiden ausnimmt. Sozialwissenschaftler und Schriftsteller etwa treffen sich heute kaum und es ist nicht immer klar, ob sie sich gegenseitig überhaupt wahrnehmen. Die Ausgangsbedingungen für eine repolitisierte Kunst erscheinen somit nicht unbedingt berauschend. Gleichwohl lassen sich – im Zeichen der Krise – durchaus Anzeichen finden, dass ein neues Interesse von Kulturschaffenden an sozialen Prozessen besteht, das sich zunehmend – wenn auch kleine – Resonanzräume erobert und auch in den Leitmedien stärker vertreten ist als noch vor zehn Jahren.

Zum Abschluss dieses Beitrags möchte ich versuchen, diese These an einigen wenigen Indizien zu verdeutlichen, die allerdings zeigen, in welche Richtung eine systematischere Zusammenstellung gehen könnte: Im Jahr 2010 veröffentlichte der Soziologie Thomas Wagner beim Argument Verlag einen Band mit dem Titel „Die Einmischer – wie sich Schriftsteller heute engagieren“. In insgesamt 20 Gesprächen entfalten darin durchaus unterschiedliche Gegenwartsautoren wie Dietmar Dath, Juli Zeh, Raul Zelik, Michael Wildenhain, aber auch Lyriker und Liedermacher wie Michael Mäde und Kai Degenhardt

ihre jeweilige Programmatik politischer Interventionen innerhalb und außerhalb ihrer literarischen Formen. (Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang sicherlich Dietmar Dath, der auch durch seine Tätigkeit für die Frankfurter Allgemeine Zeitung der bekannteste Linke unter den zeitgenössischen Schriftstellern ist.) Bereits 2007 arbeitete Christina Ujma (2007) in Z 70 am Beispiel der Schriftstellerin Tanja Dückers heraus, wie auch bei jenen Literaten der „Generation Golf“, die lange Zeit als Träger einer politik- und gesellschaftsabgewandten Literatur gelten konnten, Anzeichen zur Politisierung zu beobachten sind. Ujma geht nicht nur auf die erinnerungspolitische Kontroverse um Günter Grass' „Krebsgang“ ein, in die Dückers sich einmischte, sondern auch auf die schroffe Absage der Autorin an einen Engagement-Begriff, der sich in Wahlaufufen für die SPD erschöpft. Ihren Kollegen, darunter auch die links-libertäre Juli Zeh, die 2005 zusammen mit Grass zur Wahl Gerhard Schröders aufriefen, schleuderte Dückers seinerzeit entgegen: „Nicht mal ein Hauch von Aufbegehren, von der Aufbruchsstimmung, die die Leute früher in Scharen zu den Roten oder den Grünen trieb, hängt in der Luft. Kosovo-Krieg, Hartz IV, Sozialabbau – sie machen mit. *Schriftsteller für Hartz IV!* – das ist die junge Revolte von heute.“ (Zit. n. Ujma 2007, 53) Doch nicht nur im außerliterarischen Engagement von Schriftstellern, auch in der Literatur selbst lässt sich – wenn auch zaghaft – eine Rückkehr des Gesellschaftlichen oder, was im Prinzip das Gleiche ist, eine Rückkehr des *Realismus* erkennen. Keineswegs eineindeutig „links“ doch sozial gesättigt ist Jan Brandts Generationsroman „Gegen die Welt“, der im Mikrokosmos eines ostfriesischen Dorfes ein beklemmendes Bild des Übergangs von den achtziger in die neunziger Jahre zeichnet, einschließlich des neuerlich erstarkenden Aufkommens eines Neofaschismus, der sich auf die versteckte faschistoide Grundsolidarität „der Mitte“ verlassen kann. Was Brandts Roman zu einem realistischen macht, ist, dass die Figuren hier als gesellschaftliche Figuren gezeichnet werden und nicht als Gefäße einer verschroben-autistischen Innerlichkeit. Zu den Erscheinungen, die für eine Rückkehr des Sozialen in die Literatur stehen mögen, zählen fraglos auch Enno Stahl (Solty 2013) und – in seinem jüngsten Buch „Johann Holtrop“ – Rainald Götz, der 1983 (ganz im Sinn der damals beliebten Happening-Kultur) von sich reden machte, als er sich während seiner Lesung zum Ingeborg-Bachmann-Preis die Stirn aufritzte und sein Manuskript mit Blut benetzte.

Die Rückkehr des Sozialen und des Politischen lässt sich – wenn auch hier vielleicht noch zaghafter – zugleich im Theater beobachten. Nicht nur in Offtheatern wie dem Freien Schauspiel-Ensemble in Frankfurt, auch in Staatstheatern (etwa in Darmstadt) wurde die Krise zum Anlass einer Wiederentdeckung von Brechts „Heiliger Johanna der Schlachthöfe“. Bereits in den nuller Jahren inszenierte die Projektgruppe Rimini-Protokoll das „Kapital“ von Marx. Im vergangenen Jahr brachte das Theater Willy Praml in Frankfurt – zugegebenermaßen ein kleines Off-Theater – mit „Marx. Engels. Hennes & Mauritz“ gleichfalls ein Projekt zur Aufführung, das die Aktualität Marxscher Kategorien im Licht neuerer sozialer Bewegungen erprobte, während sich das Thea-

ter Görlitz mit der Oper „Tod eines Bankers“ von Fabian Scheidler und Andreas Kersting unmittelbar den Folgen der Weltwirtschaftskrise zuwandte; das Nationaltheater Mannheim brachte mit seiner Inszenierung des „Ratgebers für den intelligenten Homosexuellen zu Kapitalismus und Sozialismus mit Schlüssel zur Heiligen Schrift“ einen der vielleicht prominentesten sozialistischen Dramatiker des amerikanischen Gegenwartstheaters, Tony Kushner, zur Aufführung. Zu verweisen wären auch auf Arbeiten René Polleschs, die – wenn auch mitunter in hermetischer Form – gleichfalls als Versuche der Repolitisierung des Theaters gedeutet werden können. Schließlich fällt zudem auf, dass – wie unbeholfen auch immer – selbst die für politisches Engagement nicht eben berühmte Kasseler Kunstausstellung dokumenta, im vergangenen Jahr einige Arbeiten vorzuweisen hatte, die sichtlich nach politischen Ausdrucksmöglichkeiten suchten.

All dies sind Einzelbeispiele, gegen die eingewandt werden kann, dass sie – zumal sie in höchst unterschiedlich ausgereifter Form auftreten – keineswegs die politisch-ästhetische Öffentlichkeit der zwanziger oder auch der siebziger Jahre erreichen. Gleichwohl deuten sie auf ein wachsendes Interesse an politischer Ästhetik von Seiten künstlerischer Produzenten hin, das nicht vorschnell als unerheblich beiseite gewischt werden sollte.

Literatur

- Benjamin, Walter (1991a), *Goethes Wahlverwandtschaften*, in: ders. *Schriften I.1.*, Frankfurt/Main
- Benjamin, Walter (1991b): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: ders.: *Schriften I.2.*, Frankfurt/Main
- Claas, Herbert (1977): *Die politische Ästhetik Bertolt Brechts vom Baal zum Caesar*, Frankfurt/Main
- Crouch, Colin (2008): *Postdemokratie*, Frankfurt/Main
- Eisler, Hanns (1976): *Materialien zu einer Dialektik der Musik*, Leipzig
- Lieb, Wolfgang (2007): *Arm – aber frei? Zur sozialen Situation von Künstlerinnen und Künstlern*, www.nachdenkseiten.de (7. 3. 2007; Zugriff am 19. 4. 2013)
- Losurdo, Domenico (2008): *Bonapartismus oder Demokratie*, Köln
- Solty, Ingar: *Enno Stahl (2013) Die Tragödie des Leistungsträgers Enno Stahls Beitrag zur Literatur der Arbeitswelt im Neoliberalismus im Kontext des neuen sozialen Realismus*, Manuskript, – vorauss. In *Z.* Nr. 101; siehe auch: ders.: *Ein Mensch brennt aus – Enno Stahls Roman „Winkler, Werber“*, in: *junge Welt* am 24. Juni 2013, S. 10/11
- Ujma, Christina (2007): *Die Schriftstellerin Tania Dückers und die Rolle der Politik in der jungen deutschen Literatur*; in: *Z* 70, Juni 2007, S. 44-55
- Wagner, Thomas (2010): *Die Einmischer*, Hamburg
- Wildenhain, Christoph (2010), *Politische Literatur braucht einen Resonanzraum*, in: Thomas Wagner: *Die Einmischer*, Hamburg, S. 44-55

Len McCluskey

Arbeiterklasse in Großbritannien: Bewegung, Politik und Protest

Ralph-Miliband-Lecture 2013

Wir veröffentlichen nachstehend die am 16. Januar 2013 an der London School of Economics (LSE) gehaltene „Ralph-Miliband-Lecture“ von Len McCluskey, Generalsekretär der größten britischen Gewerkschaft Unite the Union („Unite“). Über die Aktivitäten der britischen Gewerkschaften, ihre politische Positionierung und den Stil ihrer Auseinandersetzungen ist hierzulande in der breiteren Öffentlichkeit wenig bekannt. McCluskey sprach im Rahmen des „Ralph Miliband Programme“ über „The Labour Movement and Protest. A Working-Class Politics for the 21st Century“.¹

Len McCluskey, 1950 in Liverpool geboren, arbeitete als Dock- und Hafenaarbeiter. Seit 1968 Gewerkschaftsmitglied, wurde er bald shop steward und campaign organiser der Transport and General Worker's Union (TGWU), ab 1979 hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär. Er nahm verschiedene Funktionen in der TGWU wahr (National Secretary der General Workers Group seit 1990, später National Organiser für den Dienstleistungsbereich, Seit 2011 ist er Generalsekretär der 2007 aus dem Zusammenschluss mehrerer Gewerkschaften gebildeten Unite the Union. „Unite“ weist mit ca. 1,4 Mio. Mitgliedern die höchste Mitgliederzahl unter den britischen Gewerkschaften auf. Sie gehört damit auch zu den größten Geldgebern der Labour Party. Deren derzeitiger – und von McCluskey heftig kritisierte – Vorsitzender, Ed Miliband, ist Sohn des aus Belgien stammenden britischen Marxisten Ralph Miliband (1924-1994), dem die Rede von McCluskey gewidmet ist.

Übersetzung/Anmerkungen: Alan Ruben van Keeken und Redaktion.

Es ehrt mich, dass ich zu dieser bedeutenden Vorlesungsreihe etwas beitragen darf. Für mich persönlich markieren die drei Stränge des Themas dieser Vorlesung – Arbeiterklassenpolitik, Arbeiterbewegung und Protest – klar bestimmbare Bezugspunkte meines Lebens – seit meiner Jugend in Liverpool und während meines ganzen politischen und Arbeits-Lebens. Leuten meiner Generation wurde Arbeiterklassenpolitik sozusagen in die Wiege gelegt. Denn genauso, wie Dein Geschlecht von Geburt an festgelegt ist, so bestimmt sie auch Deine Klassenzuge-

¹ Die hier geringfügig gekürzte Rede kann im Internet abgerufen werden unter: <http://www.unite4len.co.uk/len-mccluskey-ralph-miliband-lecture/> Zu Informationen zum Ralph Miliband Programme, in dessen Rahmen die Lectures gehalten werden, siehe: <http://www.lse.ac.uk/publicEvents/miliband/Home.aspx>.

hörigkeit, oft Deine Aufstiegsmöglichkeiten, das, was Du verdienen wirst, und vieles andere mehr. Und deswegen waren Politik, Protest und Arbeiterbewegung auch die einzigen Mittel, mit denen wir Veränderungen bewirken konnten.

Auch wenn Ralph Miliband nicht in der Bewegung in Großbritannien aufgewachsen ist – all seine politische Arbeit bezog sich auf die Geschichte und die inneren Kontroversen der britischen Arbeiterbewegung. Wir tun also recht daran, uns auf ihn zu berufen – umso mehr, als seine beiden Söhne heute eine so wichtige Rolle in der Labour Party spielen. Ja, manchmal wird von einem „roten Faden“ gesprochen, der die Miliband-Generationen verbindet – der Vater war sein ganzes Leben bemüht, unserer Bewegung klar zu machen, dass es keine Möglichkeit eines parlamentarischen Wegs zum Sozialismus gibt. Und die Söhne haben ganz loyal Theorie in Praxis umgesetzt und gezeigt, dass Ralph Recht hatte!

Lasst mich also meine Ausführungen zum Thema ‚Arbeiterklassenpolitik unter heutigen Bedingungen‘ mit einem Zitat von Ralph Miliband eröffnen: „Bei jeder Politik, gleich welcher Art, geht es um Konflikt – wie er einzudämmen ist, wie er beseitigt werden kann.“ So verstehe ich Politik aus meiner eigenen Erfahrung und aus meiner eigenen Wahrnehmung unserer Geschichte heraus. Ich sage das nicht, um Konflikte – noch weniger Gewalt – in irgendeiner Weise abzufeiern – ich stelle lediglich fest: In der Politik geht es immer um Kampf, um das Aufeinanderprallen von Interessen und, für mich, letzten Endes um die Frage, wie eine Gesellschaft und eine Welt geschaffen werden können, in der es tatsächlich Interessenübereinstimmung gibt.

Um ein aktuelles Beispiel zu nehmen: Ed Milibands Idee von „Einer Nation“. Ich stimme der Art zu, wie Ed Miliband diese Frage stellt – oder erneut stellt – und auch dem Sinn, den er ihr zu geben versucht. Aber lasst uns nicht vorgeben, wir wären bereits ‚Eine Nation‘ oder wir könnten sie ohne die Konflikte werden, die Ralph Miliband als Kern jeder Politik bezeichnet hat. Denken wir nur daran, dass Disraeli von „Einer Nation“ sprach, um die Arbeiterklasse für das Empire einzuspannen. Und erst jüngst meinte Tony Blair, New Labour sei „der politische Flügel des Britischen Volkes“ – und das, wo New Labour sich häufig genug als Sprachrohr der City of London oder gar des Pentagon entpuppte. Falls wir uns also auf dem Weg hin zu „einer Nation“ oder letztlich „einer Welt“ befinden sollten, so ist dies ein Weg gesäumt von Kampf und Konflikt. In einer Gesellschaft, in der die Ungleichheit so groß ist wie seit Generationen nicht mehr, können wir nicht einfach Interessen-Gemeinsamkeit herstellen, indem wir sie uns herbeiwünschen.

Nun, wie kommen wir zu dieser „Einen Nation“ und welche Rolle spielt dabei Arbeiterklassenpolitik? Eines ist eindeutig, wie es der schwedische Soziologe Göran Therborn formuliert hat: „Man kann das 20. Jahrhundert mit einer ganzen Reihe plausibler Bezeichnungen charakterisieren, aber mit Blick auf die Sozialgeschichte war es eindeutig das Jahrhundert der Arbeiterklasse.“

Aus meiner Sicht war die Arbeiterbewegung der Garant für politischen Wandel und Fortschritt für Generationen. Wenn das 20. Jahrhundert das der Arbeiterklasse war, dann wegen der Organisationen der Arbeiter und der Gewerkschaftsbewegung. Die Gewerkschaftsbewegung ist das Kind von Konflikten, von Auseinandersetzungen zwischen Lohnarbeitern und Unternehmern über Lohn, Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen, Sicherheit am Arbeitsplatz – kurz, der Auseinandersetzung darum, wer in welchem Ausmaß von dem Reichtum profitieren sollte, den der industrielle Kapitalismus geschaffen hat. Und das ist auch der Grund dafür, warum die herrschende Klasse so lange darauf bedacht war, den Gewerkschaften rechtliche Fesseln anzulegen. England war das erste Land der Gewerkschaften – ein Sachverhalt, der sich zu meiner Freude in Danny Boyles² inspirierender Eröffnungszeremonie der Olympischen Spiele widerspiegelte.

In der „Geschichte des britischen Trade Unionismus“, geschrieben 1894 von den Begründern des Fabianismus (Sidney und Beatrice Webb), wurden die Gewerkschaften als „eine ständige Assoziation von Lohnarbeitern zum Erhalt und zur Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen“ charakterisiert. Die Gewerkschaften waren anfangs strikt gegen „Staatsinterventionen“ bzw. staatliche „Einmischung“ in ihre Beziehungen zu den Unternehmern. Erst als buchstäblich die Existenz von Gewerkschaften zu Beginn des letzten Jahrhunderts auf dem Spiel stand – u.a. durch feindselige Entscheidungen der Gerichte, beispielsweise während des Taff Vale-Verfahrens³ – fanden sich die Gewerkschaften im Kampf um ihr Überleben plötzlich mitten auf der nationalen politischen Bühne. Aus diesen stürmischen Zeiten erwuchs eine neue Agenda. Gewerkschaften mussten ihren Einfluss auf Parlament und Regierung ausweiten. Die Arbeiterbewegung brauchte eine politische Stimme, um für die Interessen der organisierten Arbeit auch auf der politischen Ebene kämpfen zu können. Die Arbeiterbewegung musste Einfluss auf den Regierungsapparat bekommen. Darin war die britische Gewerkschaftsbewegung einzigartig: Sie etablierte ihre eigene sozialistische Partei.

Das war in ihrem Denken ein Schritt hin zur Politik, aber es blieb immer noch ein langer Weg hin zum Sozialismus, wie es Ralph Miliband uns heute sicher erklärt hätte. Zunächst ging es nur um das vorläufige Ziel, die Rechte der organisierten Arbeit und gewerkschaftlicher Aktionen durch Gesetzgebung zu schützen. Erst nach der großen Wirtschaftskrise von 1910/11 und dem weit schlimmeren Desaster des ersten Weltkrieges wurde in einem nächsten Schritt daran gedacht, mit dem Mittel der Gesetzgebung die allgemeinen Rechte der arbeitenden Menschen zu sichern und die Kontrolle *der Produktionsmittel, der Vertei-*

² Daniel Boyle, Regisseur, zuständig für die Inszenierung der Eröffnungsfeier der Olympischen Sommerspiele, London 2012.

³ Taff Vale: 1901 wurden die Gewerkschaften in einem nach dem Eisenbahnunternehmen Taff Vale benannten Gerichtsverfahren für ökonomische Streik-Schäden haftbar gemacht. Diese Grundsatzentscheidung wurde 1906 durch den von Labour Party und Liberalen verabschiedeten Trades Dispute Act aufgehoben.

lung und des Austauschs ins Auge zu fassen. Sozialismus, daran sollte uns dies erinnern, kam nicht so sehr dank der bewundernswerten Arbeit sozialistischer Propagandagruppen auf die politische Tagesordnung, sondern entsprang den tatsächlichen Erfahrungen der Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft.

Aber Politik im Interesse der Arbeiterklasse, verstanden im weitesten Sinne, ist mehr als Politik nach konventionellem Verständnis (was passiert in Westminster und während der Wahlen?). Sie wurzelt auch in einem Sinn für Gemeinschaft. Lange vor dem Wohlfahrtsstaat war es die Arbeiterbewegung, die erste Elemente sozialer Fürsorge etablierte. Niemand dachte damals daran, dies „Big Society“⁴ zu nennen. Ganze Gemeinden – oft entstanden in der Nähe eines Bergwerks, einer Industriemühle oder eines Docks – wurden zu Mikrokosmen dessen, was später der Sozialstaat unseres Landes werden sollte. Bevor irgendeine Regierung daran dachte, ein nationales Gesundheitssystem oder eine Sozialversicherung zu schaffen, gab es die stolze Tradition von Eigenverantwortlichkeit und weitreichender kommunaler Versorgung. In den Bergbaugemeinden gab es Einrichtungen einer sozialen Gesundheitsversorgung und Wohnungen für alte Bergarbeiter und ihre Witwen. Und die Gewerkschaftskomitees organisierten und bezahlten die Bestattungen. Noch bevor es ein allgemeines Recht auf Bildung gab, waren es die Gewerkschaften, die sich auf kommunaler Ebene für die Bildung der Arbeiter einsetzten – die „Workers Education Association“ wurde 1903 gegründet und bot arbeitenden Frauen und Männern die Möglichkeit einer Ausbildung. Der Slogan „Erziehen – Agitieren – Organisieren“ fasste zusammen, wie die Arbeiter ihr Leben verbessern konnten.

Wenn wir den Erfolg der Arbeiterbewegung danach bemessen, in welchem Maße sie das Verhalten und die Verantwortung der Regierung veränderte, sehen wir im 20. Jahrhundert Erfolge in einer unvorstellbaren Größenordnung, aber Erfolge, die um den Preis großer Entbehrungen und fast ausschließlich im Konflikt erreicht wurden. Es ist eine bemerkenswerte Leistung, dass es – auf dem Höhepunkt der industriellen Macht, in einer Zeit, wo „oben“ Reichtum angehäuft und „unten“ Armut verordnet wurde, wo die Menschen von der Hand in den Mund lebten – die Arbeiterbewegung (der Arm der arbeitenden Klassen) vermochte, einen solch radikalen Wandel durchzusetzen, die Kontrolle hoher Ämter zu erlangen und die Regierung – über die Labour Party – zu beeinflussen. Die Arbeiterklasse hat – gegen alle Widrigkeiten – die Gesellschaft verändert.

Auf die Frage „Was hat die Gewerkschaftsbewegung für uns getan“ würden manche bestimmt auf bessere Bezahlung und verbesserte Arbeitsbedingungen verweisen. Ich würde weiter gehen und sagen, dass die politische Aktivität der Arbeiterklasse so gut wie alles gesichert oder garantiert hat, was wir heute schätzen.

⁴ „Big Society“: gesellschaftspolitisches Konzept des britischen Premierministers David Cameron, das versucht, staatlichen Interventionismus durch das „Empowerment zivilgesellschaftlicher Akteure“ zu ersetzen.

Um nur einiges zu nennen:

Demokratie – niemals gab es eine starke, auf allgemeinen Wahlen beruhende Demokratie ohne eine machtvolle Bewegung der Arbeiterklasse. Die Arbeiterklasse bildete das Rückgrat im Kampf gegen den Faschismus, als noch viele europäische Eliten mit Hitler, Franco und Mussolini liebäugelten.

Frieden – die Arbeiterklasse hat immer die Opposition gegen den Krieg angeführt.

Gleichheit – Arbeiterpolitik hat gleiche Rechte für Frauen und Männer aller Rassen und Kulturen in Arbeit und Gesellschaft durchgesetzt.

Öffentliche Wohlfahrt – Öffentliche Erziehung, Gesundheitsversorgung, Arbeitslosenversicherung und Rentensysteme sind Ergebnisse der Agitation und des Kampfes der Arbeiterklasse.

Die Idee, dass der Kapitalismus oder die herrschende Klasse von allein Demokratie, soziale Gleichheit oder Wohlfahrtsstaatlichkeit eingeführt hätten, ist komplett illusorisch. Die Zivilisation, wie wir sie heute haben, verdanken wir Generationen von Aktivisten aus der Arbeiterklasse, die sich kollektiv für ihre eigene Klasse organisierten und damit auch für die ganze Gesellschaft. Wenn viele dieser Errungenschaften heute unter Druck geraten, so ist dies eine Konsequenz langjähriger bewusster Aktionen der Eliten, um die Gewerkschaften und Politik der organisierten Arbeit zu zerstören.

Eric Hobsbawm bringt es auf den Punkt, wenn er von einem langen 19. Jahrhundert spricht, das von der Französischen bis zur Russischen Revolution reicht, und von einem kurzen 20. Jahrhundert vom ersten Weltkrieg bis zum Fall der Sowjetunion. Für die Arbeiterklasse im Westen war das Jahrhundert sogar noch kürzer als es Hobsbawms kluge Analyse nahe legt. Denn alles, was im 20. Jahrhundert erreicht wurde, erfuhr schon ab Mitte der 1970er Jahre einen radikalen Rückschlag.

Rufen wir uns die Situation in den heute verunglimpften 1970er Jahren in Erinnerung: Die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften waren auf einem Allzeithoch; öffentliches Eigentum bei Schlüsselindustrien und Infrastruktur war gesichert, es herrschte Vollbeschäftigung. Das war alles sicher nicht perfekt, aber es bot den Menschen aus der Arbeiterklasse etwas, was sie vorher lange nicht hatten – Sicherheit und Entwicklungsmöglichkeiten. Mit den Worten meines Kollegen, des Liverpools Gewerkschaftsführers Billy Hayes: „Die 1960er waren groß. Jeder in Liverpool lebte in einem besseren Haus am Ende der 60er als vorher und dazu hatten wir noch die Beatles.“ Das war es, was die Elite nicht ausstehen konnte – arbeitende Menschen, die ‚ihren Platz‘ nicht kannten, die sich unter Verletzung heiliger Rechte ins Management von Unternehmen einmischten und jene Lebensqualität an ihrem Arbeitsplatz und in ihren Wohnorten beanspruchten, welche die Mittelklasse schon lange hatte. Die neoliberale Offensive, die Mitte der 1970er begann, war *weniger* eine ökonomische. Tatsächlich trug sie sogar zu einer Verschlechterung der Wachstumsraten bei. Es ging vielmehr darum, das wiederherzu-

stellen, was unsere hohen Herren als die althergebrachte soziale Hierarchie ansahen, und darum, die Arbeiterklasse wieder aus der Politik zu drängen.

Diese Attacke hält bis heute an. Trotz des großen Crashes von 2008 geht der Neoliberalismus wie ein *Untoter* um, wie ein *Vampir*. Das bestätigen die Politik und die Prioritäten von Cameron und Osborne. Hauptziel war und ist es, die Macht der Gewerkschaften zu brechen und damit die Organisation zu zerstören, durch die die Arbeiterklasse ihren sozialen Ausdruck findet. Wenn Thatcher darauf bestand, dass private Unternehmen von Staatseingriffen frei bleiben sollten, so demonstrierte sie damit nur, in welchem Ausmaß die Regierung die Freiheit der Arbeiter, sich zu organisieren, behindern konnte. Das belegt auch, dass die Rhetorik der Deregulierung umgedreht wird, wenn es um die Gewerkschaften geht. Jahrzehnte lang hat New Labour nichts oder nur wenig getan, um etwas an dieser Situation zu ändern, und auch heute gibt es immer noch Tories, die mit neuen Gesetzen gern noch weiter gehen würden.

Es sind nicht nur die Gewerkschaften als kollektive Körperschaften, die für diese Offensive bezahlen mussten, auch die Gesellschaft als ganze hat darunter gelitten. Der neoliberale „Washington Consensus“, der seit Thatcher jeder Regierung als Leitfaden diente und die Einschränkung der Macht der Gewerkschaften verlangte, hat – das ist nun offensichtlich – der Mehrheit der Gesellschaft geschadet. Der nationale Abwärtstrend in der Beteiligung an Tarifverhandlungen quer durch die Sektoren der Gesellschaft war ein Schlüsselfaktor für die Vergrößerung der Ungleichheit, heute Quelle allgemeiner Sorge. Zwischen 1975 und heute ging der Anteil der Löhne am Bruttoinlandsprodukt von 65 auf 53 Prozent zurück, ein bemerkenswerter Einschnitt. Andere, damit zusammenhängende Indikatoren, die die wachsende Ungleichheit in der angelsächsischen Welt belegen, wurden mit vielen Details von Wilkinson und Pickett in ihrem aufschlussreichen Buch „The Spirit Level“⁵ dargelegt.

Die öffentliche Unterstützung für Privatisierungen ist schnell zurückgegangen und die Arbeitnehmerbeteiligung an den Unternehmen, einst gepriesen als große Alternative zu den Gewerkschaften, ist heute kaum höher als zu dem Zeitpunkt, als die Idee aufkam:

- Anstatt eine Armee von „Reichtumsschaffern“ zu erzeugen, führte die Privatisierung nur zu gewaltigen privaten Unternehmen, die in kurzer Zeit Geld und Macht anhäuften.
- Anstelle von massenhafter individueller Beteiligung führte sie zu Machtübertragung an Pensionsfonds und Versicherungsgesellschaften, die von der Londoner City kontrolliert werden.
- Anstatt Wettbewerb zu beleben und Leistungen zu verbessern wurden private Monopole geschaffen, die ihre Macht missbraucht haben – besonders im Energie- und Eisenbahnsektor.

⁵ Kate Pickett / Richard Wilkinson, Gleichheit ist Glück – Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind, Tolkemitt bei Zweitausendeins, Berlin 2010.

Soviel zur Vergangenheit. Wenn wir uns nun der Zukunft zuwenden, welche Art von Politik können wir uns vorstellen? Was heißt Arbeiterklassenpolitik im 21. Jahrhundert? Wie ich dargelegt habe, *brauchen* wir erst einmal überhaupt Arbeiterpolitik. Die Demokratie selber stirbt, wird sie das Privileg einer kleinen Elite, so wie wir es heute beobachten können.

In meiner Jugend war es einfach, Lebenswelt und Politik der Arbeiterklasse zu verstehen und zu bestimmen. Die Demarkationslinie zwischen denen und uns, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, war klar für alle zu sehen. Ich wuchs auf in lebendigen und politisierten Kommunen – das Leben spielte sich im Umfeld der Liverpools Docks ab. Um die Arbeit herum formte sich das Leben der Arbeiterklasse – Gewerkschaft, Gemeinde, die Labour Party.

Heutzutage können wir daran nicht mehr einfach anknüpfen. Wir können zukünftige Arbeiterpolitik nicht auf einer Grundlage entwickeln, die schon lange erodiert ist. Der wohl augenfälligste Wandel ist das Verhältnis zwischen stabilen Normalarbeitsverhältnissen und solchen, die unsicher sind. Das unterscheidet die heutige Arbeiterklasse mehr als alles andere von jener Arbeiterklasse, in der ich aufgewachsen bin. In vielen Gemeinden, die über ein Jahrhundert lang oder mehr von einer großen Industriearbeiterschaft bevölkert wurden, lebt heute eine ganz andere Bevölkerung. Sie mag von den ehemaligen Industriearbeitern abstammen, aber die Menschen sind heute oft marginalisiert, ökonomisch inaktiv und werden von den Medien und den Besserverdienenden schlecht gemacht. Nehmen wir zum Beispiel die ehemaligen Siedlungen der Bergarbeiter wie Easington im Nordosten oder Merthyr Tydfil in Südwales. Dies sind heute zwei der ökonomisch inaktivsten und ärmsten Kommunen in England. Sie waren einst die Hauptstädte des britischen Kohlebergbaus, die die englische Industrie für über 100 Jahre und durch zwei Weltkriege hindurch mit Energie versorgten. Jetzt liegen diese Kommunen brach – zerstört durch das neoliberale Experiment, das die „alten“ Industrien in andere Erdteile vertrieb und als Alternative bloß einen aufgeblähten Finanzsektor und eine Immobilienblase anzubieten hatte.

Nicht jede Gemeinde hat so gelitten. Aber keine blieb unberührt. Menschen müssen oft umziehen, um Arbeit zu finden. Die Verbindung zwischen Gemeinde und Arbeitsplatz ist zerbrochen. Einst stolze Gemeinden, hart arbeitend und aufstrebend, wurden von Arbeitslosigkeit, Depression, Drogen und Alkoholismus heimgesucht. Forschungen des „Institute for Public Policy Research“ haben ergeben, dass Langzeitarbeitslose häufiger in den gleichen benachteiligten Gemeinden leben, die wirtschaftlich schlecht gestellt sind und in denen es wenig Aussicht auf Arbeit gibt. Eine Arbeiterklasse ohne Aussicht auf Arbeit.

Während unsere Gemeinden sich verändert haben und das Wirtschaftsmodell transformiert wurde, ist die Demarkationslinie zwischen *denen und uns* geblieben: Das Prinzip von *Ausbeuter und Ausgebeuteten* existiert weiter. Und

diese Menschen teilen noch eine andere Gemeinsamkeit mit der früheren Arbeiterklasse: Beide werden von Presse und Politikern dämonisiert.

Lasst mich einen Auszug aus George Orwells „The Road to Wigan Pier“⁶ aus dem Jahre 1937 vorlesen. Über seine frühe Kindheit bemerkt George Orwell: „Für mich und für fast alle Kinder aus Familien wie der unseren waren im frühen Knabenalter ‚gewöhnliche‘ Leute fast etwas Untermenschliches. Sie hatten grobe Gesichter, eine fürchterliche Redeweise und ungeschliffene Manieren, sie hassten jedermann, der nicht so war wie sie selber, und bei der ersten Gelegenheit würden sie einen auf die brutalste Art angreifen. Das war unser Bild von ihnen, und obwohl es falsch ist, war es verständlich. Denn man muss bedenken, dass es in England vor dem Krieg viel mehr *offenen* Klassenhass gab als heute.“

Die heute durch die Medien verbreitete Dämonisierung der Arbeitslosen und Sozialhilfeempfänger weist deutliche Parallelen zu damals auf. „Wayne und Wayneta Slob“, „Vicky Pollard“ und Fernsehsendungen wie „Shameless“ sind die fiktionalen Portraits der nutzlosen, kriminalisierten und ignoranten „Neuen Arbeiterklasse“. Die „Daily Mail“ nimmt sich das Recht heraus, jeden, der nicht aus der Mittelschicht kommt oder der keine Arbeit hat, zu diffamieren – und gleichermaßen sein soziales Umfeld.

Ich sehe das anders. Der Kapitalismus ist das einzige System, das Arbeitslosigkeit als Normalfall kennt. Es ist die Verantwortlichkeit jedes Systems, Menschen Arbeit anzubieten, und wenn es dabei versagt, schiebe ich das nicht auf die Opfer. In den letzten zwei Wochen sind 11.000 Stellen weggefallen – bei HMV, Jessops und Honda – um nur ein paar zu nennen. Die heutigen Working-Poor, die zukünftigen Sozialschmarotzer – so stellt es die rechte Presse dar.

Also: Wie reorganisieren und bauen wir auf – in der heutigen Umwelt und mit der Arbeiterklasse, die da ist, also nicht mehr jener, die es mal gegeben hat? Wenn wir bedenken, dass die Situation der Arbeiterklasse sich während des 20. Jahrhunderts verbessert hat, dann deshalb, weil sie – durch die Gewerkschaften und die Arbeiterbewegung – zusammen lernte und kämpfte *als eine Klasse*. Wir müssen uns heute auf den Ausgangspunkt dieses Prozesses konzentrieren. Marx' Unterscheidung einer „Klasse an sich“, welche der Kapitalismus immer wieder spontan hervorbringt, und einer „Klasse für sich“, die in der Öffentlichkeit durch ihre Organisation und Kultur ihre eigenen Interessen artikuliert, hat ihre Gültigkeit behalten. Eine „Klasse für sich“ wieder aufzubauen ist mit vielen Herausforderungen verbunden, aber diese sind nicht absolut neu. An der Wende zum 20. Jahrhundert hatten die Gewerkschaften die Aufgabe, Arbeiterinnen und Arbeiter aus den neuen Industrien zu rekrutieren, Einheitsgewerkschaften zu schaffen und die Labour Party im Parlament und in der Nation zu verankern. Das war ein langer Kampf. Heute müssen wir uns

⁶ George Orwell, Der Weg nach Wigan Pier, Zürich 1982, S. 124 (in der Übersetzung von Manfred Pabst).

mit einer Krise des Selbstvertrauens auseinandersetzen, dem Resultat aus Jahren von Niederlagen und einer zunehmenden Marginalisierung. Wir müssen deutlich machen, dass wir für die Arbeiterklasse sprechen, dass die Arbeiterklasse für eine bessere Welt für alle steht und wir müssen den Kampf an der Basis organisieren – nicht als Vertreter von Partikularinteressen oder als Lobbygruppe, sondern als bewegende Kraft der einzigen wirklichen Alternative zur Krise des Kapitalismus und zu den von herrschenden Eliten zu verantwortenden Fehlschlägen. Als Gewerkschaften ist es unsere erste Aufgabe, Arbeiter zu organisieren und für sie bessere Arbeitsbedingungen rauszuholen. Einfache Ziele – aber nur im Konflikt durchzusetzen, da wir so vielen ausbeuterischen und antigewerkschaftlichen Unternehmen gegenüberstehen.

Aber Arbeiterpolitik muss weiter gehen. Meine Gewerkschaft *Unite* zeigt mit einem neuen ambitionierten Programm zur Rekrutierung, Organisation und Weiterbildung quer durch alle Gemeinden, wie es geht: Arbeitslose, Menschen mit Behinderungen, Pflegekräfte, die Alten, die Freiwilligen und der Wohltätigkeitssektor – es ist für diese Leute an der Zeit, dass sie eine Stimme bekommen. Wer sollte das besser können als die Gewerkschaft? Gewerkschaften können nicht länger untätig dabei zusehen, wie der Staat so viele Menschen links liegen lässt – Menschen, von denen es immer mehr geben wird, solange die sogenannten ‚Sozialstaatsreformen‘ weiter durchgesetzt werden. Gewerkschaften müssen wieder Anschluss an größere Gemeinschaften finden und das Band wieder aufbauen, das mit dem Umbruch der Arbeit – oder ihrem kompletten Fehlen – zerschnitten wurde. Unser Ziel ist es, Gemeinschaften wieder im gemeinsamen Handeln zusammenzuführen, wie es unserer Tradition entspricht.

Gewerkschaften haben immer soziale Räume angeboten (z.B. Working Man's Club), wo Menschen bei einem Bier zusammenkamen und soziale und politische Aktionen planten. Es sind diese Wurzeln, zu denen wir wieder zurückkehren müssen, und das in einer modernen Form. Viel zu viele Menschen in unserem Land werden an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Sie haben es verdient, gehört zu werden; sie verdienen auch Unterstützung, um sich gemeinsam zu organisieren. In diesem Geiste hat *Unite* ihr „community membership scheme“ geformt: Wer keine Arbeit hat, kann unserer „Familie“ für 50 cent oder weniger beitreten. Das ist der Grund, warum jetzt im ganzen Land lokale Gruppen wie Pilze aus dem Boden schießen und Organisatoren über's ganze Land verteilt arbeiten. Wir bieten individuelles Training für Menschen an, die Gemeindeaktivisten werden wollen. Unsere Aktivisten gehen in ihre Kommunen, bauen lokale Gruppen auf und ermöglichen es den Menschen, etwas für sich selbst zu tun. In Leeds z.B. organisieren Gruppen eine Kampagne gegen Billigarbeit und demonstrieren gegen Unternehmen wie ‚Argos‘, die diese moderne Form der Sklaverei ausnutzen. In London gibt es organisiertes „benefit buddying“ – das Zusammenbringen von Arbeitslosen mit Menschen in Arbeit. In Sheffield haben sie eine Telefonkette eingerichtet, um ihre Mitglieder im Falle einer Zwangsräumung zu schützen. In Glasgow arbeiten unsere Gemeinschaftsmitglieder zusammen mit Mitgliedern aus der Industrie, um ein beliebtes Gemeindefe-café zu retten. Wir haben Gemeindefe-

glieder gesehen, die ihre Solidarität für unsere Mitglieder aus der Industrie gezeigt haben, indem sie ihre Kämpfe mit Kundgebungen und Protesten unterstützten. *Unite* bemüht sich auch, den Bedürfnissen ihrer Mitglieder durch die Einrichtung einer neuen Genossenschaftsbank entgegen zu kommen. High-Street und Internetkreditinstitute sagen, dass sie einen viel gefragten Service bieten, der für viele sonst nicht zugänglich wäre. Meine Gewerkschaft hingegen sagt klar: Diese Unternehmen, *die von dem Elend anderer Menschen profitieren*, haben in unserer Gesellschaft nichts verloren. Eine Gewerkschaft kann nicht untätig dabei zusehen, wie ihre Mitglieder von kapitalistischen Geiern ausgenommen werden. Durch Genossenschaftsbanken können unsere Mitglieder Kredite bekommen, ohne auf die ruinösen Zinsraten der Pay-Day Kredit-Unternehmen angewiesen zu sein.

Die Menschen, die heute behaupten, dass es nichts mehr gäbe, für das es sich zu kämpfen lohnt – *dass die Gewerkschaft und die Arbeiterbewegung nicht mehr relevant seien* – sind die ideologischen Enkel und Urenkel jener, die jede progressive Forderung der arbeitenden Menschen im letzten Jahrhundert bekämpft haben. Das ist auch der Grund dafür, dass die Rechten versuchen, die working-poor von den Arbeitslosen zu trennen; den Arbeiter im öffentlichen Sektor von dem im privaten; die im Süden von denen im Norden. Ihre Taktiken haben sich nicht verändert. Und das müssen unsere auch nicht.

Mit dem 21. Jahrhundert schlägt der Arbeiterbewegung nicht das letzte Stündlein. Es ruft uns zu den Waffen, so, wie die scheinbar unendliche Wirtschaftskrise, die 2008 ihren Anfang genommen hat. 1992, nach der Wahl einer weiteren konservativen Regierung, erklärte Margaret Thatcher: „Dies ist ein großer Abend. Es ist das Ende des Sozialismus“. Ein paar Jahre später meinte Tony Blair: „Der Klassenkampf ist zu Ende.“ Natürlich, vom Konferenzraum der JP Morgan oder von wo auch immer er gerade herunterschaut, sieht das so aus. John Prescott⁷ behauptete: „Wir sind jetzt alle in der Mittelschicht.“ Aber keine Sorge, New Labour hat die zur Menschheitsentwicklung gehörende Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterklasse nicht ausgemerzt. Meint irgend jemand – nach zweieinhalb Jahren dieser „Bullingdon Club“-Koalition⁸ – behaupten zu können, dass Klassen heute kein Thema der Politik mehr wären? Natürlich sind solche Äußerungen keine politische Realität; sie sind Taktik, politisches Gehabe. Sie sollen suggerieren, dass wir heute nichts mehr hätten, für das es sich zu kämpfen lohnt. Das ist Teil einer Rhetorik, die uns dazu bringen soll, die Entscheidungen der Eliten nicht mehr in Frage zu stellen.

⁷ John Leslie Prescott, Baron Prescott, ehemaliger Gewerkschafter, Labour-Politiker, 1997-2007 stellv. Premierminister unter Tony Blair, seit 2010 Abgeordneter im House of Lords

⁸ Exklusive Studentenverbindung, der viele Mitglieder der Regierung Cameron angehören.

Uns wird beigebracht, dass Demokratie der Stützpfeiler einer modernen Gesellschaft sei; doch unsere Lords und Master wollen definieren, was Demokratie ist, und unser Zutun auf das Kreuzchen auf dem Wahlzettel beschränken. Das ist nicht mein Verständnis von Demokratie.

Sie sagen, Streik, ziviler Ungehorsam, direkte Aktion, Proteste – das ist unpatriotisch. Aber unsere Geschichte sagt uns: Sie sind es nicht. Und das ist der Grund, warum die Herrschenden sich so sehr vor Ralph Milibands Feststellung fürchten, dass es bei Politik um Konflikt geht. Sie meinen, dass alle, die ohne Hoffnung sind, ohne Jobs, die Kürzungen ihrer mageren Sozialhilfe entgegensehen, deren Familien wegen der Veränderung beim Wohngeld aus London verjagt werden, dass sie alle das einfach hinnehmen sollten.

Aber wartet die nächsten Wahlen ab – wenn sie dann noch zur Wahl zugelassen sind. Ich erinnere daran, dass einige Ratsvorsitzende in unseren größeren Städten davor gewarnt haben, dass die Menschen vielleicht mit Zorn oder Störung der öffentlichen Ordnung reagieren könnten. Es würde mich nicht wundern. Schlimmer als zu leiden ist es, allein und in Stille zu leiden. Wir haben in den letzten Jahren erstaunliche lokale Proteste gesehen: 20.000 Menschen, die ein Krankenhaus in Eastbourne verteidigten; 15.000, die in Lewisham auf die Straße gingen, bis zu 350 Menschen, die gegen die Schließung einer Bibliothek protestierten. Schaut auf die Riots im Jahr 2011 in England. Sie enthielten die wachsende Kluft in einer kaputten Gesellschaft.

Aber das passierte nicht grundlos. Junge Menschen sprachen davon, wie frustriert sie sind, weil sie keine Arbeit finden konnten. Sie wurden schon von vornherein von der Gesellschaft ausgeschlossen – also, was hatten sie zu verlieren? Diese Ereignisse zeigten, dass ab einem gewissen Grad an Ungleichheit das ganze Konzept von „Gesellschaft“ seine Bedeutung verliert.

Arbeiterbewegung, Proteste und Arbeiterpolitik werden weit über das 21. Jahrhundert hinausgehen. Seid versichert, der Protest gegen Ungleichheit lebt und ist lebendig – schaut nur auf die Arbeit von UKuncut⁹, die die unglaubliche Steuervermeidung von Vodafone und anderen Großkonzernen brandmarkt. Ihre Botschaft: Wenn Du in England Geschäfte machen willst und von unserer Infrastruktur und unseren gut ausgebildeten Arbeitskräften profitieren willst, dann zahl auch deine Steuern. Die Proteste im letzten Jahr gegen Starbucks. Am Anfang – klar – schlug den Protestierenden eine Welle von Feindschaft, Verunglimpfung und Angriffen in den Medien entgegen. Aber die Wahrheit ist: Diese Taktik ging auf. Als die rechten Medien mitbekamen, dass an diesen Protesten etwas dran war, konzentrierten sie sich plötzlich auf Starbucks, und was folgte, war ein bemerkenswerter öffentlicher Boykott dieses Unternehmens. Man braucht Mut, um Unpopularität und Verunglimpfungen zu riskieren. Aber die Wahrheit setzt sich durch.

Die Botschaft der Arbeiterbewegung muss „Hoffnung“ vermitteln. Sie muss mehr von ihren Siegen sprechen und der positiven Zukunft, die sie anstrebt.

⁹ UKuncut: 2010 gegründete britische Protestbewegung gegen Steuerhinterziehung und Sparmaßnahmen im öffentlichen Sektor.

England ist kaputt. Aber es ist das System, das kaputt ist, nicht die Menschen. Gewerkschaften und Arbeiterbewegung müssen fortfahren, den Menschen Hoffnung zu geben, dass man es auch anders und besser machen kann. Sie müssen daran arbeiten: Erziehen – Agitieren – Organisieren. Ich bin stolz darauf, dass man *Unite* mit diesen Initiativen assoziieren kann, und ich setze meine Hoffnung darein, dass wir eine lang anhaltende Allianz zwischen organisierter Arbeit und radikalem Protest schaffen können, selbst wenn er von außerhalb unserer traditionellen Bewegung kommen mag. Und, wie ich es in Bezug auf die Gewerkschaftsgesetze klar gemacht habe: So, wie ich nie für Gewalt eingetreten bin, *predige ich auch nicht Gesetzestreue um jeden Preis*. Meine Botschaft an den Kapitalismus – falls man einem System überhaupt eine Botschaft schicken kann – lautet: Ändere grundlegend deine Methoden oder riskiere sozialen Kollaps und Chaos. Was immer auch das Ergebnis von Wahlen sein mag: Politik im Interesse der Lohnabhängigen muss wachsen und sich entwickeln, auf der Grundlage der sozialistischen Erziehung, für die sich Ralph Miliband ausgesprochen hat.

Es gibt bestimmt einige hier, die es gar nicht abwarten können, meine Botschaft an die Labour Party zu hören. Na gut, ich werde euch nicht enttäuschen. Die Menschen brauchen eine politische Stimme. Sobald die Arbeiterklasse wieder Statur gewinnt, wird die Labour-Party das natürliche historische Vehikel, ihr Ausdruck sein. Aber nicht im Sinne einer Exklusion anderer in der Gesellschaft, die auch eine bessere Zukunft wollen. Jeder Sieg der Labour-Party basierte auf einer Allianz. Und eine solche Allianz sehe ich 2015 die Wahlen gewinnen. Aber lasst mich eines klarstellen – falls es in der Zukunft jemals wieder eine Rückkehr zu den diskreditierten Rezepten des Blairismus gibt, wird sich das mit der Labour-Party für mich erledigt haben – und ich glaube, für viele Millionen andere auch. Einfach gesagt: Lohnabhängige brauchen eine Stimme, aber ihre Stimmen sollten nicht als Selbstverständlichkeit betrachtet werden.

Mitten in dieser nicht enden wollenden Krise mit einer – wie es Ralph Miliband genannt hätte – diskreditierten herrschenden Klasse am Ruder ist es höchste Zeit für die Arbeiterklasse, mit ihrer eigenen Vision und Alternative vorwärts zu gehen. Unsere Werte sind ewig. Wir müssen so zuversichtlich sein, wie jene, die uns vorausgegangen sind. Auf der Suche nach einer schönen neuen Welt.

Werner Goldschmidt

‘Kommunismus’ – ein falsch verstandener Begriff?

Überlegungen zur Dialektik von Individualität und Kollektivität bei Marx (Teil I)

*„Marx spricht die Arbeiter
mit einem neuen Namen an:
als Proletarier (nicht als Proletariat).“*

Bertolt Brecht

Als Gesine Löttsch, die damalige Vorsitzende der Partei ‘Die Linke’, sich vor knapp zwei Jahren auf eine Diskussion um „Wege zum Kommunismus im 21. Jahrhundert“ einließ, war die Aufregung überall in Deutschland groß. Nie wieder Kommunismus! So oder so ähnlich lautete die weit überwiegende Reaktion auf ihren Diskussionsbeitrag in der Zeitung ‘junge Welt’. Nur Wenige wagten dagegen einzuwenden, dass zwei Jahrzehnte nach dem Untergang der sich selbst als ‘realsozialistisch’¹ bezeichnenden sozio-politischen Regime in der ‘Sowjet-Union’ und in Mittel-Osteuropa eine Diskussion über den Kommunismus immer noch lohnenswert wäre. Die Tatsache, dass der Kommunismus ein uralter Menschheitstraum ist, reicht natürlich ebenso wenig aus wie etwa die Hoffnung auf ‘Wege ins Paradies’², um den Sinn dieser Diskussion heute zu rechtfertigen. Vielmehr müsste man zeigen können, dass die ‘konkrete Utopie’ einer Gesellschaft, in der die Menschen in produktiver Gemeinschaft frei, gleich, solidarisch und friedvoll miteinander leben, heute realistischer begründet ist als je zuvor in der Geschichte. Zumindest wäre dies ein Thema, welches auch in der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts erneut aufzugreifen und zu debattieren sich lohnte³; zumal der real existierende Kapita-

¹ Die Formel vom ‘real existierenden Sozialismus’ soll von Erich Honnecker auf der 9. Tagung des ZK der SED im Mai 1973 zum ersten Mal benutzt worden sein. Quelle: Wikipedia. Die ‘quasi-offizielle’ Bezeichnung ‘Sozialismus’ für die von Marx unterschiedene erste Phase einer „kommunistische(n) Gesellschaft ... wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht“ und „also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig, noch behaftet ist mit den Muttermalen der alten Gesellschaft“, geht vermutlich auf Lenins ‘Staat und Revolution’ zurück. Vgl. LW 25, 485.

² Vgl. André Gorz, *Wege ins Paradies*, Berlin 1983. Gorz bemühte sich freilich, den spektakulären Titel mit einem gewissen (optimistischen) Realismus zu fundieren. Im Untertitel wurden „Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit“ angekündigt, die dazu dienen sollten, die Krise nicht nur zu verstehen, sondern auch „von links zu überwinden“. Das Echo auf diese frühe Reaktion auf die ‘mikrotechnische Revolution’ blieb auf längere Frist allerdings gering.

³ Dabei denke ich zunächst weniger an das, was in den letzten Jahren als ‘postmoderner’, gelegentlich auch als ‘postmarxistischer’ Kommunismus (Badiou, Vattimo, Žižek, m.E. zählen dazu auch Hardt/Negri) bezeichnet worden ist (vgl. hierzu Lothar Peter, *Postmoderner Linksradikalismus – Aufbruch zu neuen Ufern?*, in: *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung* 91, September 2012, S.

lismus sich gegenwärtig weltweit in einer tiefen sozial-ökonomischen, politischen und kulturellen Krise befindet, aus der ein systemimmanenter Ausweg sich kaum abzeichnet.

„Individuum“ und „Individualismus“

Bevor jedoch sinnvoll über ‚Wege zum Kommunismus‘ diskutiert werden kann, müsste ein gewisser Konsens über das Ziel⁴ erreicht sein, d.h. darüber, was unter ‚Kommunismus‘ zu verstehen sei. Allerdings, schon dieses eingeschränkte Thema ist ein weites Feld; und hier kann selbst davon nur ein kleiner, m. E. aber zentraler Aspekt aufgegriffen werden, der zur Klärung des Begriffs ‚Kommunismus‘⁵ beitragen könnte. Ich meine, dass die Vorstellung, die sich Marx und Engels⁶ vom ‚Kommunismus‘ machten, immer noch allzu

156-169), als vielmehr an eine kritische Rekonstruktion der Marxschen Auffassungen unter Berücksichtigung der historischen Erfahrungen des 20. und der neuartigen ökonomischen, sozialen, kulturellen und ökologischen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. Gerade diese Aufgabe wurde auch in der ‚orthodoxen‘ oder ‚parteikommunistischen‘ ‚Kommunismus-Debatte‘, die im Anschluss an den Beitrag von Lötzsch in der Zeitung ‚junge Welt‘ ausgetragen wurde, überhaupt nicht einmal in’s Auge gefasst. Hans Heinz Holz verstieg sich dabei sogar dazu, den stalinistischen Terror mit Hegel zu rechtfertigen – von Marx’ Kommunismusauffassung, ja nicht einmal von der schon bei Marx ansatzweise vorhandenen Wege-Debatte (s. Fn 4) ist in seinem Text jedenfalls nicht die Rede. Vgl. <http://www.lsa.k-p-d.org/resources/Dialektik+der+Vernunft.pdf>

- ⁴ Die Wege-Metapher impliziert, dass man sich über den (eigenen) Standort ebenso bewusst ist wie über das Ziel, das man erreichen möchte, und das Gelände, das zwischen beiden liegt; schließlich muss man sich auch über die Mittel klar werden, mit denen man die Strecke glaubt bewältigen zu können – Anforderungen, die bei einer räumlichen Expedition noch einigermaßen erfüllbar erscheinen (man denke an Columbus), die aber in zeitlicher Hinsicht, auf dem Weg in die Zukunft, ungleich schwerer zu erfüllen sind. Die ‚Existenz‘ (Wirksamkeit) und Kenntnis (der Wirkungsweise) historischer Gesetze oder wenigstens Tendenzen ist dazu wiederum eine der Voraussetzungen. Hierzu haben Marx und Engels wichtige Erkenntnisse beigetragen oder wenigstens Überlegungen (Hypothesen) entwickelt, ohne deren Berücksichtigung m.E. jede Debatte über ‚Wege zum Kommunismus‘ von vornherein zum Scheitern verurteilt ist.
- ⁵ Wir betrachten hier den Begriff ‚Kommunismus‘ vor allem in seiner Bedeutung als Gesellschaftsform(ation). Schon bei Marx und Engels hat der Terminus K. darüber hinaus auch die Bedeutung von Idee oder einem Ideensystem und der einer sozial-politischen Bewegung, deren Ziel eine Gesellschaftsform auf der Grundlage allgemeiner Gütergemeinschaft ist.
- ⁶ Selbstverständlich können auch diese beiden Autoren kein Monopol auf den Begriff ‚Kommunismus‘ beanspruchen; aber keine ernsthafte aktuelle oder künftig denkbare Diskussion um diesen Begriff, wird um eine Auseinandersetzung mit diesen ‚Klassikern‘ herumkommen. Dabei muss leider betont werden – was eigentlich selbstverständlich sein sollte – dass eine Kommunismus-Konzeption für das 21. Jahrhundert auch und gerade von einem marxistischen Standpunkt aus, nicht bei der bloßen Rekonstruktion der Auffassungen von Marx und Engels stehen bleiben kann. Ich nehme in diesem Zusammenhang die Gelegenheit wahr, auf den Text eines Autors zu verweisen, der in der DDR 1956 verhaftet und auch später mundtot gemacht worden ist und dessen Kommunismusvorstellungen (s. im später folgenden Teil II, Fn 92) ich in vieler Hinsicht nicht teile, der aber in einer außerordentlichen historischen Situation den ‚Mut zur Wahrheit‘ aufbrachte und dafür büßen musste, dass er die Dogmatisierung des Marxismus bekämpfte und im Interesse der ‚für den Sozialismus kämpfenden‘ Arbeiterklasse die ‚Weiterentwicklung des Marxismus‘ forderte. Vgl. Wolfgang Harich, Zur Frage der Weiterentwicklung des Marxismus, 1956, erstmals 50 Jahr später abgedruckt in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 54. Jg., 2006, Heft 5, S. 759-765.

ungenau rezipiert worden sind. Zumeist beruft man sich dabei auf einige wenige 'Stellen' im Werk dieser Klassiker, und lange Zeit blieben selbst diese Stellen unverstanden oder missverstanden. Man erinnere sich an das ebenso ehrenwerte wie zugleich bestürzende Bekenntnis des in der DDR hoch dekorierten Schriftstellers Stephan Hermlin, er habe das berühmte Diktum aus dem *Kommunistischen Manifest*, wonach der Kommunismus eine Assoziation sei, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“, immer und immer wieder andersherum gelesen, dass nämlich die freie Entwicklung 'aller' die Bedingung für die Befreiung eines jeden Einzelnen sei – oder, grob gesagt, wie es wohl auch in der DDR zumeist verstanden wurde, dass die Entwicklung des Kollektivs Vorrang gegenüber der des Individuums genieße. Eine andere – als diese, den Wortlaut des *Kommunistischen Manifests* auf den Kopf stellende – Lesart galt als 'bürgerlicher Individualismus'. So hieß es etwa in dem repräsentativen 'Philosophischen Wörterbuch' unter dem Lemma 'Individualismus': „In der sozialistischen Gesellschaft, auf der Grundlage des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln, der moralisch-politischen Einheit des ganzen Volkes und der grundsätzlichen Übereinstimmung der gesellschaftlichen, kollektiven und individuellen Interessen sowie der neuen, gleichberechtigten und verantwortlichen sozialen Stellung des Individuums verliert der bürgerliche Individualismus die sozialen Grundlagen seiner Entwicklung und Wirksamkeit und wird der sozialistische Kollektivismus mehr und mehr zur bestimmenden Denk- und Verhaltensweise der Menschen. Die theoretische Überwindung des Individualismus hat der historische Materialismus vollzogen.“⁷

⁷ Buhr/Klaus (Hg.), Philosophisches Wörterbuch, 6. Aufl., 1969, S. 514. Ähnlich das offizielle Lehrbuch für das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium: *Dialektischer und Historischer Materialismus*, 15. Aufl., 1988. Wo „die Auseinandersetzung zwischen Marxismus und bürgerlichem Individualismus“ als „eine Form des ideologischen Kampfes um die historische Perspektive der Menschheit“ bezeichnet wird. (A.a.O., S. 407) Der Horror vor der angeblich rein bürgerlichen Terminologie ging offenbar so weit, dass selbst in wissenschaftlichen Untersuchungen und Dokumentationen – bis in die Sachregister hinein – die Begriffe 'Individuum' oder 'Individualität' möglichst vermieden oder allenfalls als Kategorien erwähnt wurden, die in Klassengesellschaften eine Rolle spielen. Das 'Sachregister Marx-Engels-Werke' enthält kein Stichwort 'Individualität', unter 'Individuum und Gesellschaft' findet man den Hinweis 'in der Klassengesellschaft' (398f.). Die Sache selbst findet immerhin unter 'Persönlichkeit' eine gewisse Berücksichtigung – wie ja überhaupt viel von der Entwicklung der oder zur sozialistischen Persönlichkeit die Rede war. In dem erwähnten Sachregister (649f.) ist als erster Nachweis unter 'Persönlichkeit – allseitig entwickelte, ist im Sozialismus neue Produktivkraft' die Quelle MEW 2, 138 genannt. Dort ist aber das Wort 'Persönlichkeit' nicht zu finden – eine Terminologie, die der im römischen Recht gebildete Marx nur mit äußerster Zurückhaltung und dann zumeist kritisch verwendet; stattdessen findet man an der angegebenen Stelle folgenden Wortlaut: „Wenn der Mensch unfrei im materialistischen Sinne, d.h. frei ist, nicht durch die negative Kraft, dies und jenes zu meiden, sondern durch die positive Macht, seine wahre *Individualität* (Hervorh. WG) geltend zu machen, ...“ Im Sachregister zu den 'Grundrissen' (MEW 42), in deren Text es ja von den Termini 'Individuum', 'Individualität' geradezu 'wimmelt', wenn mir dieser Ausdruck hier einmal gestattet ist, findet sich wiederum keines der beiden Stichwörter, aber auch nicht 'Person' bzw. 'Persönlichkeit', dafür aber 'Mensch, Individuum, Person', an dem dort an erster Stelle genannten Nachweis findet man allerdings wiederum nur den originalen Marxschen Terminus 'Individuum'. Weitere Stichproben er-

Bekanntlich haben Marx und Engels, vor allem in der ‚Deutschen Ideologie‘, den radikal-egoistischen Individualismus Max Stirners⁸ einer ausführlichen Kritik unterzogen. Tatsächlich hatte Stirner das seit Mitte des 17. Jh. praktisch und theoretisch (Theorie des Gesellschaftsvertrags von Hobbes bis Rousseau, des individuellen Nutzens bei Bentham, im Utilitarismus etc.) sich durchsetzende Prinzip des liberalen Individualismus⁹ nur radikalisiert und auf eine fast absurde Spitze getrieben. Insofern ist die Behauptung, der historische Materialismus habe den abstrakten, bürgerlichen Individualismus überwunden, grundsätzlich berechtigt. Aber die These, wonach der bürgerliche Individualismus¹⁰ im Sozialismus/Kommunismus durch einen Kollektivismus überwunden werde, ist eine Vorstellung, die Marx und Engels nach meiner Auffassung kaum weniger heftig kritisiert hätten. Denn es ging ihnen in ihren Aussagen zum Kommunismus gerade nicht darum, die Gesellschaft oder Gemeinschaft – das

gaben ähnliche Resultate. Bleibt vielleicht nur noch zu erwähnen, dass das Sachregister zum ‚Kapital‘ (Bd. 1-3, MEW 23-25) kein ‚Individuum‘ kennt, aber auch keine ‚Person‘; unter ‚Mensch‘ wird sein Verhältnis zur Natur, und seine eigene ‚Natur‘ als ‚gesellschaftliches Wesen‘ nachgewiesen. Dabei heißt es etwa im ‚Kapital‘ (Bd. 1) – gleichlautend mit vielen anderen Textstellen bei Marx, die weiter unten noch ausführlich nachgewiesen werden – , dass in der kapitalistischen Produktionsweise die Menschheit rücksichtslos zur Schöpfung von materiellen Produktionsbedingungen gezwungen werde, „welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist.“ (MEW 23, 618)

⁸ Max Stirner, *Der Einzige und sein Eigentum*, Leipzig 1844.

⁹ Der Terminus selbst soll zunächst als kritisch gegen den Liberalismus gewendet von dem nach-revolutionären Reaktionär Joseph de Maistre, bald darauf aber auch von den Saint-Simonisten verwendet worden sein, die dagegen den sozialistischen Begriff der ‚Association‘ gesetzt haben. Vgl. Individualismus, in: HKWM, Bd. 6.2, Sp. 922f. Der konservativ-liberale Tocqueville hat mit historischem Sinn das Neuartige des bürgerlichen Individualismus erkannt. „Unsere Väter hatten das Wort ‚Individualismus‘ nicht, das wir für unseren Gebrauch gebildet haben, weil es zu ihrer Zeit allerdings kein Individuum gab, das nicht zu einer Gruppe gehörte und sich als ganz allein stehend hätte betrachten können; aber jede der tausend kleinen Gruppen, aus denen die französische Gesellschaft bestand, dachte nur an sich selbst. Es war dies, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art kollektiver Individualismus, der die Gemüter auf den uns bekannten eigentlichen Individualismus vorbereitete.“ A. de Tocqueville, *Der alte Staat und die Revolution*, Reinbek 1969, S. 89.

¹⁰ Wobei die Formulierung des ‚Philosophischen Wörterbuchs‘ offen ließ, ob es überhaupt einen nicht-bürgerlichen Individualismus geben könne. Gramsci sieht das Problem des Individualismus jedenfalls wesentlich differenzierter: „Individualismus und Individualität (Bewußtsein der individuellen Verantwortlichkeit) oder Persönlichkeit. Man muß sehen, wieviel an der Tendenz gegen den Individualismus richtig ist und wieviel falsch und gefährlich. Notwendig widersprüchliche Haltung. Zwei Aspekte, ein negativer und ein positiver, des Individualismus. Eine Frage folglich, die historisch und nicht abstrakt, schematisch zu stellen ist. ...Kampf gegen den Individualismus ist gegen einen bestimmten Individualismus, mit einem bestimmten sozialen Inhalt, nämlich gegen den ökonomischen Individualismus in einer Zeit, in der er anachronistisch und antihistorisch geworden ist (jedoch nicht vergessen, daß er historisch notwendig gewesen ist und eine Phase der progressiven Entwicklung darstellte). Daß man kämpft, um einen rückständig und hinderlich gewordenen autoritären Konformismus zu zerstören, und daß man über eine Phase der Entwicklung von Individualität und kritischer Persönlichkeit zum Menschen-Kollektiv gelangt, ist eine dialektische Auffassung, die für die schematischen und abstrakten Mentalitäten schwer zu begreifen ist.“ Antonio Gramsci, *Gefängnishefte* (Heft 9, § 23), Hamburg 1993, Bd. 5, S. 1099.

Kollektiv – gegen die Individuen – oder auch umgekehrt – auszuspielen, vielmehr versuchten sie, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft im Kommunismus als einer gegenüber der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft höher entwickelten Formation historisch-praktisch und begrifflich neu zu bestimmen und zwar derart, dass darin der abstrakte Gegensatz beider Pole dialektisch, im Sinne von ‘aufgehoben’, überwunden wird.¹¹

Marx und Engels waren in keiner Weise – weder weltanschaulich noch methodisch oder normativ¹² – Individualisten¹³, schon gar keine ‘Besitzindividualisten’ wie die politischen Philosophen und Ökonomen des 17. und 18. Jh.¹⁴ Aber sie waren ebenso wenig Kollektivisten, wie es zumeist von radikalen Gegnern des Marxismus behauptet wird. Dabei stützen letztere sich gelegentlich auch auf Äußerungen von Autoren aus den ehemaligen ‘realsozialistischen’ Ländern, u.a. auch aus der DDR, die sich bei der These vom Primat der Kollektivität im Kommunismus aber keineswegs auf Marx oder Engels berufen können.¹⁵

Was Marx’ Begriff des Kommunismus gegenüber diesen einseitigen, sich wechselseitig ausschließenden Interpretationen auszeichnet, ist die gleichzeitige und *gleichgewichtige* Verbindung von freier *Assoziation* und freier *Individualität*. Die Individuen können sich als *isolierte* Individuen nicht wirklich befreien, da sie als solche stets in feindlicher, konkurrierender – oder um den Philosophen verständlicher zu bleiben in ‘entfremdeter’ – Abhängigkeit von einander, also im ‘Krieg aller gegen Alle’ (Hobbes) und damit letztlich in Unfreiheit verbleiben. Wirklich frei werden sie demnach nur in der Assoziation, der freiwilligen Vereinigung mit anderen Individuen, in der die unterschiedli-

11 Schon in der Deutschen Ideologie heißt es: „...erst in der Gemeinschaft wird ... die persönliche Freiheit möglich.“ Die bisherigen gesellschaftlichen Formen seien bloß „Surrogate“, „illusorische Gemeinschaft“en. „In der wirklichen Gemeinschaft erlangen die Individuen in und durch ihre Assoziation zugleich ihre Freiheit.“ (MEW 3, 74); dort heißt es später u.a., die kommunistische Gesellschaft sei die einzige „worin die originelle und freie Entwicklung der Individuen keine Phrase ist ...“ A.a.O., 424.

12 Wie es der amerikanische Sozialphilosoph und einer der wenigen ‘analytischen’ Marxisten, John Elster, behauptet. Vgl. John Elster, An Introduction to Karl Marx, Cambridge 1986, p. 27.

13 Auch keine ‘kommunistischen Individualisten’. Vgl. Ingo Pies/Martin Leschke (Hg.), Karl Marx’ kommunistischer Individualismus, Tübingen 2005.

14 Vgl. C. B. Macpherson, Die politische Theorie des Besitzindividualismus, Frankfurt/M. 1973.

15 Vgl. etwa ‘Kollektiv’ im „Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie“, 2. Aufl., Berlin (DDR) 1977, S. 346-350. Eine bemerkenswerte Ausnahme hiervon bildet der unter dem Titel ‘Zivilisation am Scheideweg’ 1968 in der CSSR veröffentlichte ‘Richta-Report’ (Hg. von Radovan Richta und Kollektiv). Dort heißt es: „Die Kollektivität, auf der die Vorstöße der Wissenschaft und Technik fußen, ist eine Kollektivität der gegenseitigen individuellen Entfaltung – eine wirkliche Gemeinschaft als solche sich entfaltender Individuen.“ Richta-Report, Politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1971, S. 304ff., zit. S. 308f. Am Schicksal dieses in jeder Hinsicht außergewöhnlichen Dokuments wird deutlich, wie verheerend sich die militärische Intervention der Sowjetunion und ihrer Verbündeten von 1968 nicht nur gegen den ‘Prager Frühling’, sondern darüber hinaus gegen eine potentiell erfolgreiche Entwicklung zum Kommunismus im Marxschen Sinne ausgewirkt hat. (Die Erinnerung an dieses Dokument verdanke ich Christoph Lieber.)

chen Individualitäten sich wechselseitig betätigen und in dieser Tätigkeit zugleich entfalten können. Dies ist das Grundthema und das Endziel von Marx Untersuchungen der Geschichte progressiver Gesellschaftsformationen.

Nicht Robinson¹⁶ auf seiner ‘lichten Insel’ – wie bei den klassischen Ökonomen und den methodologischen Individualisten noch heute – , sondern in „Gesellschaft produzierende Individuen“¹⁷ bilden die Voraussetzungen von Marx kritischer Untersuchung der verschiedenen Produktionsweisen und der darauf basierenden Gesellschaftsformationen. Dabei kommt es ihm aber vor allem darauf an, die historisch bestimmten Formen der Beziehungen zwischen den Individuen, und dabei wiederum zunächst und grundlegend in der Produktion (und damit auch in ihrem Verhältnis zur Natur bzw. der von ihnen bearbeiteten Natur, d.i. den Produktionsmitteln) und von dort aus aufsteigend, die übrigen Formen des gesellschaftlichen Lebens zu analysieren.

Dass diese Problematik weiterhin umstritten ist, liegt u.a. daran, dass viele Aussagen von Marx zum Kommunismus, soweit ich sehe, noch immer nicht systematisch ausgeschöpft sind¹⁸ oder erneut zu lesen, ältere Lesarten kritisch zu rezipieren wären; auch das kann hier nicht erschöpfend versucht werden. Ich werde mich im Folgenden, nach einigen weithin bekannten Äußerungen von Marx und Engels, vor allem auf den Text der ‘Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie’ (1857/58) stützen, ein Text, der in vieler Hinsicht – auch und gerade in Bezug auf den hier zu thematisierenden Aspekt im Marx-schen Verständnis des Kommunismus – m. E. bisher allzu sehr vernachlässigt wurde¹⁹, enthält er doch aufschlussreiche Formulierungen zur Dialektik von Individualität und Kollektivität in der Abfolge der historischen Gesellschaftsformationen.²⁰

¹⁶ „Der Mensch ist im wörtlichsten Sinn ein *zoon politikon*, nicht nur ein geselliges Tier, sondern ein Tier, das nur in der Gesellschaft sich vereinzeln kann. Die Produktion des vereinzelt einzelnen außerhalb der Gesellschaft – eine Rarität, die einem durch Zufall in die Wildnis verschlagenen Zivilisierten wohl vorkommen kann, der in sich dynamisch schon die Gesellschaftskräfte besitzt – ist ein ebensolches Unding als Sprachentwicklung ohne zusammen lebende und zusammen sprechende Individuen.“ MEW 42, 20.

¹⁷ MEW 42, 19.

¹⁸ Die umfangreichste mir bekannte Untersuchung aus der DDR ist Rolf Dlubek/Renate Merkel: Marx und Engels über die sozialistische und kommunistische Gesellschaft, Berlin (DDR) 1981. Darin konnten allerdings die erst später – oder noch immer nicht vorliegenden – Texte (hier insbesondere die ethnologischen Exzerpte) aus dem Nachlass von Marx (und Engels) aus der MEGA² nicht berücksichtigt werden. Die von L. Krader in den 1970er Jahren in der BRD herausgegebenen Auszüge aus den ethnologischen Exzerptheften von Marx wurden ebenfalls nicht berücksichtigt. L. Krader (Hg.), Karl Marx, Die ethnologischen Exzerpthefte, Frankfurt/M. 1976.

¹⁹ Zur politisch komplexen und theoretisch kontroversen Publikationsgeschichte des Textes vgl. Eric Hobsbawm, Wie man die Welt verändert. Über Marx und den Marxismus, München 2012, S. 112ff. Vgl. auch Marcello Musto, Verbreitung und Rezeption der ‘Grundrisse’ in der Welt, in: Z 84, Dezember 2010, S. 92-103.

²⁰ Was ich hier leisten kann ist allerdings eher eine kommentierte Materialsammlung als eine systematische Rekonstruktion der entsprechenden Marx-schen Äußerungen – eine Arbeit, die

Ich hoffe, dabei auch wenigstens ansatzweise, denn mein Focus soll ja mit den 'Grundrissen' vor allem auf einem Werk aus Marx' mittlerer Schaffensperiode liegen, zeigen zu können, dass sich seine Auffassungen – vielleicht trifft dies für Engels nicht im gleichen Maße zu (?) – in dieser spezifischen Frage von den frühesten Äußerungen in den 'Pariser Manuskripten' (1844) über die 'Deutsche Ideologie' (1845/46) und das 'Kommunistische Manifest' (1848) bis in das 'Spätwerk' hinein, bei allem Fortschritt in der wissenschaftlich begründeten Einsicht in die 'Natur' der gesellschaftlichen Produktionsweisen der Menschen, in der grundsätzlichen Orientierung – z.B. auch in der kritischen Haltung gegenüber einem 'rohen' Gleichheitskommunismus – nicht oder nur wenig verändert haben.²¹

„... die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ...“

Martin Hundt hat mir den entscheidenden Hinweis geliefert, der mich dazu angeregt hat, dieser vernachlässigten Fragestellung nachzugehen. In seinem Beitrag zum Lemma 'Sozialismus/Kommunismus' für die 'Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften'²² zitiert er den Entwurf einer Antwort von Engels an den italienischen Sozialisten Giuseppe Canepa. Canepa hatte Engels gebeten, ein Motto für eine zu gründende sozialistische Zeitschrift 'L'Era nuova' (Neue Zeit), vorzuschlagen, in dem in kurzer Form die Grundidee der kommenden sozialistischen Epoche ausgedrückt werden sollte, im Unterschied zur alten Epoche, die von Dante einst mit den Worten, dass 'die einen herrschen, und die andern leiden', charakterisiert worden war.²³ Engels hatte dazu folgende Antwort entworfen – warum sie nicht abgesandt wurde, oder ob sie in einer anderen Form doch an Canepa ging, ist (mir) nicht bekannt: „Ich habe versucht, in den Werken von Marx für Sie ein Motto zu finden, ... , er erscheint mir der einzige von den modernen Sozialisten zu sein, den man dem großen Florentiner zur Seite stellen kann. Ich habe jedoch nichts finden können als den folgenden Satz aus dem 'Kommunistischen Manifest' ...“²⁴ – und nun zitiert Engels aus der italienischen Ausgabe des KM den eingangs erwähnten Satz: „Anstelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie

sich nach meiner Auffassung freilich sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht lohnen würde.

²¹ In seiner frühesten Kritik am 'rohen Kommunismus' richtet sich Marx nicht nur gegen die abstrakte Form der Gleichheit, die das Privateigentum nur verallgemeinere, sondern ebenso sehr gegen dessen Negation der Individualität bzw. 'Persönlichkeit'. Erst der entwickelte Kommunismus löse den Widerstreit zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung. Er sei das 'aufgelöste Rätsel der Geschichte und weiß sich als diese Lösung.' Vgl. MEW 40, 534ff, 536.

²² M. Hundt, Sozialismus/Kommunismus, in: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, hg. von H. J. Sandkühler, Bd. 3, Hamburg 1990, S. 347ff., hier S. 352.

²³ Vgl. MEW 29, 578, Anm. 236.

²⁴ MEW 29, S. 194. Im Anti-Dühring stellt Engels fest: "Die Gesellschaft kann sich selbstredend nicht befreien, ohne dass jeder einzelne befreit wird." (MEW 20, 273)

Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“ Dass Engels damit tatsächlich den Kern der Marxschen Auffassung vom Kommunismus getroffen hat, belegt u.a. das folgende Zitat aus ‚Kapital‘ Bd. 1, wo Marx „die volle und freie Entwicklung jedes Individuums“ als das *Grundprinzip* der der kapitalistischen Produktionsweise folgenden „höheren Gesellschaftsform“ bezeichnet.²⁵

Da es hier vorrangig um dieses *Grundprinzip* geht, sollen die allgemeinen Merkmale einer kommunistischen Gesellschaftsformation – die also mehr oder minder auch in der sog. urkommunistischen Gesellschaft²⁶ vorhanden waren – nicht näher untersucht werden, so z.B. nicht die Formen des gemeinsamen Eigentums (Familien-, Stamm-, Dorfeigentum etc., später genossenschaftliches, staatliches Eigentum und verwandte Formen)²⁷ und der gemeinschaftlichen Arbeit, der Arbeitsteilung (etwa nach Alter und Geschlecht, die ‚indische Dorfgemeinschaft‘ kennt schon die ‚berufliche‘ Differenzierung!) und der Verteilung des gemeinsam erzeugten Produkts – jedenfalls sofern sie nicht als spezifisch für die ‚höhere‘ Form der kommunistischen (Zukunfts)Gesellschaft gelten müssen.²⁸ Was hier also zunächst²⁹ interessiert ist vor allem das Ver-

²⁵ MEW 23, 618. Ähnlich heißt es schon zu Beginn des Kapital (Bd. 1, im Abschnitt über den Fetischcharakter der Ware ...) „Stellen wir uns ... einen *Verein freier Menschen* vor, die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre vielen individuellen Arbeitskräfte selbstbewusst als eine gesellschaftliche Arbeitskraft verausgaben. ...“ A.a.O., S. 92 (Hervorh. WG).

²⁶ Der Begriff ‚Urkommunismus‘ wird von Marx nie, von Engels nur äußerst selten benutzt, er ist in der marxistischen Literatur mit guten Gründen umstritten. Wirtschaftshistoriker bevorzugen den schon von Engels benutzten, auf Morgan (Ancient Society) zurückgehenden, dt. mit ‚Urgesellschaft‘ übersetzten Begriff. „Aufgrund des Gemeineigentums an Grund und Boden, das die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt, und des Fehlens ökonomisch-sozialer Klassen wird die Urgeschichte herkömmlicherweise als Geschichte der Urgesellschaft verstanden. Die Urgesellschaft wird dabei als einheitliche ökonomisch-soziale Formation aufgefasst (auch als Urgemeinschaft, Urgemeinschaftsordnung, gelegentlich urkommunistische Formation bezeichnet) und in eine vorgentile (Periode der Mensch- und Gesellschaftswerdung = Anthro- und Soziogenese) und eine gentile Epoche (Gentilgesellschaft) untergliedert.“ Handbuch Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1, Berlin (DDR) 1981, S. 265. Vgl. auch Barry Hindess/Paul Q. Hirst, Vorkapitalistische Produktionsweisen, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1981, dort: Die primitive kommunistische Produktionsweise, S. 62-105.

²⁷ „Was den Kommunismus auszeichnet, ist nicht die Abschaffung des Eigentums überhaupt, sondern die Abschaffung des bürgerlichen Eigentums. ... Der Kommunismus nimmt keinem die Macht, sich gesellschaftliche Produkte anzueignen, er nimmt nur die Macht, sich durch diese Aneignung fremde Arbeit zu unterjochen.“ MEW 4, 445;477. Im Kapital heißt es sogar: Die Negation der kapitalistischen Produktionsweise, d.h. der Kommunismus stelle“ nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber *das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel.*“ MEW Bd. 23, 791 (Hervorh. WG).

²⁸ Dies soll jedoch keineswegs heißen, dass die genannten Problembereiche etwa unwichtig wären – im Gegenteil! M.E. können sie aber sinnvoll nur behandelt werden, wenn das ‚Grundprinzip‘ des Kommunismus hinreichend geklärt ist.

²⁹ Dass davon zugleich auch das Verhältnis der Menschen zur (eigenen wie außermenschlichen) Natur betroffen ist, wird am Ende dieses Beitrags wenigstens angedeutet. Vgl. zu dieser Problematik K. H. Tjaden, Mensch – Gesellschaftsformation – Biosphäre. Über die gesellschaftli-

hältnis der Individuen zueinander in einer klassenlosen (!) Gesellschaft, die also auf dem *Prinzip der Gleichheit hinsichtlich der erwähnten allgemeinen Merkmale des Kommunismus* beruht. Aber die Individuen wären keine Individuen, wenn sie alle gleich wären.³⁰ Daraus ergibt sich die scheinbar paradoxe Schlussfolgerung, dass die *kommunistische Gleichheit die individuelle Eigenart* eines jeden nicht nur *bestätigt*, sondern mit der „vollen und freien Entwicklung jedes Individuums“ die Unterschiede der Individuen noch *befördert*. Insofern konnte sich Ernst Bloch mit Recht auf Marx berufen, wenn er formulierte, dass „die klassenlose Gesellschaft so individuell sein kann wie keine bisher (...) und gleichzeitig so kollektiv wie keine bisher: denn sie ist keines von beiden“.³¹

Die Auflösung dieser scheinbaren Paradoxie kann offenbar nur gelingen, wenn man Marx' Verständnis von Individuum und Individualität in ihren sozial-historischen Entwicklungsformen und daher in ihrem Verhältnis zur jeweiligen Form der Kollektivität (Gemeinschaft) näher untersucht. Dabei erweist es sich – was hier nur angedeutet werden kann –, dass Marx anfängliche Skepsis gegenüber dem Begriff der Individualität später von einer differenzierten, und zwar vor allem historisch differenzierteren Betrachtung abgelöst, oder sagen wir besser: überwunden wird. So wie es keine gleichsam fix und fertige ahistorische Natur des Menschen (als Gattungswesen) gibt, so auch nicht die der menschlichen Individuen. Schon in den Feuerbach-Thesen hält Marx fest: „...das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“.³² Das darf nun aber keineswegs dahingehend interpretiert werden, dass die Individuen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen identifiziert würden, vielmehr bedeutet Marx' These, dass die Möglichkeit der Entfaltung menschlicher Individualität von den jeweils historisch sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse abhängen.³³ Lucien Sève konstatiert – unter Verweis auf Marx' 'Grundrisse': „Marx ist der erste, der die entwickelte menschliche Individualität wirklich als ein Produkt der Geschichte verstanden hat ...“³⁴ und fährt fort: „Deshalb aber haben weder Marx

che Dialektik des Verhältnisses von Mensch und Natur, Kassel 1990.

³⁰ „...aber die ungleichen Individuen (und sie wären nicht verschiedene Individuen, wenn sie nicht ungleiche wären) ...“ MEW Bd. 19, 21. Schon 1844 hatte Marx in einem Brief an Feuerbach betont: „Die *Einheit* des Menschen mit den Menschen, *die auf dem realen Unterschied der Menschen begründet* ist, der Begriff der Menschengattung, ... was ist er anders als der Begriff der Gesellschaft!“ MEW 27, 425 (Hervorh. WG).

³¹ E. Bloch, *Experimentum Mundi*, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 15, Frankfurt am Main 1977, S. 195.

³² MEW 3, 6.

³³ Eine subtile Auseinandersetzung mit dieser Interpretation der Feuerbach-Thesen findet sich bei L. Krader, *Ethnologie und Anthropologie bei Marx*, Frankfurt (Main)/Berlin/Wien 1976, S. 252 Fn 113.

³⁴ L. Sève, *Individuum/Individualismus*, in: *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*, a.a.O., Bd. 2, S. 657f.

noch die Marxisten jemals dafür gehalten, daß die Individualität dazu bestimmt sei, mit dem Kapitalismus zu verschwinden. Dessen historisch vorübergehender Charakter kommt ganz im Gegenteil deutlich in seiner Unfähigkeit zum Ausdruck, diese voll bei allen Menschen zu entwickeln. Die modernen Produktivkräfte zwingen dazu, ‚das Teilindividuum, den bloßen Träger einer Detailfunktion, durch das total entwickelte Individuum (zu ersetzen)‘ ...; dies setzt den Übergang zu einer kommunistischen Gesellschaft voraus, ‚der einzigen, worin die originelle und freie Entwicklung der Individuen keine Phrase ist‘...“³⁵

„Der Mensch vereinzelt sich erst durch den historischen Prozess“³⁶

Im Vorwort zur ‚Kritik der politischen Ökonomie‘ (1859) unterscheidet Marx ‚in großen Umrissen‘ asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation.³⁷ Auffällig ist, dass die ‚Urgesellschaft‘ hier nicht erwähnt wird, vermutlich, weil Marx sie nicht für eine ‚progressive‘, sondern für eine statische Gesellschaftsformation hielt, worauf u.a. auch ihre vergleichsweise lange Dauer hinweist.³⁸ Tatsächlich war Marx die Existenz von ursprünglichen Gesellschaften (etwa in der Form von ‚Stämmen‘) auf der Basis gemeinsamen Eigentums an den Produktionsmitteln (hier vor allem Grund und Boden) längst bekannt.³⁹ In den Vorarbeiten zur ‚Kritik‘, die unter dem Titel ‚Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie‘ veröffentlicht worden sind, geht Marx auf diese Form gesellschaftlicher Arbeit auf der Basis von gemeinschaftlichem Eigentum näher ein:

„In der ersten Form dieses Grundeigentums – erscheint zunächst ein naturwüchsiges Gemeinwesen als erste Voraussetzung. Familie und die im Stamm erweiterte Familie oder durch intermarriage zwischen Familien, oder Kombination von Stämmen. ... Die naturwüchsige Stammgemeinschaft oder, wenn man will, das Herdenwesen ist die erste Voraussetzung – die Gemeinschaft-

³⁵ A.a.O., S. 658. Sève zitiert Marx nach MEW 23, 512 und MEW 3, 424.

³⁶ MEW 42, 404.

³⁷ Vgl. MEW 13, 9.

³⁸ Im ersten Briefentwurf an Vera Sassulitsch bemerkt Marx, „dass die Lebensfähigkeit der Urgemeinschaften unvergleichlich größer war als die der semitischen, griechischen, römischen etc. Gesellschaften und a fortiori als die der modernen kapitalistischen Gesellschaften.“ MEW 19, 386. Einiges spricht dafür, dass Marx die später so genannte ‚agrarische Revolution‘ zunächst noch nicht als ‚progressives‘, formationsbildendes Moment eingeschätzt hat. S. auch folgende Fn., wo Sesshaftigkeit und Ackerbau noch nicht als qualitative neue Stufe der Produktionsweise begriffen worden sind.

³⁹ In der ‚Deutschen Ideologie‘ (1845) unterscheidet Marx verschiedene Entwicklungsstufen der Teilung der Arbeit und ebenso viele verschiedene Formen des Eigentums. „Die erste Form des Eigentums ist das Stammeigentum. Es entspricht der unentwickelten Stufe der Produktion, auf der ein Volk von Jagd und Fischfang, von Viehzucht oder höchsten vom Ackerbau sich nährt.“ MEW 3, 22.

lichkeit in Blut, Sprache, Sitten etc. – der *Aneignung der objektiven Bedingungen* ihres Lebens und der sich reproduzierenden und vergegenständlichen Tätigkeit desselben (Tätigkeit als Hirten, Jäger, Ackerbauer etc.).

Die Erde ist das große Laboratorium, das Arsenal, das sowohl das Arbeitsmittel wie das Arbeitsmaterial liefert wie den Sitz, die Basis des Gemeinwesens. Sie verhalten sich naiv zu derselben als dem *Eigentum des Gemeinwesens* und des in der lebendigen Arbeit sich produzierenden und reproduzierenden Gemeinwesens. Jeder einzelne verhält sich nur als Glied, als member dieses Gemeinwesens als *Eigentümer* oder *Besitzer*.⁴⁰

Individualitätsentwicklung und Gesellschaftsformationen

Da es uns hier nicht primär um das Verhältnis der Individuen zur Natur bzw. den produzierten Produktionsmitteln geht, sondern um die Entwicklung der Individualität, d.h. vorrangig um das Verhältnis der Individuen zueinander, so ist zunächst festzuhalten, dass Marx die Individualität (d.i. die Besonderheit) des Einzelnen in dieser ursprünglichen Form von Gesellschaft als ausschließlich über das Gemeinwesen vermittelt ansieht. Um es in der hegelianisierenden Sprache, die Marx hier durchaus noch nicht ganz abgelegt hat, auszudrücken: Das Individuum ist hier nur 'an sich' (naturhaft im Gemeinwesen 'verwurzelt'), und noch nicht 'für sich', d.h. noch nicht 'selbstbewusst' vorhanden. Klar drückt dies Marx in der später geschriebenen 'Einleitung' zu den 'Grundrissen' aus: „Je tiefer wir in der Geschichte zurückgehen, je mehr erscheint das Individuum, daher auch das produzierende Individuum, als unselbständig, einem größeren Ganzen angehörig; erst noch in ganz natürlicher Weise in der Familie und der zum Stamm erweiterten Familie; später in dem aus dem Gegensatz und Verschmelzung der Stämme hervorgehenden Gemeinwesen in seinen verschiedenen Formen.“⁴¹

Insofern Marx die 'freie Entwicklung' der Individualität in den verschiedenen Gesellschaftsformationen zum Kriterium ihrer 'Progressivität' macht, wird hier noch einmal deutlich, warum er die 'Urgesellschaft' im 'Vorwort' von 'Zur Kritik ...' nicht zu den vier progressiven Formationen zählt.⁴² Nach dieser Interpretation müsste sich nun freilich umgekehrt zeigen lassen, dass nach Marx die dort genannten Formationen auch und gerade hinsichtlich der Entwicklung zur Individualität als progressiv angesehen werden können. Das erfordert allerdings eine dialektisch differenzierte Betrachtung der Kategorie 'Individualität' als ein historisches Produkt.

In weltgeschichtlicher Perspektive fasst Marx diesen Entwicklungsprozess wie folgt zusammen:

⁴⁰ MEW 42, 384.

⁴¹ MEW 42, 20.

⁴² Dafür spricht auch, dass Marx später, d.h. nach seiner Morgan-Rezeption, den Begriff 'Zivilisation' für die Gesamtheit der post-urgeseftlichen Formationen übernimmt – wie dann auch Engels im 'Ursprung ...'.

„Persönliche Abhängigkeitsverhältnisse (zuerst ganz naturwüchsig) sind die ersten Gesellschaftsformen, in denen sich die menschliche Produktivität nur in geringem Umfang und auf isolierten Punkten entwickelt. Persönliche Unabhängigkeit, auf *sachlicher* Abhängigkeit gegründet, ist die zweite große Form, worin sich erst ein System des allgemeinen gesellschaftlichen Stoffwechsels, der universalen Beziehungen, allseitiger Bedürfnisse und universeller Vermögen bildet. *Freie Individualität, gegründet auf die universelle Entwicklung der Individuen und die Unterordnung ihrer gemeinschaftlichen, gesellschaftlichen Produktivität als ihres gesellschaftlichen Vermögens, ist die dritte Stufe. Die zweite schafft die Bedingungen der dritten.* (Hervorh. – WG) Patriarchalische, wie antike Zustände (ebenso feudale), verfallen daher ebensosehr mit der Entwicklung des Handels, des Luxus, des Geldes, des Tauscherts, wie die moderne Gesellschaft in gleichem Schritt mit ihnen emporwächst.“⁴³

Vorkapitalistische Gesellschaftsformationen

Marx belässt es in den ‘Grundrissen’ aber keineswegs bei diesem vergleichsweise grob wirkenden (dialektischen?) Schema. Vielmehr betrachtet er die einzelnen Etappen des Prozesses genauer. Die Auflösung – Marx spricht gelegentlich auch von ‘Zersetzung’ – der ursprünglichen, ‘substantiellen’⁴⁴ Gemeinschaft der Individuen erfolgte nur sehr allmählich. In der frühen ‘asiatischen Produktionsweise’ ist das Gemeinwesen als Zusammenfassung vieler kleiner (Dorf- oder Stammes-)Gemeinschaften durch einen formell einzigen und übergeordneten Eigentümer, den „Despoten als dem Vater der vielen Gemeinwesen“⁴⁵ repräsentiert. Faktisch aber existiert das „Stamm- oder Gemeindegut“ weiterhin als die Grundlage des Systems. „Die gemeinschaftlichen Bedingungen der wirklichen Aneignung durch die Arbeit, Wasserleitungen, sehr wichtig bei den asiatischen Völkern, Kommunikationsmittel etc. erscheinen dann als Werk der höheren Einheit – der über den kleinen Gemeinden schwebenden despotischen Regierung.“⁴⁶ Gewissermaßen als Kompensation gehört ein Teil der gemeinsamen Arbeit der höheren Gemeinschaft, „die zuletzt als Person existiert, und diese Surplusarbeit macht sich geltend

⁴³ MEW 42, 91.

⁴⁴ Marx charakterisiert jenes ursprüngliche Gemeinwesen auch als „Substanz, von der die Individuen bloß Akzidenzen“ sind. MEW 42, 386. Ähnlich heißt es im ‘Kapital’: „Jene alten gesellschaftlichen Produktionsorganismen ... beruhen entweder auf der Unreife des individuellen Menschen, der sich von der Nabelschnur des natürlichen Gattungszusammenhangs mit andren noch nicht losgerissen hat, oder auf unmittelbaren Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnissen. Sie sind bedingt durch eine niedrige Entwicklungsstufe der Produktivkräfte der Arbeit ...“ MEW 23, 93. „... in den Kulturanfängen der Menschheit, bei Jägervölkern oder etwa in der Agrikultur indischer Gemeinwesen“, die „auf dem Gemeindegut an den Produktionsbedingungen“ beruhen, findet man, „daß das einzelne Individuum sich von der Nabelschnur des Stammes oder des Gemeinwesens noch ebensowenig losgerissen hat wie das Bienenindividuum vom Bienenstock.“ MEW 23, 353f.

⁴⁵ MEW 42, 385.

⁴⁶ MEW 42, 386.

sowohl im Tribut etc. wie in gemeinsamen Arbeiten zur Verherrlichung der Einheit, teils des wirklichen Despoten, teils des gedachten Stammwesens, des Gottes.“⁴⁷ Obwohl Marx hier von nur *einer* Person (Despot oder Gott bzw. göttlichem Despoten) spricht, versteht es sich von selbst, dass in diesem System eingeschlossen sind eine relativ große Zahl von Helfern des Despoten (als Geometer, Baumeister und Verwalter des Bewässerungssystems, Eintreiber des Tributs, als Priester, Tänzerinnen etc.), die von unmittelbarer (körperlicher) Subsistenzarbeit befreit sind und sich z.T. kulturell ‘höheren’, geistigen (wissenschaftlichen, künstlerischen) Tätigkeiten widmen können. Wir haben es hier zunächst noch mit einer Proto-Klassengesellschaft zu tun, die freilich schon für die Individuen eines Teils der Gesellschaft nicht nur einen in der Regel höheren Anteil des materiellen Reichtums sondern auch einen höheren Freiheitsgrad zur Entfaltung ihrer individuellen Bedürfnisse und Fähigkeiten bietet und insofern gegenüber der Stellung der Individuen in der ‘Urgesellschaft’ einen relativen Fortschritt darstellt – zu dem, was Marx und Engels später (im Anschluss an Morgan) ‘Zivilisation’ nannten, zu deren bedeutendsten kulturellen Leistungen neben der Schrift auch der Staat, das Recht u.a. gehören.

Marx zeigt nun, was hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden kann, wie die Befreiung von knechtender, zumeist körperlicher Arbeit für einen – allerdings in der Regel mit dem Fortschritt der Produktivkräfte wachsenden – Teil der Gesellschaft, den ökonomisch und politisch herrschenden Klassen in der antiken und feudalen Produktionsweise, eine weitere Steigerung der individuellen Fähigkeiten für die Angehörigen dieser Klassen zur Folge hat – was beispielsweise an den großen kulturellen Leistungen der Antike feststellbar ist. Freilich waren die antike Freiheit und Individualität, die nicht zuletzt auf der Verfügung über privates Eigentum basierten – von den entsprechenden modernbürgerlichen Formen grundsätzlich verschieden, denn sie unterstellten „auch das Gemeinwesen als erste Voraussetzung, aber nicht wie im ersten (‘urgesellschaftlichen’ – WG) Fall als Substanz, von der die Individuen bloß Akzidenzen sind“, sondern sie unterstellten „die Stadt als schon geschaffenen Sitz (Zentrum) der Landleute (Grundeigentümer). Der Acker erscheint als Territorium der Stadt“ und das private Eigentum an Grund und Boden ist vermittelt durch das „Sein“ des Eigentümers „als Staatsmitglied, durch das Sein des Staats – daher durch eine Voraussetzung, die als göttlich etc. betrachtet wird“⁴⁸ – die aber spätestens in der demokratischen Phase Athens als bewusste Assoziation von freien und gleichen Eigentümern als Staatsbürger begriffen wurde.⁴⁹

Gleichzeitig bedeutet aber dieser Fortschritt in der antiken Gesellschaftsformation für die nach wie vor zu harter, ggf. zu härterer Arbeit verpflichteten

⁴⁷ Ebd. In anderen, noch elementareren Fällen, z.B. bei slawischen und germanischen Stämmen, ist die Einheit repräsentiert durch das Haupt einer Stammfamilie.

⁴⁸ MEW 42, 387.

⁴⁹ Marx entwickelt diesen Gedanken auch weiter am Beispiel des römischen Eigentumsrechts, das stets die Zugehörigkeit (Bürgerschaftsstatus) zum römischen ‘Staat’ zur Voraussetzung hat. A.a.O., S. 388.

armen und zumeist auch eigentumslosen, d.h. ‚unfreien‘ Klassen einen Verlust an Individualität, insofern sie nämlich nun von der sie einschließenden Gemeinsamkeit als Staatsbürger getrennt, nicht nur ihre eigene, zumeist kümmerliche Subsistenz sichern, sondern zugleich auch die z.T. aufwendige materielle Existenz der herrschenden Klassen mit ihrer (körperlichen) Arbeit unter Preisgabe jeglicher individueller Autonomie (als Sklaven, Leibeigene etc.) gewährleisten müssen.

Bürgerliche Gesellschaft

Diese eigentümliche Dialektik des Fortschritts innerhalb von Gesellschaften, die in Klassen gespalten sind, erreicht nun nach Marx in der modern bürgerlichen Gesellschaft ihren Höhepunkt. Dabei ist zunächst einmal zu bemerken, dass die von Marx historisch-empirisch konstatierte Fortschrittsdialektik keinem einheitlichen Schema folgt⁵⁰, sondern im Übergang von der ‚Urgesellschaft‘ zur ‚asiatischen‘ und dann zur ‚antiken‘ Produktionsweise vorzüglich die herrschenden Klassen betrifft, während der Übergang zum Feudalismus einen (begrenzten aber signifikanten) Fortschritt für die Masse der arbeitenden Unterklasse(n) bedeutet, die von einem Verlust an kulturell-zivilisatorischen Leistungen der feudalen Oberklasse im Verhältnis zur Antike begleitet ist. Ähnlich widersprüchlich verhält sich der Fortschritt in Bezug auf die Individualität beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus.

Eines der wesentlichen Merkmale der bürgerlichen Produktionsweise ist die dafür notwendige Existenz des ‚freien Lohnarbeiters‘. Wie Marx festhält, ist dessen Freiheit aber doppelt bestimmt: er ist frei von allen persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen, wie sie für die vorbürgerlichen Klassengesellschaften charakteristisch waren, insbesondere ist er weder Sklave noch Leibeigener⁵¹ – auch nicht ein vom Meister abhängiger Lehrling oder Zunftgeselle⁵² – und der oder besser die Lohnarbeiter erkämpfen sich im Rahmen der neuen bürgerlichen Verhältnisse eine Reihe weiterer sozialer und politischer Rechte, etwa die Begrenzung der Arbeitszeit, die Koalitionsfreiheit, das Wahlrecht usw., sowie gewisse soziale Sicherheiten, die ihre Existenz gegen Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit aus Krankheits- oder Altersgründen absichern sollen. Aber er ist auch ‚frei‘ von den seine Existenz sichernden Beziehungen wie ‚naturwüchsigen‘ oder patriarchalischen Bindungen an die Gemeinschaft (Familie, Stamm, Grundherr, Zunft etc.) und vor allem ‚frei‘ von persönlichem Eigentum an den objektiven Verwirklichungsbedingungen seiner Arbeit, den Pro-

⁵⁰ L. Krader behauptet m.E. zu Recht, dass Marx hier – und vollends später bei seinen ethnologischen Studien – jeder idealistischen Teleologie zugunsten einer empirisch gestützten Theorie der kulturellen Evolution entgegen tritt. Vgl. Krader 1976, S. 22.

⁵¹ Vgl. MEW 42, 376f.

⁵² „Erst auf einer gewissen Stufe der Entwicklung des Kapitals wird der Austausch von Kapital und Arbeit in fact formell frei. Man kann sagen, dass die Lohnarbeit erst völlig der Form nach realisiert in England am Ende des 18. Jahrhunderts mit Aufhebung des law of apprenticeship.“ MEW 42, 661.

duktionsmitteln. Diese negative Freiheit, d.h. die spezifische 'Eigentumslosigkeit' des Lohnarbeiters, der nichts besitzt außer seiner Arbeitskraft, macht ihn zugleich sachlich abhängig von den wechselvollen Verhältnissen des Arbeitsmarktes, den Verwertungsbedingungen und -interessen des Kapitals.

Schon der Übergang zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft verlief für die arbeitenden Klassen dramatisch. „Wenn z.B. die großen englischen Grundeigentümer ihre retainers [Dienstmannen] entließen, die mit ihnen das surplus produce des Landes aufzehrten; ferner ihre Pächter die kleinen Häusler verjagten etc., so war damit erstens eine Masse lebendiger Arbeitskräfte auf den *Arbeitsmarkt* geworfen, eine Masse, die in doppeltem Sinn frei war, frei von den alten Klientel- oder Hörigkeitsverhältnissen und Dienstverhältnissen und zweitens frei von allem Hab und Gut und jeder objektiven, sachlichen Daseinsform, *frei von allem Eigentum*; auf den Verkauf ihres Arbeitsvermögens oder auf Bettel, Vagabundage und Raub als die einzige Erwerbsquelle angewiesen. Daß sie das letztere zuerst versuchten, von diesem Wege aber durch Galgen, Pranger, Peitsche auf den schmalen Weg zum Arbeitsmarkt getrieben wurden – wo also die Regierungen, f.i. [z.B.] Henry VII, VIII etc. als Bedingungen des historischen Auflösungsprozesses und als Hersteller der Bedingungen für die Existenz des Kapitals erscheinen – ist geschichtlich konstatiert.“⁵³

Die spezifische historisch-progressive Leistung der kapitalistischen Bourgeoisie⁵⁴ besteht demnach in der beständigen technischen Entwicklung der Produktivkräfte (vgl. Komm. Manifest) bis zu dem Punkt, dass sie sich als herrschende Klasse selbst objektiv überflüssig macht. „Nur soweit der Kapitalist personifiziertes Kapital ist, hat er einen historischen Wert und jenes historische Existenzrecht, das, wie der geistreiche Lichnowski sagt, keinen Datum nicht hat. Nur soweit steckt seine eigne transitorische Notwendigkeit in der transitorischen Notwendigkeit der kapitalistischen Produktionsweise. ... Als Fanatiker der Verwertung des Werts zwingt er rücksichtslos die Menschheit zur Produktion um der Produktion willen, daher zu einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und zur Schöpfung von materiellen Produktionsbedingungen, welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist.“⁵⁵

Insofern – wie Marx immer wieder betont – 'freie Zeit' (Muße) eine der grundlegenden Voraussetzungen für die Entfaltung von Individualität dar-

⁵³ MEW 42, 414f. Im 'Kapital' (Bd. 1) hat Marx dies vor allem im 8. und im 24. Kap. detaillierter ausgeführt. Vgl. MEW 23, S. 279ff.; 744ff.

⁵⁴ „Diese propagandistische (zivilisierende) Tendenz bloß dem Kapital – im Unterschied von den früheren Produktionsbedingungen – eigen.“ MEW 42, 448. Im Kommunistischen Manifest (MEW 4, 464ff.) hat Marx die progressiv-zivilisatorische Leistung der Bourgeoisie auf eine Weise gewürdigt, die – nach dem Untergang des 'Realsozialismus' – nunmehr vielfach und mit Erstaunen auch von der kulturell interessierten Fraktion des heutigen Bürgertums (in den Feuilletons) - verständlicherweise unter Ausschluss der nachfolgenden Passagen (a.a.O. 467) - freudig begrüßt wird.

⁵⁵ MEW 23, 618.

stellt, führt der kapitalistische Verwertungsfanatismus jedoch im Fortgang der kapitalistischen Akkumulation bis zu dem fast völligen Verlust an selbstbewusster Individualität, Freiheit und Autonomie auf Seiten des Lohnarbeiters.⁵⁶ Dies ist der Hauptgrund, warum Marx dem Kampf um den Arbeitstag, d.i. dem Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit des Lohnarbeiters, in seinen theoretischen Arbeiten (insbesondere im ‘Kapital’) und in seiner praktisch-politischen Arbeit (etwa in der ‘Internationalen Arbeiter-Assoziation’) einen so herausragenden Stellenwert beimisst.⁵⁷ Dazu müssen – wie Marx, die Sprache der kapitalistischen Bourgeoisie ironisierend, betont – „die Arbeiter ihre Köpfe zusammenrotten und als Klasse ein Staatsgesetz erzwingen, ein übermächtiges gesellschaftliches Hindernis, das sie selbst verhindert, durch freiwilligen Kontrakt mit dem Kapital sich und ihr Geschlecht in Tod und Sklaverei zu verkaufen.“⁵⁸

Nachbemerkung zu Teil I: Teil II dieses Beitrags erscheint in Z 97 (März 2014). Er behandelt die eingangs aufgeworfene Frage, inwiefern Marx’ Kommunismusvorstellungen unter den sozial-ökonomischen und technologischen Bedingungen des heutigen High-Tech-Kapitalismus neue Aktualität erlangen könnten. Denn: „... wenn wir nicht in der Gesellschaft, wie sie ist, die materiellen Produktionsbedingungen und ihnen entsprechende Verkehrsverhältnisse für eine klassenlose Gesellschaft verhüllt vorfinden, wären alle Sprengversuche Donquichoterie.“

Eine kritische Auseinandersetzung mit ‚postmodernen’ Kommunismuskonzeptionen ist für später geplant.

⁵⁶ „Die entwickeltste Maschinerie zwingt den Arbeiter ..., jetzt länger zu arbeiten, als der Wilde tut oder als er selbst mit den einfachsten, rohsten Werkzeugen tat.“ MEW 42, 604. „Da alle freie Zeit für die freie Entwicklung ist, usurpiert der Kapitalist die von den Arbeitern geschaffne freie Zeit für die Gesellschaft, d.h. die Zivilisation ...“ Ebd., 534

⁵⁷ Vgl. MEW 23, vor allem 8. und 13. Kap. In der ‘Inauguraladresse’ bezeichnet Marx die Zehnstundenbill als „Sieg eines Prinzips. Zum ersten Mal erlag die politische Ökonomie der Mittelklasse ... vor der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse.“ MEW 16, 11. Im ‘Kapital’ Bd. 1, heißt es dazu: „An die Stelle des prunkvollen Katalogs der ‘unveräußerlichen Menschenrechte’ tritt die bescheidne Magna Charta eines gesetzlich beschränkten Arbeitstags, die ‘endlich klarmacht, wann die Zeit, die der Arbeiter verkauft, endet, und wann die ihm selbst gehörige Zeit beginnt’. Quantum mutatus ab illo!“ MEW 23, 320.

⁵⁸ Ebd.

Klaus Müller

Fundierte Kritik

Anmerkungen zu W. F. Haug „Das ‚Kapital‘ lesen. Aber wie?“¹

Warum lesen heute wieder mehr Menschen „Das Kapital“ von Karl Marx? Ist nach dem Scheitern des Staatssozialismus dessen Theorie nicht tot?

Adolf Dresen (1935-2001), „Sohn der DDR und einer der bedeutendsten deutschen Theaterregisseure des 20. Jahrhunderts“ (72), glaubt, die staatliche Planung versage, weil im Sozialismus etwas fehle, was im Kapitalismus die Konkurrenz leiste. Wolfgang F. Haug nennt das Argument stichhaltig, aber ungeeignet, um Marx zu widerlegen. „Für Marx entspringt die Konkurrenz dem ‚absoluten Bereicherungstrieb‘, ... nicht dieser ihr.“ (78) Dresens Kritik der marxischen Lehre setzt voraus, dass „diese die Anweisungen für eine nachkapitalistische Gesellschaftsgestaltung enthalten müsse. Doch es ist marxistischer Kinderglaube, dies in irgendeiner Konkretheit von einem Autor des 19. Jahrhunderts, sei er noch so genial, zu erhoffen. Nur für jemanden, der diesen Glauben teilt, kann das Scheitern des europäischen Staatssozialismus die marxische Theorie widerlegen. Das Kriterium, nach dem die Kritik der politischen Ökonomie beurteilt und weitergeführt werden muss, ist die Analyse des je(weils) aktuellen Kapitalismus.“ (80)

Dessen große Krise wirft alte Fragen neu auf: Warum nehmen Reichtum und Armut zu? Warum zerstört der Kapitalismus soziale und natürliche Lebensgrundlagen? Weshalb gibt es chronische Überproduktion, massenhafte Arbeitslosigkeit und Prekarisierung, weshalb Schulden- und Finanzkrisen, Börsenkräche, inflationäre Preissteigerungen, internationale Ungleichgewichte? Die Profitgier stößt an die Grenzen des Wachstums. Zeugen diese Erscheinungen davon, dass der Kapitalismus seine finale Phase erreicht hat?

„Das Kapital“ enthält die „unübertroffene Grundlegung der Analyse des real existierenden Kapitalismus. Dessen Analyse aber rückt desto zwingender auf die Tagesordnung, als dieser im Zeichen seiner Globalisierung dominanter als je zuvor ist. Der Gegenstand des ‚Kapitals‘ umfasst die allgemeinen Strukturen und Bewegungsformen der kapitalistischen Wirtschaft.“ (89)

Haug stellt sich der doppelten Aufgabe, „in der Kapitalismusanalyse und zugleich in der Frage nach einer praxisorientierten ‚Kapital‘-Lektüre weiterzukommen“. (201) Die Menschen spüren, „dass der Kapitalismus ihre sozialen und naturalen Lebensgrundlagen bedroht. Sie spüren es, aber sie wissen es nur ahnungsweise. Sie erfahren es, wenn sie das ‚Kapital‘ lesen und durch es hindurch ihre Welt.“ (65) Doch das Studium ist schwer. Man kann dabei irren.

¹ Wolfgang F. Haug: Das „Kapital“ lesen. Aber wie? Materialien zur Philosophie und Epistemologie der marxischen Kapitalismuskritik, Berliner Beiträge zur kritischen Theorie, Bd. 16, Hamburg 2013, 310 S., 19,50 Euro.

„Daher die Dringlichkeit, mit der sich die Frage nach dem Wie der ‚Kapital‘-Lektüre stellt.“

Wolfgang F. Haug gliedert sein Buch in drei Teile: „Fragen“ (I), „Kritiken“ (II), „Rekonstruktionen“ (III). Diese Überschriften „bezeichnen den jeweils dominierenden Aspekt, der die anderen beiden Aspekte jedoch immer mit einschließt.“ (12) Teil I besteht aus zwei, Teil II aus sechs und Teil III aus vier Kapiteln.

Im Mittelpunkt stehen methodische Fragen, vor allem die Auseinandersetzung mit der These, Marx wende im „Kapital“ allein die logische Methode an. Eine Auffassung, die „unter dem sich selbst und die Welt belügenden Schein der Abrechnung mit allem Traditionsmarxismus und vor allem mit dem Marxismus-Leninismus momentan im linken Mainstream weithin Anerkennung genießt.“ Mit diesem Problem beginnt das erste Kapitel, es zieht sich durch das ganze Buch. Im 2. Kapitel geht es um die Frage, was man unter dem „idealen Durchschnitt“ versteht. Im 3. Kapitel fragt Haug, ob das Scheitern des europäischen Staatssozialismus die marxsche Theorie widerlegt. Im 4. Kapitel geht er auf den Streit ein, ob die Darstellung im „Kapital“ mit dem Kapitalismus oder früher beginnt. Eine Kritik der monetären Werttheorie enthält das 5. Kapitel. Im 6. Kapitel beschäftigt sich der Autor mit Michael Heinrichs Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie. Im 7. Kapitel diskutiert er die monetäre Werttheorie der „neuen Kapital-Lektüre“ unter weiteren Aspekten, um dann im 8. Kapitel zu David Harvey, dem „amerikanischen Marx“, zu kommen. Im Teil III geht es ihm um Praxis und Personifikation (9. Kapitel), Wissenschaftsideologie und Wissenschaftspraxis (10. Kapitel), logische und dialektische Methode (11. Kapitel) sowie um Sein und Zeit der Dialektik (12. Kapitel).

Die Autoren der „Neuen Marx-Lektüre“ (NML) entstellen auf anspruchsvolle und daher manchem Respekt einflößende Weise Grundaussagen des marx-schen Hauptwerkes, und sie legen dabei nahe, die ersten zu sein, die Marx wirklich begriffen hätten. Haug setzt sich mit diesem selbstgefälligen Anspruch und den irrigen Deutungen einiger Autoren auseinander, die behaupten, die „ultimative Kapital-Lektüre des 21. Jahrhunderts“ zu bieten. (150). Es steht viel auf dem Spiel: „nichts Geringeres als die Frage, was als realitäts-taugliche marxistische Theorie gelten kann“. (111)

Die „neue Marx-Lektüre“ und der „staatssozialistische Traditionsmarxismus“

Die Absicht der NML, dem parteigelenkten „Marxismus, später Marxismus-Leninismus eins auszuwischen, ist unrealistisch und verrät einen Mangel an Selbstrelativierung“, schreibt Haug. (103). Derartige Versuche sind in der Tat nicht nur überheblich. Sie sind vor allem einseitig. Oft stellen sie reine Behauptungen dar, hanebüchene Vorwürfe zum Teil: der Marxismus-Leninismus habe die theoretische Hinterlassenschaft des Karl Marx völlig deformiert und erst nach dem Ende des real existierenden Sozialismus wäre die Zeit gekommen, den wirklichen Marx zu entdecken. Sämtlichen dieser Richtung zugehö-

rigen Marx-Interpreten des 20. Jahrhunderts sei es nur um die Apologetik einer immer schon fertigen Politik gegangen. (206 f). Haug weist derartige Anschuldigungen zurück und fordert eine historisch-kritische Aufarbeitung, die sich nicht einfach erhaben dünkt über allen traditionellen Marxismus. An die Stelle einer unsachlichen, vernichtenden Kritik gehöre eine ‚rettende Kritik‘, die aufnimmt, was bewahrenswert, die vervollkommnet, was unvollkommen und die nicht künstlich konserviert, was sich als falsch erwies. Haugs Bemühen ist bemerkenswert, den Gescholtenen beizustehen – von denen sich kaum einer mehr selbst zur Wehr setzen kann, (und die, die es tun könnten, tun es nicht) auch dies muss gesagt werden. Gerade deshalb vermisst der Leser, dass auf Debatten eingegangen wird, die z.B. unter DDR-Ökonomen zu den zentralen Themen des Buches – Logisches, Historisches, Dialektik, Geld und Geldverwertung usw. – geführt wurden. Marxforscher wie Walter Tuchscheerer, Wolfgang Jahn, Thomas Marxhausen oder Hans Wagner u.a. hätten zumindest eine Erwähnung verdient. Vergessen werden sollte auch nicht, dass bereits in den 1970er Jahren in Berlin (DDR) und Moskau die Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) gestartet wurde. Mit ihr wurde bezweckt, das zugängliche literarische Erbe von Marx und Engels vollständig zu veröffentlichen und der Forschung zu erschließen. Bis 1990 erschienen 36 Bücher, eine beachtliche Leistung.

Wie soll man in die Kapital-Lektüre hineinfinden?

Der französische Philosoph Louis Althusser (1918-1990) sagt, die ersten drei Kapitel des „Kapital“ seien so schwer, dass man gleich mit dem vierten über „Die Verwandlung von Geld in Kapital“ beginnen solle. Haug widerspricht: „Der Anfang darf nicht übersprungen werden. Wenn jemand die Form des Geldes nicht ableiten kann, dann sieht er bei der ‚Verwandlung von Geld in Kapital‘ nichts als böhmische Dörfer.“ (24 f, 93). Dies sei so, obwohl im ersten „Kapital“-Abschnitt vom Kapitalismus keine Rede sei. (153 Fn) Vom Kapitalismus keine Rede? Marx beginnt dort die Untersuchung der kapitalistischen Warenproduktion mit deren allgemeinsten Merkmalen, die auf die Warenproduktion schlechthin zutreffen. Er behandelt hier die einfache *und* die kapitalistische Ware, letztere aber nur im allgemeinen Sinne des Warenbegriffs wie er auch für die vorkapitalistische Warenproduktion gilt. „Diese doppelte Bestimmtheit, die ein Element entwickelter kapitalistischer Warenproduktion zugleich als seine eigne früh- oder vorkapitalistische Vorgängergestalt zeigt, ist der harmlosere Fall, auch wenn sie der ‚logischen‘ Kapital-Interpretation ein Stein des Anstoßes ist, der allen Versuchen, ihn wegzuräumen, widersteht“, schreibt Haug an anderer Stelle.²

Tatsächlich ist die kapitalistische Warenproduktion nur eine „spezifisch entwickelte, eigentümliche Form“ der Warenproduktion (MEW 26.2: 501). Die erste Bedingung der kapitalistischen Warenproduktion ist – so Marx –, „daß

² Wolfgang. F. Haug: Neue Vorlesungen zur Einführung ins ‚Kapital‘, Hamburg 2006, S. 42.

das Produkt Ware sein, sich daher als Geld darstellen ... muß.“ (MEW 26.2: 502) Deshalb beginnen Analyse und Studium der kapitalistischen Produktion mit Ware und Geld, mit nichts kapitalistisch Spezifischem also, aber Notwendigem, untrennbar Dazugehörigem.

Methodenstreit: logisch, historisch, dialektisch?

Die Autoren der NML behaupten, die Darstellungsmethode im „Kapital“ sei ausschließlich logisch, habe mit der tatsächlichen Entwicklung des Kapitalismus nichts zu tun. Logische Methode ist für sie, anders als bei Engels, ein ausschließender Gegensatz zur „historischen Methode“ (247). Haug kommt immer wieder darauf zurück (Abschnitte 4.3, 7.4, 8.3, 11.1) Er setzt dagegen, es sei „doppelt irreführend, die marxsche Herangehensweise ‚logisch‘ zu nennen: Erstens ergibt die Negation von ‚historisch‘ nicht logisch, und zweitens setzt sich Marx scharf ab von einer theoretischen Produktionsweise, die Begriffe aus Begriffen entwickelt.“ (30 f) Mehr noch: „Sowenig wie eine logische gibt es eine historische Methode. Was es gibt, sind Methoden der Geschichtswissenschaften und der Geschichtsschreibung.“ (123) Ja, aber worin bestehen diese Methoden? Haug schreibt, dass Marx seine Methode „dialektisch“ nennt, auch „Entwicklungsmethode“, seltener „analytische“, „begriffliche“ oder „theoretische Methode“, nie aber „logische Methode“. „Unbestreitbar geht es bei Marx um Begriffsentwicklung, doch um eine, die der Entwicklung der Sache folgen muss, also Realentwicklung zwingend konnotiert ...“ (131). Haug betont, Anspruch müsse es sein, „die wirkliche Entwicklung zu entschlüsseln.“ (276) Er fordert, die Kritik der politischen Ökonomie von den Feuerbachthesen her zu lesen und, wo nötig, zu rekonstruieren. Der Weg der Erkenntnis führt über die Analyse der Praxis. Gemäß der achten Feuerbach-These finden alle Mysterien „ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und im Begreifen dieser Praxis.“ Die dialektische Methode erfordert, die empirische Entwicklung detailliert zu erforschen. Ohne Kenntnis, wie ein Gegenstand entstanden ist, sich verändert und vervollkommen hat, ist eine Theorie über ihn nicht möglich. Die marxsche Darstellungsweise speist sich, so Haug, aus „Erkenntnisquellen, die geschichtsmaterialistisch ausgeleuchtet werden müssen“. Es gehe darum, die Logik der Sache zu entschlüsseln. „Diese Sache aber kann nichts anderes sein als das (auch naturbedingte) Verhalten der Menschen im geschichtlichen Ensemble ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse.“ (201) Schließen sich logische und historische Methode auf der einen und dialektische Methode auf der anderen Seite dabei aus? Bilden nicht Logisches und Historisches selbst eine dialektische Einheit? Wenn Haug meint, Engels' unglücklicher Versuch³, die logische Methode „kompatibel zu machen mit historisch-materialistischen Annahmen“, sei nicht recht tragfähig und führe „vom Regen in die Traufe“ (106), dann erweckt er den Eindruck, als unterschätze er die Bedeutung des Logischen für die historische Analyse.

³ Vgl. Friedrich Engels: Karl Marx, „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“, in: MEW 13, S. 468ff, hier: S. 474f.

Das Logische ist nicht nur das „Begriffliche“ (228); es meint die innere Schlüssigkeit, die kausale Verknüpfung der Elemente in der Realität und deren gedankliche Widerspiegelung. Wenn es eine Logik des historischen Prozesses gibt, dann ist die Methode des Karl Marx sowohl historisch als auch logisch. Zu einer dialektischen „Kapital“-Lektüre gehört auch die Dialektik von Historischem und Logischem. Klar ist, dass das „Kapital“ keine wirtschaftsgeschichtlich konkrete Beschreibung des Kapitalismus ist, „sondern nur die all diesen gemeinsamen Bewegungs-, Entwicklungs- und Ausdifferenzierungstendenzen“ (37) zeigt.

Versuche, den „historischen“ gegen den „logischen“ Marx abzugrenzen, sind genauso müßig, wie einen Gegensatz zu sehen zwischen logisch-historisch und „dialektisch“. Theoretische (logische) Analyse und Darstellung vollziehen sich nicht im Elfenbeinturm. Sie setzen die historische (empirische) Analyse voraus. Die Logik folgt der Geschichte. Sie reflektiert nicht alle Details, sondern das Hauptsächliche des Historischen, dessen Wesen. Wissenschaftliche Forschung muss zugleich logisch und historisch vorgehen. Historisches und Logisches können nicht auf ein Entweder/Oder reduziert werden. Logische und historische Elemente sind keineswegs inkommensurabel, wie Autoren der NML behaupten. Sie gehören untrennbar zusammen. Das Logische ist Mittel und Voraussetzung zur Erkenntnis des Historischen. Gemeint ist damit, dass bei der Darstellung eines Objekts, Prozesses bzw. Sachverhalts alle historischen Details, Zufälle und Abweichungen richtig eingeordnet werden können, wenn das Wesen des Gegenstandes bekannt ist. Fehlt die Wesenserkenntnis, dann werden die Einzelheiten zu einer Summe von Zufälligen – eine bloße Anhäufung von Fakten, die unerklärt bleiben. Auch wenn Marx nicht von logischer Methode spricht, was sind logische Methoden anders als Vergleichen, Analysieren, Abstrahieren, Verallgemeinern, Beweise führen, Schlüsse ziehen, Begriffe definieren, also Theorie zu machen, alle diese Verfahren des Denkens, die zu neuem Wissen durch logische Verarbeitung vorhandener Begriffe und Urteile führen? Wenn mit der „logischen Methode“ Begriffs- und Kategorienbildung, Aussagen, Schlüsse (Induktion, Deduktion), Beweisführung, die Regeln und Formen der Ableitung einer Aussage aus anderen verworfen werden, dann ist Wissenschaft nicht mehr möglich.

Gegenstand des Logischen ist nicht das Logische, sondern die Praxis, also das tatsächlich Geschehene und Gewordene. Das Historische ist die Bewegung des realen Gegenstandes und das Logische die gedanklich korrekte Widerspiegelung des Historischen. Logisches und Historisches, Denken und Praxis gehören zusammen, bilden eine dialektische Einheit. Die Dialektik erfasst „die Dinge und ihre begrifflichen Abbilder wesentlich in ihrem Zusammenhang, ihrer Verkettung, ihrer Bewegung, ihrem Entstehen und Vergehen“ (MEW 19: 205), wobei die Quelle der Bewegung der Kampf der inneren Widersprüche ist.

Das „Kapital“ ist eine logisch begründete, d.h. schlüssige, systematische Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise. Marx geht nicht wie Hegel

vom „reinen Denken“ aus, sondern von den „hartnäckigsten Tatsachen“ (Engels). Kann die „dialektische Methode“ daher etwas anderes sein als die Praktizierung der Einheit von Historischem und Logischem?

Haug unterscheidet zwischen Geschichte und Genese. „Die Formgenese unterscheide ich kategorial von wirtschaftsgeschichtlicher Behandlung, bestehe gleichwohl auf ihrem praktischen Realitätsbezug, nicht empiristisch zwar, sondern derart, dass die formgenetischen Begriffe etwas real Wirkendes in vielfach überdeterminierter und vielförmig wechselnden historischen Faktizitäten fassen.“ (277) So versteht man auch, dass die genetische Rekonstruktion der Geldwerdung nicht verwechselt werden darf mit der Geldgeschichte. (282) Genese ist keine rein gedankliche Entwicklung aus sich selbst heraus; das wäre Logistizismus, den Haug ablehnt. Sie sei aber auch keine Geschichte und dennoch realitätsbezogen, folglich grundsätzlich überprüfbar an historischen Fakten. Die Genese gibt im Unterschied zur Geschichte die reale Entwicklung nicht in allen konkreten Details wieder, fotografiert sie nicht ab, sondern zeigt ihren Wesensgrund, ihre inneren, notwendigen Zusammenhänge. „Das Kapital“ beruht auf der logischen und zugleich auf der historischen Untersuchungsmethode. Marx zeigt die Kategorien und Elemente nicht nur in ihren strukturellen, sondern auch in ihren realen genetischen, dynamischen Systemzusammenhängen. Haug ist hier Engels näher als er zu glauben scheint.

Wertformenanalyse und monetäre Werttheorie

Für die Autoren der NML handelt es sich bei der Wertformenanalyse, mit der Marx die Geldwerdung begründet, um eine reine Gedankenkonstruktion, die nichts mit der wirklichen Entwicklung zu tun habe (111, 130, 152, 276). Dies Marx zu unterstellen, ist kühn. Schließlich sagt Marx eindeutig, dass es die „gesellschaftliche Gewohnheit“ gewesen sei, die bewirkt habe, dass eine spezifische Warenart mit der Äquivalentform gesellschaftlich verwächst und so zur Geldware wird (MEW 23: 83 f). Haug setzt ganz im Sinne von Marx dagegen, dass die Wertformen Praxisformen sind (107, 183). Weder er, noch Michael Heinrich, Wortführer der NML, bemühen sich aber um praktische Belege für ihre entgegengesetzten Auffassungen. Dabei liefert die Wirtschaftsgeschichte viele Beispiele, die zeigen, dass Haug hier Recht hat. Die historische Praxis bestätigt die Richtigkeit der Wertformenanalyse, mit der Marx das Geld als „letztes Produkt“ des Warenaustauschs auch logisch begründet, während für Heinrich Geld das Primäre, Ursprüngliche, vor Ware und Wert Dagewesene ist. Geld mache aus Produkten Waren. Heinrich stellt mit seiner monetären Werttheorie die marxsche Wert- und Geldtheorie von den Füßen auf den Kopf. Marx ist kein „monetärer Werttheoretiker“, sondern ein „wertformanalytischer Geldtheoretiker“, korrigiert Haug. (147) Er hat gezeigt, dass die Geldform sich aus der gewöhnlichen Warenform entwickelt, „Heinrich macht daraus den Umkehr-Fehlschluss, dass die Waren- oder Wertform unzertrennlich sei von der Geldform. Auf dieser Verkehrung baut die monetäre Werttheorie auf.“ (136) Auf dieser Basis glaubt Heinrich, dass der heutige Kapitalismus einer Geldware nicht mehr bedarf. Seit Aufhebung der

Golddeckung sei Papiergeld das „wirkliche Geld“. Haug hält dem entgegen, dass der „Wertanker in Gestalt der alten Geldware“, des Goldes, „beständig in der Reserve auf Momente (lauere), die sie reaktivieren.“ (137, 166 f).

Die Vertreter der NML „brechen mit Marx und schaffen diesen Bruch zugleich aus der Welt, indem sie ihre eigene Theorie als die ‚marxsche monetäre Werttheorie‘ präsentieren.“ (153)

Die Anhänger der NML beschwören zwar, allen Dogmatisierungen und Redogmatisierungen entgegenzuwirken. „Die Form aber“, so Haug, „in der ‚logische Methode‘ und ‚monetäre Werttheorie‘ dargeboten werden, erfüllt in ihrer gegen Diskussion immunisierten Weise den Tatbestand der Dogmatisierung par excellence.“ (172) Marxens Intention, seine Kritik der Politischen Ökonomie auf der Grundlage des Anspruchs der Feuerbach-Thesen zu schreiben, werde als „verfälschende Historisierung“ und platter Empirismus missverstanden.

Der „ideale Durchschnitt“

Die Anhänger der logischen Kapital-Lektüre haben den Topos des „idealen Durchschnitts“ zu einem Erkennungswort gemacht (40), obgleich Marx diesen Ausdruck nur ein einziges Mal verwende (41). „Die Rede vom ‚idealen Durchschnitt‘ fungiert als einer der rhetorischen Strohhalme, an den sich diejenigen am meisten klammern, die nicht nur nicht die Antwort, sondern nicht einmal die Frage haben“, so Haug. (52)

Da Marx die Totalität der kapitalistischen Produktionsweise untersucht, diese Totalität sich aber nicht darstellen lässt, muss er bestrebt sein, das Typische der Totalität zu erfassen. Insofern hat Haug Recht, dass mit dem Durchschnitt keine „Schnittmenge“ oder irgendein mathematischer Mittelwert gemeint sein kann. (42 f) Kein Grund aber, den Topos zu verwerfen. Er hat eine pragmatische Funktion. Gemeint ist mit dem Durchschnittlichen das Typische, Wesentliche, Dominierende, das Allgemeine, wobei das Allgemeine keine Abkehr vom Konkreten, sondern gerade dessen Erkenntnis, weil nicht nur Beschreibung, ist. Der „ideale Durchschnitt“ bildet die Wirklichkeit ab, aber nicht die Gesamtheit ihrer naturalistischen Details, sondern ihre wesentlichen Beziehungen. Als ein Beispiel sei die Wertgröße genannt; ihre Bestimmung ist nach Harvey eine große, ungelöste Frage. Sie drückt die gesellschaftliche Arbeitszeit aus, die für die Produktion einer Ware im Durchschnitt unter gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen notwendig ist. Das ist aber nicht das arithmetische oder gewogene Mittel aller individuellen Arbeitszeiten der an der Produktion der Ware Beteiligten. Es ist vielmehr die Arbeitszeit, mit der die fortgeschrittene Masse der Produzenten das Produkt erzeugt. „Idealer“ Durchschnitt meint hier das Bessere, Fortgeschrittene, das zu Erwartende oder Anzustrebende.

Gesetze und ihre Durchsetzung

„Der Begriff des Tendenzgesetzes und der entgegenwirkenden Ursachen“, notiert Haug am Beispiel des Falls der Durchschnittsprofitrate, „sind unentbehr-

lich, sobald man sich der Analyse komplexer Sachverhalte zuwendet.“ (273) Die Komplexität ist eine Eigenschaft der ökonomischen Realität, gekennzeichnet durch das Zusammenwirken vieler Elemente auf mehreren Ebenen, die eine Streubreite von Wirkungen begründen, Wechselbeziehungen, Variabilität und Variantenreichtum, Dynamik, Offenheit, Nichtlinearität und Emergenz. In diesem „geregelten Chaos“ setzt sich das Gesetz – der innere, notwendige Zusammenhang – nie in reiner Form durch, sondern stets tendenziell. Insofern ist der Ausdruck „Tendenzgesetz“ zwar richtig, aber zugleich überflüssig. Ein jegliches Gesetz hat Tendenzcharakter, schließt die letztlich schwächeren Gegenwirkungen gegen das Dominierende in seine Aussage ein. Deshalb wird nicht, wie viele meinen, die Tendenz (z. B. des Falls der Profitrate oder des Ausgleichs der Marktpreise zum wertdeterminierten Gleichgewichtspreis) durch gegenläufige Tendenzen aufgehalten, sondern die gegenläufigen Entwicklungen sind inhärentes Element der Tendenz. Gäbe es keine Gegenkräfte, dann auch keine Tendenz, sondern eine schnurgerade Linie ohne Abweichungen, Zickzacks und Rückschläge. „Es ist überhaupt bei der ganzen kapitalistischen Produktion immer nur in einer sehr verwickelten und annähernden Weise, als nie festzustellender Durchschnitt ewiger Schwankungen, daß sich das allgemeine Gesetz als die beherrschende Tendenz durchsetzt.“ (MEW 25: 171)

Haug wählt mit der Wertformenanalyse einen zentralen Baustein der marxischen Politischen Ökonomie und kritisiert dessen Deformierung durch die Autoren der NML. Deren „Sündenregister“ ist freilich länger. Dass Marx in seiner Werttheorie geirrt habe, behaupten keinesfalls nur seine ausgemachten Gegner. In der von Bertram Schefold im Auftrag der Herausgeber der MEGA verfassten Einführung zum dritten Band des „Kapital“ bekennt der Autor zum Beispiel, ihm sei „rätselhaft, wie man an der Vorstellung, die Arbeit als abstrakte bestimme den Wert der Waren, festhalten will.“ Das Beharren auf der Wertlehre habe Marx an analytischen Fortschritten gehindert.⁴ Wer aber das arbeitswerttheoretische Fundament angreift, der will, so ist zu schlußfolgern, dass das darauf errichtete Gesamtgebäude einstürzt.

Das Haugsche Buch stellt eine fundierte Kritik der Lesart und Ansichten der NML dar. „Auch wenn der Marxismus fürs Erste nur mehr ein Schatten seiner selbst ist – die marxische Kapitalismuskritik ist theoretisch ungeschlagen.“ (9) „Dialektik und Praxis sind“, so Haug, „Begriffe, ohne die marxistisches Denken und Handeln seinen Geist aufgibt. Ihre Rückgewinnung wird über seine Zukunftsfähigkeit mitentscheiden.“ (206) Das Buch ist wichtig, weil es hilft, das „Kapital“ und damit die kapitalistische Welt zu verstehen.

⁴ Vgl. Bertram Schefold, Einführung. Der dritte Band: Herkunft und Wirkung, in: MEGA II/15, Berlin 2004, S. 898 f, 910.

Joachim Becker

Krise, Anti-Krisen-Politiken und soziale Proteste in Osteuropa

Die europäische Krisendiskussion konzentriert sich stark auf die Euro-Zone. Andere europäische Regionen sind aber nicht weniger drastisch von der aktuellen Krise betroffen als die südeuropäischen Euro-Zonen-Länder. Das gilt speziell für Teile Osteuropas. Gleichzeitig weisen Krisenbetroffenheit und -schärfe innerhalb der osteuropäischen Peripherie große Unterschiede auf. In den Baltischen Ländern kollabierte das Vorkrisen-Modell, während Polen bislang während der Krise keine Rezession erlitten hat. Diese Unterschiede lassen sich auf die unterschiedlichen Varianten abhängiger Entwicklung in Osteuropa zurückführen (vgl. Becker 2010, 2011, Myant/Drahokoupil 2011: 313 ff., Bohle/Greskovits 2012: Kap. 6). Dieser Zusammenhang soll auch hier herausgearbeitet werden. Der Charakter der Akkumulationsmodelle der Vorkrisenjahre konditioniert aber auch die Handlungsoptionen der Anti-Krisen-Politik, der im zweiten Schritt nachgegangen wird. Austerität zieht sich zwar wie ein roter Faden durch die Anti-Krisen-Politik, aber in ihrem Zuschnitt sind doch relevante Variationen feststellbar. Sie hat in verschiedenen Ländern in Europas Osten soziale Proteste ausgelöst. Von deren Intensität, aber auch den (Un-)Möglichkeiten sozialer Protestbewegungen, Bündnisse mit linken Parteien zu schließen, hängt es nicht zuletzt ab, inwieweit die Krise ein politischer Wendepunkt sein kann.

Akkumulationsmodelle vor der Krise

Die Anfang der 1990er Jahre beginnende Transformation bedeutete die untergeordnete Eingliederung Osteuropas in die kapitalistische europäische Ökonomie. Die Außenwirtschaftsbeziehungen wurden bereits Anfang der 1990er Jahre radikal auf Westeuropa neu ausgerichtet. Rasche Außenhandelsliberalisierungen, zuweilen in Verbindung mit Importe begünstigender Währungsüberbewertung, beschleunigten Deindustrialisierungsprozessen, die mit der Systemtransformation zum Kapitalismus ohnehin verbunden waren. Teils bereits in den frühen 1990er Jahren, fast durchgängig aber mit Beginn der Beitrittsverhandlungen mit der EU übernahmen westeuropäische Unternehmen die Schlüsselsektoren der osteuropäischen Ökonomie, speziell den Finanz- und Industriesektor. Bankenprivatisierungen waren vielfach, wie Myant und Drahokoupil (2011: 262) herausarbeiten, das Ergebnis externen Drucks. In den meisten osteuropäischen Ländern hielten Auslandsbanken 2006 mehr als 80 Prozent der Aktiva des Bankensektors. Polen lag mit einem Anteil der Auslandsbanken von 74,3 Prozent etwas unter dem Schnitt. Mehrheitlich in einheimischen Eigentum war zu dieser Zeit allein der slowenische Bankensektor (Frangakis 2009: 72, Tab. 3.14). In Polen, vor allem aber Slowenien, spielte einheimisches Kapital auch in der Industrie eine größere Rolle als in den

anderen Ländern. Insgesamt war einheimisches Kapital vor allem in Sektoren wie Immobilien, Bauwirtschaft sowie, vor allem im früheren Jugoslawien, auch dem Einzelhandel, also ausnahmslos in Sektoren, die keiner Importkonkurrenz ausgesetzt sind, zu finden. Auch bei kleineren Privatisierungsvorhaben im Bereich der Infrastruktur und sozialen Dienste kam es zum Zuge. Die Entfaltungsmöglichkeiten großer einheimischer Kapitalgruppen waren sehr von engen Beziehungen zur Staatsmacht abhängig.

Ende der 1990er Jahre begannen sich auch die Konturen der Akkumulationsmodelle deutlicher herauszuschälen. Hierbei waren vor allem zwei Varianten der abhängigen Entwicklung zu identifizieren:

- die Kombination von abhängiger Exportindustrialisierung und abhängiger Finanziarisierung, die in den Visegrád-Ländern und Slowenien das Akkumulationsmodell prägten;
- die alleinige Orientierung auf abhängige Finanziarisierung, die durch hohe Handelsbilanzdefizite und extreme Abhängigkeit von äußeren Kapitalflüssen gekennzeichnet war (Becker 2010, Becker 2011).

Die Visegrád-Länder und Slowenien wurden zunehmend eng an die deutsche Exportindustrie gebunden. Während in Slowenien eine selektive Politik gegenüber ausländischen Direktinvestitionen verfolgt wurde, setzten die Visegrád-Länder bei der Exportindustrialisierung teils schon Anfang der 1990er Jahre, spätestens aber am Ende dieser Dekade einseitig auf Auslandsinvestitionen (vgl. Dražokoupič 2009). In den Visegrád-Ländern sind die Exportindustrien weitgehend im ausländischen Eigentum, wenngleich in Polen in geringerem Ausmaß. Die Produktionstechnologie kommt weitgehend aus dem Ausland. Forschungs- und Entwicklungsausgaben sind gering. Die Industriestruktur ist vor allem in den kleineren Ländern durch eine enge Spezialisierung, vor allem auf die Automobilindustrie, gekennzeichnet. In der engen Exportspezialisierung liegt eine zentrale Verwundbarkeit dieses Akkumulationsmodells (vgl. Becker 2008: 7 ff.). Trotz ihrer Exportorientierung wiesen die Länder dieser Gruppe Leistungsbilanzdefizite auf, die aber die als kritisch geltende Grenze von 5 Prozent des BIP in den unmittelbaren Vorkriegsjahren kaum überstiegen. Ihr zweiter Wachstumsmotor war in der Vorkrisenzeit die Finanziarisierung, die vor allem die Form einer rasch steigenden Verschuldung der Privathaushalte annahm, die mit den Krediten Wohnungen kauften oder Konsum finanzierten. Während die Verschuldung des Privatsektors in Polen zwischen 2003 und 2006 relativ moderat von 29,2 Prozent auf 33,4 Prozent des BIP stieg, war der Anstieg in der Tschechischen Republik, der Slowakei und Ungarn etwas steiler. In Ungarn erreichte er mit 54,6 Prozent unter den Visegrád-Ländern den Spitzenwert. Am ausgeprägtesten war der Kredit- und Immobilienboom allerdings in Slowenien während der rechten Janša-Regierung (2004-2008), wo zwischen 2003 und 2006 ein Anstieg der Privatverschuldung von 42,0 Prozent auf 67,1 Prozent des BIP zu verzeichnen war (Frangakis 2009: 64, Tab. 3.8). Damit wurden slowenische Banken immer abhängiger von externer Refinanzierung (Mencinger 2012: 74 ff.). Dieser

spielte auch in Ungarn eine sehr große Rolle. Im Gegensatz zu den anderen Visegrád-Ländern vergaben die Banken in Ungarn im großen Stil Euro- und Schweizer Franken-Kredite. Die KreditnehmerInnen, denen im Vergleich zu Forint-Krediten niedrigere Zinsen angeboten wurden, verdienten hingegen Forint. Damit waren die SchuldnerInnen und die Banken in Ungarn extrem verwundbar gegenüber Abwertungen.

In den Baltischen Ländern und Südosteuropa war die Finanziarisierung der Hauptpfeiler des Akkumulationsmodells, am ehesten spielte die Industrie noch eine Rolle in Rumänien. Die Baltischen Länder setzten Anfang der 1990er Jahre als Teil ihrer ultra-liberalen Wirtschaftspolitik und ihres Versuches, sich von Russland ökonomisch abzunabeln, einen der tiefsten De-Industrialisierungsprozesse der post-sozialistischen Transformation in Gang. Durch eine Politik überbewerteter Wechselkurse wurde die De-industrialisierung zementiert. Bereits sehr früh wurde das Wachstum der Baltischen Länder abhängig von äußeren Kapitalzuflüssen (Becker 2007: 263 ff., Sommers/Bērziņš 2011). In den südosteuropäischen Ländern erfolgte die Orientierung auf die Finanziarisierung erst etwa ein Jahrzehnt später, in den meisten Nachfolgestaaten Jugoslawiens mit Beendigung der Kriege, die mit dem staatlichen Zerfallsprozess verbunden waren, in Rumänien und Bulgarien nach vielen Jahren der Rezession.

In den Baltischen und südosteuropäischen Ländern wurde Verschuldung zum zentralen Wachstumsmotor. Sie stimulierte Immobilienpreise und ermöglichte steigenden Konsum auch bei Niedriglöhnen. Die Schuldenlast der privaten Haushalte stieg sehr viel rascher als in den Visegrád-Staaten: In den Baltischen Ländern waren Lettland mit einem Anstieg der Verschuldung der privaten Haushalte von 31,8 Prozent auf 78,4 Prozent des BIP und Estland mit einem Anstieg von 34,2 Prozent auf 77,9 Prozent allein zwischen 2003 und 2006 Rekordhalter. Aber auch Rumänien, Bulgarien und Litauen wiesen in etwa eine Verdoppelung dieser Quote auf (Frangakis 2009: 64, Tab. 3.8). Im Regelfall wuchsen die Kredite sehr viel schneller als die Depositen, vor allem in den Baltischen Ländern (Myant/Drahokoupil 2011: 263 f., Tab. 14.2. & 14.3). Damit waren die Banken bei ihrer Expansionspolitik hochgradig abhängig von ausländischer Finanzierung. Das damit verbundene Wechselkursrisiko gaben sie an ihre KreditnehmerInnen weiter. Sie vergaben Fremdwährungskredite in hoher Zahl, insbesondere in den Baltischen Ländern, wo Devisenkredite einen Anteil von mehr als 80 Prozent erreichten (Astrov/Pöschl 2009: 356, Abb. 5). Die Stabilisierung der überbewerteten Wechselkurse war der wirtschaftspolitische Kernpfeiler dieser Variante der Finanziarisierung. Die Währungsüberwertung hatte fatale Wirkungen für die produktiven Kapazitäten und die Außenhandelsbilanz dieser Ländergruppe. Das Leistungsbilanzdefizit lag in den Vorkrisenjahren im Regelfall über 10 Prozent des BIP, erreichte in Lettland und Bulgarien gar mehr als 20 Prozent des BIP (Astrov/Pöschl 2009: 355, Tab. 5, Becker 2010: 524). Über explodierende Auslandsschulden wurden die Leistungsbilanzdefizite finanziert. Es handelte sich um ein Wachstumsmodell, das fast exklusiv auf ausländischem Pump be-

ruhte. Seine inneren Widersprüche und externe Abhängigkeit machten es extrem krisenanfällig.

Krisenverläufe

Die extreme Extraversion der osteuropäischen Länder implizierte eine hohe Krisenverwundbarkeit. Als zentrale Kanäle der Ausbreitung der 2007 in den Zentrumsökonomien beginnenden großen Krise kamen der Finanzkanal – die direkte Ansteckung über den Rückgang der Kapitalzuflüsse – sowie der Exportkanal – über den Rückgang der Nachfrage aus den Zentrumsökonomien – infrage.

Die Visegrád-Länder mit ihrer starken Exportorientierung waren in der Regel primär durch starken Rückgang der Exporte Ende 2008/Anfang 2009 betroffen. Der verschlechterte Zugang zu Auslandskapital war dem gegenüber sekundär – allerdings mit Ausnahme Ungarns, wo die hohe Privatverschuldung, überwiegend in Fremdwährung, bereits 2008 voll negativ durchschlug (Becker 2010: 521 ff.). In Slowenien brach mit den ausbleibenden Kapitalzuflüssen die Kredit- und Immobilienblase der Janša-Jahre (2004-2008) zusammen. Diese hinterließ Bauruinen und einen relativ hohen Anteil fauler Kredite. Bau- und Immobilienfirmen sowie Holdinggesellschaften leiden unter Überschuldung (vgl. Bole et al. 2011, Košak et al. 2011: 363 f.). Die Kombination von Exporteinbrüchen und Schwierigkeiten im Finanzsektor hat in Slowenien und Ungarn sowohl zu einer im Vergleich zu den restlichen Visegrád-Ländern schärferen Kontraktion des BIP von 7,8 Prozent bzw. 6,3 Prozent im Jahr 2009 (Pöschl 2010: 428 Tab. 1) als auch zu einer anhaltenden Krise geführt.

Die BIP-Entwicklung war in Polen und der Tschechischen Republik, die sich außerhalb der Euro-Zone befanden und keine sehr hohen Devisenkredite aufwiesen, mit +1,7 Prozent und -4,2 Prozent besser als in den beiden exportorientierten Euro-Zonen-Ländern Slowakei (-4,7 Prozent; Pöschl 2010: 428, Tab. 1) und Slowenien (Becker 2010: 522, Workie et al. 2009: 96, 101). Czekaĵ (2010: 206) hebt hervor, dass sich die Abwertung günstig auf den polnischen Außenhandel auswirkte. Sie schützte die binnenmarktorientierte einheimische Produktion. Der relativ starken Binnenorientierung und die noch relativ begrenzte Privatverschuldung erwiesen sich als weitere stabilisierende Faktoren in Polen (vgl. Żuber 2012: 286). Aber auch die zunächst – entgegen der Programmatik – relativ expansive Fiskalpolitik gab der polnischen Ökonomie Impulse (Osiatyński 2010: 224). Die Erholung der Ökonomien der Visegrád-Länder war recht eng mit dem zeitweiligen Aufschwung der bundesdeutschen Exportindustrie, mit der sie eng verwoben sind, verbunden. Die in der EU verallgemeinerte Austeritätspolitik und der gedämpfte Export sowie die tendenziell restriktivere Kreditvergabe westeuropäischer Banken einerseits und die durch eigene austeritätspolitische Maßnahmen vor allem in der Tschechischen Republik, Slowenien und Polen gedämpfte Binnennachfrage andererseits haben die Konjunktur seit 2012 erneut signifikant angegriffen (Becker 2012a, Becker/Lesay 2012: 118 f.). In der Tschechischen Republik, Ungarn

und Slowenien schrumpfte das BIP 2012 erneut, während sich das Wachstum in Polen und der Slowakei deutlich verlangsamte (Holzer/Astrov 2013: 416, Tab. 1). Trotz der relativ günstigen BIP-Entwicklung lag selbst in Polen und der Slowakei die Arbeitslosenquote mit 10,3 Prozent und 14,0 Prozent 2012 über der 10 Prozent-Marke (ibid.: 416, Tab. 1). In Polen gibt es zudem eine erhebliche Unterbeschäftigung in der Kleinlandwirtschaft. Ungarn weist unter den Visegrád-Ländern den höchsten Grad an Armutsgefährdung und sozialer Exklusion auf. 23,1 Prozent der UngarInnen litten 2011 unter „erheblicher materieller Entbehrung“. Auch in Polen und der Slowakei galt dies für mehr als 10 Prozent der Bevölkerung (Eurostat 2012). Relativ gut schnitten bei den Armutsindikatoren – als Erbe der Vergangenheit – Slowenien und die Tschechische Republik ab.

In den Baltischen und südosteuropäischen Ländern stellen sich Krisenverlauf und soziale Lage noch deutlich dramatischer dar als in den Visegrád-Ländern. Rückläufige Kapitalzuflüsse bzw. Kapitalabflüsse brachten das Wachstumsmodell der Länder zum Einsturz, die primär auf abhängige Finanzialisierung orientiert waren. Hierbei war in der Tendenz der Einbruch umso stärker, je höher die Leistungsbilanzdefizite in den Vorkrisenjahren ausfielen, je kurzfristiger die Struktur der Auslandsschuld und je höher der Anteil der Fremdwährungskredite an den inländischen Schulden war. Im Hinblick auf alle genannten Kriterien stachen die Baltischen Musterländer des Neoliberalismus negativ heraus. In diesen Ländern begann die Krise bereits sehr früh und hier erreichte die Schrumpfung des BIP 2009 auch EU-Rekordniveau: Lettland -18,0 Prozent, Litauen -15,0 Prozent, Estland -14,1 Prozent, im Fall Lettlands und Estland nach bereits starken BIP-Rückgängen von 4,5 Prozent bzw. 3,6 Prozent im Vorjahr (Pöschl 2010: 428, Tab. 1). 2009 erreichte Lettland gerade einmal das BIP-Niveau von 1990 und schnitt damit im Hinblick auf die BIP-Bilanz der Transformationsperiode schlechter ab als Russland (ibid.: 429, Tab. 2). Mit dem Austrocknen des Finanzkanals gerieten die Bankensysteme der Baltischen Länder, speziell Lettlands, stark unter Druck. Ohne die hohen Kapitalzuflüsse waren die Leistungsbilanzdefizite nicht mehr finanzierbar; die durch Currency Boards oder andere extreme Formen fixer Wechselkurssysteme fixierten überbewerteten Wechselkurse standen in Frage. Um die Wechselkurse zu stabilisieren und die Importe drastisch zu senken, setzten die Rechtsregierungen in allen drei Ländern – teils mit IWF-Programm (Lettland), teils ohne ein solches – eine extreme Sparpolitik um. Diese senkte die Binnennachfrage und die Einfuhren brutal und beschleunigte den BIP-Rückgang noch. Die Arbeitslosigkeit explodierte zeitweise (vgl. Becker 2010: 525 f., Sommers/Bērziņš 2011, Bohle/Greskovits 2012: 227 ff.). Danach ging sie wieder leicht zurück. Dies ist aber nicht zuletzt auf stark steigende Emigration zurückzuführen (vgl. Holzer/Astrov 2013: 422). Speziell in Lettland und Litauen ist Armut weit verbreitet, in Lettland litten 2011 laut Eurostat-Angaben (Eurostat 2012) 30,9 Prozent der Bevölkerung unter „erheblicher materieller Entbehrung“ und in Litauen immerhin auch noch 18,5 Prozent. Nach dem katastrophalen Einbruch wiesen Estland und Litauen ab 2010, Lett-

land ab 2011 wieder ein BIP-Wachstum auf (Astrov et al. 2012: 351, Tab., Holzer/Astrov 2013: 416, Tab. 1). Zwar registrierten die Baltischen Länder auch ein Exportwachstum, ein wesentlicher Faktor war aber die Binnennachfrage. So vermeldeten die slowakischen Hospodárskenoviny im September 2012: „In der Union wächst der Konsum am schnellsten im Baltikum.“ (Havlik 2012: 24) Und speziell in Lettland und Litauen wuchs er schneller als die Löhne – also erneut auf Kredit. Lettland hatte sich eine neue externe Finanzquelle erschlossen: die Anziehung von Depositen aus Russland (vgl. Becker 2013). Damit beruhte das Wachstum erneut auf äußerst wackeligen Füßen.

In den südosteuropäischen Ländern lief die Krisenausbreitung ebenfalls über den Kreditkanal. Hier waren Höhe und Struktur der Auslandsschuld nicht ganz so ungünstig, der Anteil der Fremdwährungskredite an den Schulden der Mittelschichtshaushalte etwas geringer. Damit ging das BIP 2009 zwar nicht so extrem zurück wie in den Baltischen Ländern, aber doch im Regelfall mehr als im EU-Durchschnitt. Besonders ausgeprägt war die Rezession 2009 in Rumänien mit einem BIP-Rückgang von 7,1 Prozent, Kroatien mit 5,8 Prozent und Bulgarien mit 5,1 Prozent (Pöschl 2010: 428, Tab. 1, vgl. Becker 2010: 525 ff.). Auch in diesen Ländern brach mit dem Ende der externen Kapitalzuflüsse die Binnennachfrage ein. Austeritätspolitik, die eine Währungsabwertung verhindern oder doch zumindest abmildern sollte, reduzierte die Binnennachfrage noch weiter, speziell in Rumänien. Die Kombination eines relativ hohen Anteils von Devisenkrediten und einer relativ deutlichen Währungsabwertung brachte die Banken in Rumänien in die Klemme (vgl. Becker 2010: 532 ff., Bohle/Greskovits 2012: 252 f.). Auch die Exporte stellten keine gangbare Alternative dar. Einerseits war die Exportstruktur ungünstig, andererseits geht bei den südosteuropäischen Ländern ein relativ hoher Anteil der Ausfuhren nach Südeuropa, das seit 2010 besonders stark durch Krise und Austeritätspolitik gebeutelt ist (vgl. Holzer/Astrov 2013: 417). Daher erwiesen sich Stagnation bzw. Rezession in den meisten südosteuropäischen Ländern als besonders dauerhaft.

Die bereits zuvor katastrophale soziale Situation ist durch die Krise weiter verschärft worden. In den Nachfolgestaaten Jugoslawiens bewegte sich die Arbeitslosenrate 2012 zwischen 15,7 Prozent in Kroatien, 24,0 Prozent in Serbien und 44,0 Prozent im Kosovo. In Bulgarien und Rumänien sind die offiziellen Werte mit 9,8 Prozent und 7,1 Prozent geringer (Holzer/Astrov 2013: 416, Tab. 1), aber vielfach ist die landwirtschaftliche Eigenproduktion ein wichtiges Sicherheitsnetz. Speziell die Emigration aus Rumänien ist durch die Krise weiter forciert worden (ibid: 422). Ausdruck der sozialen Misere ist, dass laut Eurostat (2012) im Jahr 2011 43,6 Prozent der BulgarInnen und 29,4 Prozent der RumänInnen unter „erheblicher materieller Entbehrung“ litten.

Tendenziell ist also zu konstatieren, dass die einseitig abhängig finanziarisierten Ökonomien von der Krise schwerer betroffen wurden als jene, welche die Exportindustrie als zweiten Pfeiler des Akkumulationsregimes etabliert hatten. Je höher die Auslandsschulden und der Anteil inländischer Devisenkredi-

te war, umso brutaler fiel die Kontraktion aus. Speziell in Südosteuropa, aber auch in Lettland und Litauen, wurde durch die Krise eine bereits zuvor dramatische soziale Lage großer Bevölkerungsgruppen noch weiter verschlechtert.

Anti-Krisen-Politiken und soziale Proteste

Vorkrisen-Akkumulationsmodelle und Krisenverläufe konditionierten die Anti-Krisen-Politik zwar, determinierten diese aber nicht. Die stärksten Variationen in der Anti-Krisen-Politik sind in der Gruppe der Länder mit Exportindustrialisierung und abhängiger Finanzialisierung festzustellen.

Polen, die Slowakei und die Tschechische Republik verfolgten zu Beginn der Krise zumindest keine ausgeprägt pro-zyklische Wirtschaftspolitik (vgl. Becker 2010: 527 ff., Becker 2011: 274). Die liberal-konservative Regierung von Donald Tusk in Polen hielt länger an einer de facto, wenngleich nicht programmatisch expansiven Fiskalpolitik fest als alle andere Regierungen in der Region (Osiatyński 2010: 224). Die hohen öffentlichen Infrastrukturinvestitionen im Vorfeld der Fußball-Europameisterschaft stabilisierten das Wachstum – bis 2012. Als wichtige Wahlen geschlagen waren, schwenkte die Regierung Tusk 2011 auf eine prononciertere neo-liberale und austeritätsorientierte Politik um. Das plötzliche Abbremsen der öffentlichen Investitionen hat, wie Jeremi Mordasewicz von der polnischen Arbeitgebervereinigung „Lewiatan“ in einem Interview mit der *Gazeta Wyborcza* unterstrich, zu einer deutlichen Verlangsamung des Wachstums geführt (Gadomski 2013: 18). Auch ein anderer zu Krisenbeginn stabilisierender Faktor, die Möglichkeit der Abwertung, steht zur Disposition. Die polnische Regierung ist bestrebt, zur Kerngruppe der EU zu gehören. Als Reaktion auf die Krise ist es in der EU zu einer Stärkung der Governance-Mechanismen der EU gekommen, die Länder außerhalb der Euro-Zone werden politisch tendenziell in der EU marginalisiert. Wie der polnische Außenminister Radosław Sikorski in einem Interview mit dem tschechischen Monatsmagazin *Respekt* unterstrich, ist es Polen wichtig, auf die Architektur des Euro Einfluss nehmen zu können (Šimečka 2013: 40). Ohne sich auf einen Termin festzulegen, haben sich die polnischen Liberalen zunehmend auf einen Euro-Beitritt orientiert. Etwas paradox verhält sich die *Sojusz Lewicy Demokratycznej* (SLD), die sich als Mitte-Links-Formation versteht, und als eifrigster Befürworter eines raschen Beitritts zur Euro-Zone auftritt, der ja die wirtschafts- und sozialpolitischen Spielräume weiter einschränken würde (Konat 2013). Die nationalkonservativen Kräfte sind hingegen für die Bewahrung währungspolitischer Spielräume. Eine ähnliche Konstellation in der Debatte um den Beitritt zur Euro-Zone lässt sich auch in der Tschechischen Republik feststellen (vgl. Becker/Lesay 2012: 119), wenngleich die Debatte dort derzeit weit weniger intensiv geführt wird als in Polen, das in der EU ein ungleich größeres Gewicht hat und von allen osteuropäischen Ländern am stärksten eine aktiv gestaltende Rolle spielt. Die Slowakei ist bereits 2009 der Euro-Zone beigetreten. Die sozialdemokratische *Smer* des derzeitigen Premiers Robert Fico ist aufgrund der engen Bindung der slowakischen Exportindustrie an die deutsche Industrie darauf orientiert, die Slowakei

in der Euro-Zone und im Kern der EU zu behalten. Die slowakische Rechte ist in der Frage gespalten. Die kurzzeitige Rechtsregierung von Iveta Radičová zerbrach 2011 an der Frage der Unterstützung des sogenannten Rettungsschirms.

Unterschiede zwischen Mitte-Links- und Rechtsparteien lassen sich in der Tschechischen Republik und der Slowakei primär in der Budget- und Sozialpolitik sowie den Arbeitsrechten feststellen. Die Rechtsregierung in der Tschechischen Republik hat die Krise als Vorwand genutzt, um mit der Begründung notwendiger Sparmaßnahmen die neoliberale Politik zu radikalisieren. Steuerpolitisch hat sie vor allem die Mehrwertsteuer erhöht. In der Slowakei hat Smer als Mitte-Links-Partei nach ihrer Regierungsübernahme im Frühjahr 2012 hingegen bei der Einkommensteuer die Progression wieder eingeführt und generell eher Steuern erhöht die Unternehmen bzw. Beziehungen höherer Einkommen treffen. Sie stärkte auch die ArbeitnehmerInnenrechte etwas. Die Wachstumsperformance war in der Slowakei 2012 eindeutig besser als in der Tschechischen Republik, wo die Sparpolitik eine Rezession produziert hat (vgl. Becker 2012a, Blaha 2013: 4 f., Švihlíková 2012).

Am stärksten sind in den drei Ländern bislang die Proteste gegen die Sparpolitik in der Tschechischen Republik gewesen, wo die Gewerkschaften für Großkundgebungen mobilisiert haben. In Polen gab es zwar im Frühjahr 2013 in Schlesien einen Generalstreik mit insgesamt moderaten Forderungen (Zalega 2013), insgesamt blieben die Proteste schwach. In der Slowakei kam es Anfang 2012 zu einer Protestwelle, nachdem Korruptionsskandale der früheren Rechtsregierungen an die Öffentlichkeit gelangt waren. Weniger gegen die aktuellen Sparmaßnahmen als gegen die chronische Unterfinanzierung öffentlicher Dienste wie Gesundheits- und Bildungswesen kam es in allen drei Ländern zu Aktionen und teils auch zu Streiks. Da in diesen Bereichen vor allem Frauen beschäftigt sind, spielten diese auch bei Streiks im Gesundheits- und Schulwesen eine zentrale Rolle. Deren Aktionen brachten auch allgemeiner die Frage der öffentlichen Dienste auf die Tagesordnung und fanden recht breite Sympathie (vgl. zum polnischen Fall Gdula 2013: 42 ff.). Insgesamt bewegte sich die Krise in diesen drei Visegrád-Staaten bislang nicht massiv jenseits der Krisenerfahrungen der letzten beiden Transformationsjahrzehnte. Dies dürfte, wie Wieglosz (2013) im Hinblick auf Polen anmerkt, ein zentraler Grund sein, warum die Proteste nicht schärfer ausgefallen sind.

In Slowenien stellt die Krise hingegen das neo-korporatistische Aushandlungsmodell mit einem substantiellen einheimischen Unternehmenssektor und relativ starken Gewerkschaften in Frage, das allerdings bereits durch die Rechtsregierung von Janez Janša (2004-2008) geschwächt worden war (vgl. Bohle/Greskovits 2012:249 f.). Janša, der in seiner ersten Amtszeit mit starkem und teils auch erfolgreichem gewerkschaftlichen Widerstand gegen seine neo-liberale Politik konfrontiert gewesen war, sah nach seiner Rückkehr an die Macht im Februar 2012 die Krise als Chance, um die von ihm gewünschten Politikmuster – Privatisierung des Bankensektors und Abbau sozialer

Rechte – voranzutreiben. Im Gefolge der Krise peripherer Euro-Ökonomien war Slowenien 2012 – trotz weit geringerer Staatsschulden und einer weit besseren Leistungsbilanz – mit steigenden Zinsen und abnehmender Kreditwürdigkeit konfrontiert. Aufgrund der Schwierigkeiten im Finanzsektor, die im Vergleich zu Irland oder Spanien freilich gering dimensioniert sind, wurde das Land zunehmend als Kandidat für ein IWF/EU-Rettungspaket mit entsprechenden neo-liberalen Auflagen gehandelt. Ein drohendes IWF/EU-Paket suchte Janša als Hebel zu nutzen, um seine beiden Kernpolitiken – die Bildung einer Bad Bank für faule Kredite der öffentlichen Banken und Veränderungen der staatlichen Holdingstruktur – als vorbereitende Maßnahmen für eine Bankenprivatisierung voranzubringen. Erneut sah er sich mit einer starken sozialen Mobilisierung konfrontiert, bei der die Gewerkschaften im Bündnis mit anderen Kräften eine zentrale Rolle spielten (Dérens 2013, Krašovec 2013). Krašovec (2013) argumentiert bereits Anfang 2013, dass das Fehlen einer parteipolitischen linken Alternative eine politische Grenze der Wirksamkeit der Proteste darstelle. Dies zeigten auch die folgenden Ereignisse. Unter dem Druck der starken öffentlichen Proteste und aufgrund von Korruptionsvorwürfen gegen Janša fiel dessen Regierung im Frühjahr 2013 auseinander. Seine Nachfolgerin, Alenka Bratušek, änderte zwar den Regierungsdiskurs und erkannte die Legitimität der Proteste an (Bratušek 2013), ihre Politik zeigt aber eine starke Kontinuität mit der Regierung Janša. Privatisierungen, darunter der zweitgrößten Bank und der Telekom, sowie die Schaffung einer Bad Bank stehen ganz oben an (Pihlar/Dernovšek 2013: 1 f.). Aus dem Protestspektrum heraus ist mit der Schaffung einer Initiative für einen demokratischen Sozialismus ein erster Schritt in Richtung auf die Schaffung einer linken politischen Alternative getan worden (vgl. Modic 2013). In diesem Ansatz der Schaffung einer politischen Alternative ist die soziale Protestbewegung in Osteuropa einzigartig.

Das Krisenmuster Ungarns bewegte sich aufgrund der hohen inländischen Devisenverschuldung näher an den Baltischen und südosteuropäischen als an den Visegrád-Ländern. Mit der raschen Abwertung des Forint gerieten DevisenschuldnerInnen und Banken bereits im Herbst 2008 schwer unter Druck. Als erstes EU-Land beantragte Ungarn im Spätherbst 2008 ein Stützungs paket von IWF und EU. Der Letter of Intent der sozialliberalen ungarischen Regierung vom November 2008 gab den Tenor für die folgenden IWF/EU-Programme sowohl in Osteuropa als auch später in der Euro-Zone vor: primär ausgabenseitige Sparpolitik, Kürzungen der Gehälter der öffentlichen Bediensteten und eines Teils der Pensionen, Kürzungen der Sozialausgaben (IMF 2008: 3). Deren implizites Ziel war die Minderung der Binnennachfrage und damit der Importe, des Leistungsbilanzdefizits und des externen Finanzierungsbedarfs. Dies sollte zu einer Stabilisierung des Wechselkurses beitragen, die für Banken und DevisenschuldnerInnen zentral war. Darüber hinaus sah das Programm auch direkte Stützungen für den Bankensektor vor (IMF 2008: 4 f.). Die Politik führte zwar zu einer Verbesserung der Leistungsbilanz und einer relativen Stabilisierung des Forint gegenüber dem Euro, nicht aber dem

Schweizer Franken, der international stark aufwertete. Zudem gerieten die SchuldnerInnen durch die scharfe Rezession unter Druck. Das Problem der hohen Devisenschulden wurde nicht angegangen – und somit nicht einmal ansatzweise gelöst. Die stark verschlechterte wirtschaftliche und soziale Lage führte in Verbindung mit enger Verfilzung der sozialliberalen Regierungsparteien mit wirtschaftlichen Interessen 2010 zu deren verheerender Wahlniederlage. Fidesz, die eine Synthese nationalkonservativer und neo-liberaler Elemente darstellt (Becker 2012b), gewann die absolute Mehrheit der Stimmen und eine Zweidrittelmehrheit im Parlament. Die Fidesz-Regierung richtete ihre Wirtschaftspolitik strategisch auf die obere Mittelschicht aus. Damit wurde die hohe Devisenverschuldung zu einem zentralen Ansatzpunkt ihrer Politik. Sie eröffnete die Möglichkeit, Devisenkredite zu einem günstigeren Wechselkurs zurückzuzahlen. Obleich nur eine begrenzte Zahl der DevisenschuldnerInnen diese Option wahrnehmen konnte, brachte sie den überwiegend im westeuropäischen Eigentum stehenden Banken empfindliche Verluste. Die westlichen Banken sahen die ungarische Maßnahme als gefährlichen Präzedenzfall für andere osteuropäische Länder an (vgl. Becker 2012b, Tóth et al. 2012: 147 ff., Bohle 2013: 126 f.). Allerdings erwies sich diese Maßnahme als unzureichend, so dass die Fidesz-Regierung im Sommer 2013 weitergehende Maßnahmen ankündigte. Der Konflikt mit westeuropäischen Dienstleistungskonzernen erstreckte sich aber auch noch auf andere Bereiche. Um der ständigen Budgetbelastung durch die privatisierte Pensionsversicherung einen Riegel vorzuschieben, wurde diese durch die Fidesz-Regierung weitgehend liquidiert. Um budgetäre Spielräume für die Einführung einer Flat Tax zugunsten der oberen Mittelschicht zu schaffen, führte die Fidesz-Regierung vorübergehende Sondersteuern auf Betriebe in hochmonopolisierten Dienstleistungsbranchen – fast ausschließlich westliche Konzerne – ein (vgl. Becker 2012b, Tóth et al. 2012, Bohle 2013: 126). Die Konflikte mit westeuropäischen Konzernen blieben jedoch auf den Dienstleistungsbereich begrenzt. Im industriellen Bereich verstärkte Fidesz hingegen – im Interesse der ausländischen Fertigungsunternehmen – noch den Charakter der ungarischen Ökonomie als Niedriglohnökonomie durch den massiven Abbau von Arbeitnehmerrechten (Becker 2012b).

Die Wirtschaftspolitik ist der Kern des Dissenses zwischen der Fidesz-Regierung und der Europäischen Kommission – und hat auch begrenzte materielle Konsequenzen für die ungarische Regierung gehabt. Sie nutzt die begrenzten Konflikte mit der Europäischen Kommission und westlichen Regierungen, die auch Politikfelder wie die Medienpolitik umfassen, zur innenpolitischen, nationalistischen Profilierung. Innenpolitisch richteten sich Mobilisierungen gegen die Fidesz-Regierung primär gegen deren autoritären Tendenzen und katholisch-nationalistisches Profil als gegen den Abbau von ArbeitnehmerInnenrechten.

In den Ökonomien mit primär auf Finanzialisierung basierten Akkumulationsmodellen und im Regelfall hohem Grad der informellen Euroisierung folgte die Anti-Krisen-Politik im wesentlichen einem einheitlichen Muster, unabhängig davon, ob die Länder, wie Lettland, Rumänien, Serbien oder Bosnien-

Herzegowina Abkommen mit dem IWF (und der EU) abschlossen oder nicht. Absolute Priorität hatte in allen Fällen die Bewahrung des Wechselkurses. Dies lag im Interesse der Banken wie auch der in Devisen verschuldeten Mittelschicht. Damit kam es zu einer Interessenkoalition von externen Akteuren – den im ausländischen Eigentum stehenden Banken und den hinter diesen stehenden Regierungen ihrer Herkunftsländer – und internen Akteuren, vor allem aus der Mittelschicht. Besonders augenfällig wurde dies im lettischen Fall mit seiner starken Betroffenheit der schwedischen Banken, wo die EU und die schwedische Regierung, aber auch die ultra-liberale lettische Regierung mit noch mehr Vehemenz auf die Stabilisierung des Wechselkurses drängten als der IWF (Leitner 2010: 50, Bohle/Greskovits 2012: 234, Bohle 2013: 123). Strategisch orientierten sich die Baltischen Regierungen auf die Übernahme des Euro. Estland hat diesen Schritt 2011 vollzogen, 2014 soll Lettland der Euro-Zone beitreten. In beiden Ländern wird dieser Schritt die Unterentwicklung der produktiven Sektoren zementieren.

Als Weg zur Stabilisierung der Wechselkurse galt eine extreme Sparpolitik, deren Kernelement eine Kürzung der Staatsausgaben, vor allem Sozialausgaben, Kürzungen bei Gehältern im öffentlichen Dienst und Pensionen war. Besonders extrem waren die Kürzungen in den Baltischen Ländern und Rumänien. Einnahmenseitig wurden vor allem indirekte Steuern erhöht, welche die armen Bevölkerungsgruppen besonders hart treffen. Gegenfalls waren Stützungen für den Bankensektor vorgesehen (vgl. überblicksweise Becker 2010: 532 ff., Drezgić 2010: 215 ff., Živković 2012). Damit war Hauptbegünstigter dieser Wirtschaftspolitik der Bankensektor, die Hauptlast wurde von den öffentlich Bediensteten und ärmeren Bevölkerungsgruppen getragen. Frauen waren mit ihrem hohen Beschäftigungsanteil bei sozialen Diensten und durch die zunehmende Arbeitslast im Haushalt, die durch dramatische Verschlechterung bei sozialen Diensten hervorgerufen wurden, oftmals doppelt betroffen.

Die Sparpolitik verschärfte Rezessionen, speziell in den Baltischen Ländern und Rumänien. Sparpolitik und Rezession verminderten, wie angestrebt, die Binnennachfrage. Mit der sinkenden Binnennachfrage gingen auch die Importe und die Leistungsbilanzdefizite zurück. In den Baltischen Ländern war die Kontraktion sogar so stark, dass vorübergehend Leistungsbilanzüberschüsse erzielt wurden. In den südosteuropäischen Ländern bewegten sich die Leistungsbilanzdefizite hingegen teilweise immer noch auf kritischem, wenngleich niedrigerem Niveau (vgl. Astrov et al. 2012: 356, Tab. 4). Nowak (2012: 5) hebt hervor, dass die (vorübergehende) Verbesserung der Leistungsbilanz primär durch eine Minderung der Importe – „im Fall Estlands, Lettlands und Litauens um mehr als 30 Prozent bei Gütern und 20 Prozent bei Dienstleistungen im Jahr 2009 im Vergleich mit 2008“. Exportwachstum spielte bei der Erholung der Handelsbilanz kaum eine Rolle. Maßnahmen zur Stärkung der produktiven Strukturen waren auch nicht ergriffen worden. Mit dem Anziehen des Wachstums verschlechterte sich in den Baltischen Ländern auch gleich wieder die Leistungsbilanz (Becker 2013). Die strukturellen Defizite der produktiven Sektoren sind nicht einmal ansatzweise abgemildert worden.

Die starke Kontraktion hat die Last der Auslandsschuld hochschnellen lassen, von 2008 bis 2010 in Lettland von 129,9 Prozent auf 165,0 Prozent des BIP, in Rumänien von 58,3 Prozent auf 76,0 Prozent des BIP und in Kroatien von 83,6 Prozent auf 101,1 Prozent des BIP (Astrov/Pöschl 2009: 335, Tab. 5, Hrvatskanarodnabanka 2011: 13, Tab. 3). Die Zahl der „faulen Kredite“ nahm ebenfalls zu und bewegt sich vielfach auf hohem Niveau. Die Frage der Devisenkredite ist nicht angegangen worden. Allein in Kroatien ist die Frage nach einer Klage von SchuldnerInnen mit Schweizer Franken-Krediten, die vor einem Gericht erstinstanzlich positiv beschieden wurde, immer hin auf der Tagesordnung. In dem nicht rechtskräftigen Urteil ordnete der Richter eine Umwandlung der Schweizer Franken-Kredite in Kuna zu dem Kurs an, der zum Zeitpunkt des Kreditabschlusses gültig war (Mrvoš Pavić 2013). Die Banken gingen in die Berufung.

In den meisten Ländern nahmen die SchuldnerInnen die Aufwertung ihrer Devisenkredite jedoch hin und unterstützten eine Wirtschaftspolitik, die auf Stabilisierung der Wechselkurse gerichtet war. Damit stützte eine strategisch wichtige Gruppe das wichtigste Schlüsselement neo-liberaler Austeritätspolitik. Dies war zur Durchsetzung dieser Politik von zentraler Bedeutung und erklärt auch den begrenzten Charakter sozialer Proteste in den Ländern mit hohen Devisenschulden (vgl. Becker 2011: 275).

In den Baltischen Ländern waren die Proteste trotz des extremen Zuschnitts der Sparpolitik und ihrer dramatischen sozialen Folgen relativ schwach. In Lettland kam es zwar vor dem Hintergrund der dramatischen Wirtschaftslage Anfang 2009 zu Protesten, diese richteten sich aber primär gegen die oligarchischen Tendenzen in den politischen Parteien. In Estland gab es sogar keine Proteste (Bohle/Greskovits 2012: 235). Neben der Ruhigstellung der verschuldeten Mittelschicht, dürfte eine zentrale Rolle spielen, dass die politische Akzentuierung ethnischer Spaltungslinien soziale Spaltungslinien in den Hintergrund gedrängt und die Formierung politischer Alternativen erschwert hat. Zudem stellt die massive Auswanderung ein Ventil dar (Bohle 2013: 124).

In den südosteuropäischen Ländern waren die Proteste stärker als in den Baltischen Staaten (vgl. für einen Überblick Kanzleiter 2012, Kraft 2013). Neben den Baltischen Ländern ist Rumänien das Land mit der schärfsten Sparpolitik. Diese hat verschiedentlich heftige Proteste provoziert, die stärksten Anfang 2012. Auslöser war in diesem Fall die vorgesehene Privatisierung des staatlichen Rettungsdienstes. Dies werde dazu führen, dass NotfallpatientInnen nur noch gegen Bezahlung behandelt würden, fürchteten viele. Innerhalb weniger Tage breiteten sich die Proteste auf etwa 20 Städte aus. Zeitweise wurden sie von einigen Gewerkschaften unterstützt. Die Regierung nahm die geplante „Reform“ im Gesundheitswesen zurück, setzte die Austeritätspolitik aber fort (Kanzleiter 2012: 123 f.). Anfang Februar 2013 folgte Bulgarien, „das passivste Land im traditionell kämpferischen Balkan“ (Ivancheva 2013). Auslöser waren hier massive Preiserhöhungen für Elektrizität durch die an tschechische bzw. österreichische Konzerne verkauften Energieversorger. Angesichts

ihrer prekären Lage war für viele BulgarInnen diese Preiserhöhung nicht verkraftbar. Sie gingen auf die Straße. Die Proteste begannen mit eindeutig wirtschaftlichen Forderungen. Doch das Umfeld machte es für die Protestierenden schwierig, ihre Forderungen auf den Punkt zu bringen. Wie Ivancheva (2013) betont, wird Kritik an Austerität oder dem „freien Markt“ in Bulgarien entweder als „kommunistisch“ denunziert oder durch die neo-liberale Sozialistische Partei vereinnahmt. Die Forderungen der Protestierenden oszillierten zwischen Kritik am Kartell der Versorgungsbetriebe und der Forderung nach deren Nationalisierung. Der Protest drückte aber auch Unmut über mafiose Strukturen und die allgemeine Armut aus (Stanisławski 2013: 27). Die damalige Rechtsregierung beraumte vorzeitige Neuwahlen an. Diese endeten praktisch in einem Patt. Fast der erste Amtsakt der neuen Regierung aus Sozialistischer Partei und einer stark von der türkischen Minderheit unterstützten Formation war die Ernennung eines „Geschäftsmann“ übelster Reputation zum Geheimdienstchef. Damit startete eine neue Protestwelle, diesmal mit politischen Forderungen. Beide Protestwellen sind dadurch gekennzeichnet, dass es den Protestierenden an organisatorischen Strukturen und auch an politischen Bündnispartnern mangelt (vgl. Ivancheva 2013, Veser 2013: 3).

In Serbien ist es mit der Krise verstärkt zu Protesten gegen dubiose Privatisierungen, Betriebsschließungen und ausbleibende Lohnzahlungen durch die betroffenen Belegschaften gekommen. Es handelt sich um Verteidigungskämpfe in einer sozial verzweifelten Situation (vgl. Musić 2013: 40 ff., Kanzleiter 2012: 120 ff.). Ähnliche Arbeitskämpfe gibt es auch in Kroatien (Milat 2013). Dort ist aus StudentInnenprotesten heraus der Ansatz einer neuen Linken entstanden. Hier sind auch Ansätze einer Kooperation verschiedener Protestbewegungen entstanden. So bauten Studierende Kontakte zu Streikenden in umkämpften Betrieben (Kamensko und Petrokemija) auf. Die Protestbewegung in Kroatien hat eine recht starke Medienpräsenz erreicht (Kanzleiter 2012: 117 ff.). Fehlende politische BündnispartnerInnen sind auch in Serbien und Kroatien eine Grenze für die Wirksamkeit sozialer Protestbewegungen.

Schlussfolgerungen

Die Krise hat die osteuropäischen Länder, deren Wachstumsdynamik durch hohe Kapitalzuflüsse und rasche Verschuldung der Haushalte (vor allem durch Devisenkredite) getragen war, härter getroffen als jene Länder, bei denen das Wachstumsmodell eine Verbindung von abhängiger Exportindustrialisierung und Finanzialisierung war. In den Ländern mit breiter basiertem Wachstumsmodell waren abhängig von der politischen Konstellation phasenweise auch eher heterodoxe Politikelemente teils eher sozialdemokratischen, teils rechten Zuschnitts feststellbar, während die Regierungen der einseitig finanziarisierten Länder, teils mit teils ohne IWF/EU-Kreditprogramme, durchgängig eine neo-liberale Austeritätspolitik durchzogen, die auf eine Stabilisierung des Wechselkurses orientiert war. Dies deutet darauf hin, dass den wirtschaftsstrukturellen Bedingungen für die Möglichkeiten heterodoxer Politik erhebliche Relevanz zukommt. Die Wirtschaftsstruktur hat auch Konsequenzen

zen für die sozialen Bündniskonstellationen. So bindet die Devisenverschuldung erhebliche Sektoren der Mittelschicht an neo-liberale Politikmuster. Innere Akteurskonstellationen können nicht losgelöst von den strukturellen Handlungsbedingungen analysiert werden, wie dies ansatzweise Bohle (2013) tut. Andererseits kann aus den ökonomischen und sozialen Strukturen nicht einfach auf politische Handlungsmuster, beispielsweise von Protestbewegungen, geschlossen werden. Mehr als zwei Jahrzehnte Instabilität und soziale wie politische Fragmentierung sind in vielen osteuropäischen Ländern Hindernisse für soziale Mobilisierung. Soziale Protestbewegungen haben kaum Bündnispartner bei politischen Parteien. Am ehesten scheint in Osteuropa derzeit das Entstehen einer neuen Linkspartei in Slowenien denkbar.

Literatur

- Astrov, Vasily/Pöschl, Josef (2009): MOEL im Sog der Krise. In: Wifo-Monatsberichte, 82(5), 347-359
- Astrov, Vasily et al. (2012): Wirtschaftsentwicklung divergiert in den kommenden Jahren auch in Mitteleuropa, Ost- und Südosteuropa zwischen Norden und Süden. In: Wifo-Monatsberichte, 85(5), 351-359
- Becker, Joachim (2007): Dollarisation in Latin America and Euroisation in Eastern Europe: Parallels and Differences. In: Becker, Joachim/Weissenbacher, Rudy (Hg.): Dollarization, Euroization and Financial Instability. Central and Eastern Europe between Stagnation and Financial Crisis? Marburg, 223-278
- Becker, Joachim (2008): Der Drang nach Osten: Wirtschaftliche Interessen und geopolitische Strategien. In: Kurswechsel, Nr. 4, 5-29
- Becker, Joachim (2010): Krisenmuster und Anti-Krisen-Politiken in Osteuropa. In: Wirtschaft und Gesellschaft, 36(4), 517-540
- Becker, Joachim (2011): Wachstumsmodelle und Anti-Krisen-Politiken in Osteuropa. In: WSI-Mitteilungen, 64(6), 270-277
- Becker, Joachim (2012a): Abschwung in Osteuropa: Zwischen Export, Austerität und leichtem Umsteuern. In: Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung, Nr. 9/2012, 2-3
- Becker, Joachim (2012b): Neo-liberalism's newcloth: national conservatism in Hungary- and Turkey. In: Sendika.org, 14. 4. 2012 (www.sendika.org/english.yazi.php?yazi_no=44311, abgerufen: 11.9.2012)
- Becker, Joachim (2013): Latvijskiantimodel. In: Le Monde diplomatique – Hrvatskoizdanje, 1(2), 5
- Becker, Joachim/Lesay, Ivan (2012): Životnaúver. Všetko, čostechcelivediet' o krize. Bratislava
- Blaha, Ľuboš (2013): Die slowakische Smer – Europas erfolgreichste Partei der linken Mitte? Friedrich Ebert Stiftung Internationale Politikanalyse, Juni 2013
- Bohle, Dorothee (2013): Europas andere Peripherie: Osteuropa in der Krise. In: Das Argument, 55(1/2), 118-129
- Bohle, Dorothee/Greskovits, Béla (2012): Capitalist Diversity on Europe's Periphery. Ithaca/London

- Bole, Velimir/Prašnikar, Janez/Trobec, Domen (2011): Crisis and Contagion: Banks and the Real Sector. In: Prašnikar, Janez (Hg.): The Slovenian Economy: Stranded in Recovery. Ljubljana, 51-73
- Bratušek, Alenka (2013): Ne mores imetisocialnedržavepriizdakah in neoliberalneprihodkihiterhkratiizravnanproračun. In: Mladina, Nr. 17/18, 26.4.2013, 36-42
- Czekaj, Jerzy (2010): Wpływświatowego kryzysugospodarcze gonapolską gospodarskę. In: Kołodko, Grzegorz W. (Hg.): Globalizacja, kryzysi co dalej? Warschau, 189-209
- Déréns, Jean-Arnault (2013): En Slovénie, la stratégie du choc. In: Le Monde diplomatique, 60(708), 13
- Drahokoupil, Jan (2009): Globalization and the State in Central and Eastern Europe. The Politics of Foreign Direct Investment. London/New York
- Drezgic, Saša (2010): Fiskalna politika tranzicijskihzemlja u uvjetimarecesije. In: Radošević, Dubravko (Hg.): Krizaiekonomska politika. Politikaiekonomijarazvoja Hrvatske. Zagreb, 205-224
- Eurostat (2012): Im Jahr 2011 waren 24 Prozent der Bevölkerung von Armut oder sozialer Ausgrenzung bedroht. eurostatpressemittteilung, 171/2013
- Frangakis, Marica (2009): Europe's financial systems under pressure. In: Grahl, John (Hg.): Global Finance and Social Europe. Cheltenham, 53-90
- Gadomski, Witold (2013): Wygrywainteresurzędnika. In: GazetaWyborcza, 20.7.2013, 18-19
- Gdula, Maciej (2013): Poland. Unpacking the success story: inequalities, wealth and poverty in Poland during the crisis. In: Rosa Luxemburg Stiftung Brussels/Rosa Luxemburg Liaison Office Athens: Poverty and Wealth. Wealth concentration and increasing poverty: current trends, roots causes and strategies to address them. Thesis papers of the seminar in Athens, 18-21 April 2013, 33-46
- Havlik, Lukáš (2012): V úniinajviacrástlaspotreba v Pobaltí. In: Hospodárskenviny, 6.9.2012, 24
- Holzer, Mario/Astrov, Vasily (2013): Mittel-, Ost- und Südosteuropa von der EU-Krise voll erfasst. In: Wifo-Monatsberichte, 86(5), 415-423
- Hrvatskanarodnabanka (2011): Financijskastabilnost. No. 7. Zagreb
- IMF (2008): Hungary: Letter of Intent, and Technical Memorandum of Understanding. November 4, 2008 (www.imf.org, abgerufen: 29.7.2013)
- Ivancheva, Mariya (2013): The Bulgarian Winter of Protests. Viewpoints form Southeast Europe, April 2013 (www.rosalux.rs/sr/artikl.php?id=258, abgerufen: 10.6.2013)
- Kanzleiter, Boris (2012): Politische Sozialproteste im Südosten Europas im Zeichen der Krise. Vergleichende Momentaufnahmen aus Slowenien, Kroatien, Serbien und Rumänien. In: Gallas, Alexander/Nowak, Jörg/Wilde, Florian (Hg.): Politische Streiks im Europa der Krise. Hamburg, 114-128
- Konat, Grzegorz (2013): Po co w Polsceeuro? In: Le Monde diplomatique – edycjapolska, 3/85 (http://monde-diplomatique.pl/LMD85/index.php?id=1_4, abgerufen: 27.7.2013)
- Košak, Marko et al. (2011): Loan Growth and the Funding Side of Banks. In: Prašnikar, Janez (Hg.): The Slovenian Economy: Stranded in Austerity. Ljubljana, 249-264

- Kraft, Michael G. (2013): Soziale Kämpfe in Ex-Jugoslawien. Wien
- Krašovec, Primož (2013): Razvojipotencijaliustanka u Sloveniji. In: *Le Monde diplomatique – Hrvatskoizdanje*, 1(1), 5-6
- Leitner, Sebastian (2010): Baltikum: Ein neoliberales Transformationsmodell fordert seine Opfer. In: *Kurswechsel*, Nr. 1, 47-54
- Mencinger, Jože (2012): Slovenijamedsionomsocializma in krizokapitalizma. In: Prunk, Janko/Deželan, Tomaž (Hg.): *Dvajsetletslovenskedržave*. Maribor/Ljubljana, 57-80
- Milat, Andrea (2013): Der Aufstand der Kamensko-Arbeiterinnen. Wie dem Kapitalismus Widerstand leisten zu ist. In: Kraft, Michael G. (Hg.): *Soziale Kämpfe in Ex-Jugoslawien*. Wien, 183-209
- Modic, Max (2013): Prihodnost je demokratičnisocializem! In: *Mladina*, 29.4.2013 (www.mladina.si/143576/prihodnost-je-democraticni-socializem/, abgerufen: 5.5.2013)
- Musić, Goran (2013): Serbia's Working Class in Transition 1988-2013. Belgrad
- MvošPavić, Bojana (2013): Presuda: Bankesuznala da ćefranakrasti – sadmorajuplatiti. In: *Novi List*, 7.7.2013 (www.novolist.hr/layout/set/print/Vijesti/Presuda-Banke-su-znale-da-ce-franak-rasti-sad-moraju-platiti, abgerufen: 5.7.2013)
- Myant, Martin/Drahokoupil, Jan (2011): *Transition Economies: Political Economy in Russia, Eastern Europe and Central Asia*. Hoboken
- Nowak, Olaf (2012): EU and member states' balance of payments during the economic turmoil. *Eurostat Statistics in Focus*, 32/2012
- Osiatyński, Jerzy (2010): Strategia makroekonomiczna Polski w warunkachświatowej kryzys ui jejwyzwanianaprogu 2011 roku. In: Kołodko, Grzegorz W. (Hg.): *Globalizacja, kryzysi co dalej?* Warschau, 210-229
- Pihlar, Tatjana/Dernovšek, Igor (2013): Vladastraš i s kriznimidavki. In: *Dnevnik*, 25.4.2013, 1-2
- Pöschl, Josef (2010): Erholungstendenzen in den MOEL. In: *Wifo-Monatsberichte*, 83(5), 429-443
- Sommers, Jeff/Bērziņš, Jānis (2011): Twenty Years Lost: Latvia's Failed Development in the Post-Soviet World. In: Dale, Gareth (Hg.): *First the Transition, Then the Crash. Eastern Europe in the 2000's*. London, 187-202
- Stanisławski, Bojan (2013): Bulgaria pod prąd(em). In: *Przegląd*, 25.2.2013, 26-27
- Šimečka, Martin M. (2013): Byljsemskeptik, zkušenos to změnila. In: *Respekt*, Nr. 14, 2.4.2013, 40-43
- Švihliková, Ilona (2012): Český statistický úřad opětuhodil hřebíkem na hlavičku. <http://blog/jetotoak.sk/kriticka-ekonomie/2012/08/13/Cesky-statisticky-urad-opet-uhodil-hrebikem-na-hlavicku/> abgerufen: 14.8.2012)
- Tóth, András/Neumann, László/Hosszú, Hortenzia (2012): Hungary's full-blown malaise. In: Lehndorff, Steffen (Hg.): *A triumph of failed ideas. European models of capitalism in crisis*. Brüssel, 137-153
- Veser, Reinhard (2013): Bürger gegen die Mafia. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10.7.2013, 3
- Wieglosz, Przemysław (2013): Dekady polskiego kryzysu. In: *Le Monde diplomatique*

– edycjapolska 5/87 (<http://monde-diplomatique.pl/LMD87/index.php?id=1-2>, abgerufen, 27.7.2013)

Workie, Menbere T. (2009): Vývoj a perspektivy svetovej ekonomiky. Globálna finančná a hospodárska kríza. Bratislava

Zalega, Dariusz (2013): Śląskpodpalant? In: Przegląd, 2.4.2013, 8-11

Živković, Andreja (2012): Povratak o budućnosti – tranzicija o Balkanu. In: Jadžić, Miloš/Maljković, Dušan/Veselinović, Ana (Hg.): Kriza, odgovori, levica. Prioložak kritički diskurs. Beograd, 188-219

Žuber, Piotr (2012): The need for change – national and regional consequences of the crisis in Poland 2008-2010. Gorzelak, Grzegorz/Goh, Chor-Ching/Fazekas, Károly (Hg.): Adaptability and Change: The Regional Dimensions in Central and Eastern Europe. Warschau, 284-298

DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE
UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

303 Aneignungskämpfe in Geschlechterverhältnissen

FRIGGA HAUG: Menschsein können als Frau. Editorial

MEG LUXTON: Unsere Geschichte und Politik zurückgewinnen

S. HOFMEISTER, A. BIESECKER & U. v. WINTERFELD: Draußen? Zur Dialektik von Enteignung und Aneignung

RUTH MAY: Inbesitznahme des Städtischen

SABINE PLONZ: Prekarisierung hinter sich lassen, ohne Prekarität zu leugnen

F. HAUG: Was bringt Gramsci für eine feministische Politik in der Linken?

INES PHILIPP: Machtaneignung. Venezolanische Erfahrungen

W.-D. NARR: Die BRD - ein Land (fast) ohne Schatten; u.a.

Einzelheft 12 €; Abo: 6 Hefte pro Jahr 59 € (ermäßigt 45 €) zzgl. Versand

Abo & Versand · versand-argument@t-online.de
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin
Tel: +49-(0)30-611-3983 · Fax: -4270

Redaktion DAS ARGUMENT · Argument Verlag
Glashüttenstraße 28 · 20357 Hamburg
Tel: +49-(0)40-401800-16 · argument@inkrit.org

Helmut Knolle

Lehren aus der Wirtschaftskrise in Südeuropa

Die schwere Wirtschaftskrise in Südeuropa hat polarisiert. Der Rechtspopulismus gibt dem Lebensstil der Südländer die Schuld, während Kreise, die sich als links verstehen, von einem Angriff der Finanzmärkte auf die schwächsten Länder der Eurozone sprechen. Auf der rechten Seite ist man stolz auf Deutschlands Rolle als „Exportweltmeister“, während von Gewerkschaften und linken Parteien die zu niedrigen Löhne in der deutschen Exportindustrie dafür verantwortlich gemacht werden, dass die Industrien anderer Länder international nicht konkurrenzfähig sind. Aber was wäre wohl geschehen, wenn die Löhne in der deutschen Autoindustrie um 20 Prozent höher und die deutschen Autos entsprechend teurer wären? Dann hätten die Griechen, die in den letzten 20 Jahren sehr viele Autos gekauft haben (s. Tabelle 2), eben nicht deutsche, sondern französische oder italienische Autos gekauft, was am Defizit der griechischen Handelsbilanz nichts geändert hätte.

1. Ursachen der Krise

Die Krise in Spanien, Portugal und Griechenland offenbart grundsätzliche Fehler in der Wirtschaftspolitik der Europäischen Union. Als die EWG, die Vorläuferin der EU, gegründet wurde, vereinte sie sechs Staaten mit einem ungefähr gleichen Entwicklungsstand. Mit der Aufnahme von drei Ländern, die in früheren Jahrhunderten von den wirtschaftlichen und kulturellen Umbrüchen im übrigen Europa unberührt geblieben waren, änderte sich das, aber Brüssel hatte kein durchdachtes wirtschaftspolitisches Konzept für die nachholende Entwicklung dieser Länder. Im Glauben, die von einem kleinen Gebiet (Silicon Valley) in Kalifornien ausgegangene „New Economy“ könne zum Vorbild für ganz Europa werden, proklamierte der EU-Gipfel in Lissabon (2000) das Ziel, die Union zum „dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt“ mit einem durchschnittlichen jährlichen Wachstum von 3 Prozent zu machen. Rückblickend können wir feststellen, dass die Länder, die nach 2008 abstürzten (auch Irland), in den Jahren davor die höchsten Wachstumsraten in Europa erzielt hatten.

Im Folgenden beschränke ich mich auf Spanien und Griechenland, und ich versuche zu zeigen, dass die Krise entscheidend von den Verantwortlichen in Brüssel, Madrid und Athen verschuldet wurde, indem sie in den 20 Jahren davor eine falsch ausgerichtete Wachstumspolitik umgesetzt haben.

2. Der Bauboom

Die Wirtschaften beider Länder erreichten in den Jahren vor und nach der Jahrhundertwende tatsächlich Wachstumsraten von mehr als 3 Prozent. Dieses Wachstum wurde von den Sektoren Hoch- und Tiefbau angetrieben. Infolgedessen stieg der Anteil der Beschäftigten in der Bauwirtschaft auf ungewöhn-

lich hohe Werte (Tabelle 1). Es wurden einerseits Häuser und Wohnungen gebaut, andererseits wurde in die verkehrstechnische Infrastruktur investiert. Verführt durch das tiefe Zinsniveau nach der Einführung des Euro haben viele Spanier sich hoch verschuldet, um sich ein Haus zu bauen. „Der Immobiliensektor war der Turbomotor des Aufschwungs. Jeder Spanier träumte vom Eigenheim. Und fast jeder Spanier bekam eine Hypothek, um sich eines zu kaufen. Die Blase wuchs, bis sie platzte.“¹ Und heute? „Über 1 Million Wohnungen im ganzen Land stehen leer“, berichtet derselbe Korrespondent aus Spanien.

Jahr	1990	2001	2007
Deutschland	6,4	7,2	5,8
Griechenland	5,8	6,5	8,0
Spanien	9,5	10,4	12,2

Quelle: Encyclopaedia Britannica, World Data in Book of the Year 1993, 2001 and 2007

Die gleiche Bauwut und die Impulse der EU trieben den spanischen Staat zu überzogenen Ausgaben für die Infrastruktur: neue Strassen, Hochgeschwindigkeitsbahnen und Flughäfen entstanden überall. Heute hat Spanien fast dreimal soviel Strassen wie Deutschland, und die Zahl der Autos pro Person ist fast gleich (Tabelle 2). Nun ist es nicht immer schlecht, wenn neue Strassen und Bahnen den Transport von Gütern verbilligen und Reisezeiten verkürzen. Aber es kommt darauf an, welche Güter befördert werden sollen und wie viele Reisende einen neuen Verkehrsweg benutzen. Der Eisenbahnbau in den klassischen Industriestaaten hat immer zuerst Orte verbunden, die bereits vorher wirtschaftlich entwickelt waren oder an denen Massengüter wie Kohle, Eisenerz und Stahl produziert wurden. Ebenso wurden die ersten ICE-Strecken in der Bundesrepublik zwischen Mannheim und Stuttgart sowie zwischen Frankfurt/München und Hamburg gebaut, also zwischen bedeutenden wirtschaftlichen Brennpunkten.

Ganz anders ist man in Spanien vorgegangen. Mit der Weltausstellung 1992 in Sevilla, im wenig entwickelten spanischen Süden, wollte Spanien die Erinnerung an alte imperiale Größe wachrufen, denn Sevilla war einmal das Zentrum des spanischen Überseehandels und der Sitz der Kolonialverwaltung. Deshalb musste der erste spanische Hochgeschwindigkeitszug zwischen Madrid und Sevilla verkehren. Nostalgie, nicht wirtschaftliche Vernunft gab den Ausschlag.

Ein grotesker Fall von gigantischer Fehlinvestition war der Bau eines Flughafens bei Ciudad Real, in einer ländlichen Gegend 200 km südlich von Madrid. Dieser Flughafen, der pikanterweise auch noch den Namen Don Quijote trug,

¹ Oliver Meiler, Ein Kaleidoskop des Düsternen, in: Der Bund, Bern, 21. 11. 2011.

sollte, so hoffte man, von 2,5 Millionen Passagieren im Jahr benutzt und außerdem eine Drehscheibe für den internationalen Frachtverkehr werden. Nur drei Jahre nach der Einweihung wurde er wegen mangelnder Nachfrage geschlossen.²

Tabelle 2: Wichtige Wirtschaftsdaten von Griechenland, Spanien und Deutschland im Jahr 2007

	Griechenland	Spanien	Deutschland
Bevölkerung (in Mill.)	11,2	47,5	82,1
Fläche (in qkm)	131.960	504.780	357.030
Bruttoinlandprodukt (in Mrd. US \$)	214	1051	2423
Import (in Mrd. US \$)	64	263	626
Export (in Mrd. US \$)	21	171	786
Asphaltierte Strassen (km)	32.400	681.200	231.400
Anzahl Personenwagen 2007 (Mill.)	4,8	21,4	46,1
dasselbe im Jahr 1990 (Mill.)	1,7	12,0	35,5
aktives Armeepersonal	156.600	149.150	245.700
Militärausgaben (in Prozent des BIP)	4,1	1,1	1,4

Quelle: Encyclopaedia Britannica, World Data in Book of the Year 1993, 2001 and 2007.

Was für Spanien die Weltausstellung in Sevilla, das war für Griechenland die Olympiade in Athen. Die griechische Wirtschaft hatte vor der Olympiade 2004 Wachstumsraten von mehr als 3 Prozent, weil sehr viel gebaut wurde: ein neuer Flughafen und eine U-Bahn für Athen, Bauten für die Olympiade, eine Brücke über die Meerenge zwischen der Peloponnes und dem westgriechischen Festland und neue Autobahnen im ganzen Land.³ Aber die meisten dieser Bauten, die sehr teuer waren, hatten keinen langfristigen Nutzen, weil sie an die Struktur der griechischen Wirtschaft nicht angepasst waren.

3. Welche Infrastruktur braucht ein Land?

Seit dem Altertum sind die Griechen ein Volk von Seefahrern, und im 20. Jahrhundert war die griechische Handelsflotte eine der größten der Welt. Da ist es logisch, dass in Griechenland auch Schiffe gebaut werden. Aber Han-

² Ebd.

³ Gregor Kristidis, Griechenland unter dem Diktat der Troika, in: Widerspruch 61, Zürich 2011, S. 37-48.

delsflotte und Werften brauchen keine Autobahnen. Die größten Industriekomplexe liegen bei Athen und bei Thessaloniki, also in nächster Nähe zum Meer. Um ihre Rohstoffe zu beziehen und ihre Produkte zu exportieren, brauchen sie Häfen und keine Autobahnen. Der Straßenbau hat sicher die Verkaufszahlen von deutschen Autos in Griechenland ansteigen lassen, denn in der Zeit von 1990 bis 2007 stieg der Bestand an Personenwagen von 1,7 auf 4,8 Millionen. Das trug bei zu einem sehr großen Defizit in der Handelsbilanz. Im Jahr 2007 hat Griechenland Waren im Wert von 64 Milliarden US-Dollar importiert und nur für 21 Milliarden US-Dollar exportiert (Tabelle 2).

Soweit andere Daten erkennen lassen, hat in letzter Zeit eine massenhafte Wanderung vom Land in den Großraum Athen stattgefunden, wo heute 3 der 11 Millionen Griechinnen und Griechen leben. Wahrscheinlich sind die Zuwanderer durch gute Verdienstmöglichkeiten vor und während der Olympiade angelockt worden und nicht mehr zurückgekehrt. Auch die aufgeblähte Staatsbürokratie war ein Grund für den Drang in die Hauptstadt. Dadurch fehlt es heute auf dem Land an Arbeitskräften, und die Lücke füllt man nun mit Ausländern, die sogar aus Pakistan und Bangladesch herangeflogen werden. Dieser absurde Zustand wurde einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, als es im April 2013 zu blutigen Zusammenstößen zwischen griechischen Vorarbeitern und Lohnsklaven aus den genannten Ländern kam.⁴

Die teure Infrastruktur für die Olympiade hat Kosten verursacht, die ein kleines Land nicht aufbringen kann, und sie wird danach kaum noch gebraucht. Ein weiterer Grund der hohen Verschuldung liegt in den viel zu hohen Ausgaben für die Armee (4,1 Prozent des BIP) und für den Import von Kriegsmaterial.⁵ Griechenland kaufte in Deutschland mehr Waffen als jedes andere Land, und seine Armee ist größer als die von Spanien. Wenn man sich daran erinnert, dass die Vordenker der europäischen Einigung vor allem den Frieden in Europa sichern wollten, dann erscheint es absurd, dass heute ein Staat, der seit 30 Jahren der EU angehört, eine angebliche Bedrohung durch die Türkei als Vorwand benutzt, um einen großen Teil seines Budgets für seine Armee zu verschwenden. Zudem hat der griechische Staat auch das Problem, dass die Reichen fast keine Steuern zahlen. Aber das ist nicht der einzige Grund für den riesigen Schuldenberg.

Es ist nicht schwer, mit dem Bau von Brücken, Strassen und Sportstadien vorübergehend neue Jobs zu schaffen. Aber die Baukosten können sich, wenn überhaupt, erst nach vielen Jahrzehnten amortisieren. Und wenn alles fertig gebaut ist, werden die Bauarbeiter nach Hause geschickt, und was kommt dann? Bauarbeiter, die keine andere Qualifikation haben, können kaum in technisch hoch entwickelten Branchen eingesetzt werden. Deshalb ist die Hoffnung, man könne in Südeuropa nach all den Investitionen in die Infra-

⁴ Neue Zürcher Zeitung, 19. 4. 2013.

⁵ Paul Haydon, Greece's austerity doesn't extend to its arms budget, in: The Guardian, 21. 3. 2012.

struktur, die bereits getätigt wurden, mit neuen Bauprojekten der gleichen Art die Wirtschaft ankurbeln, eine Illusion. Historische Beispiele zeigen, dass eine erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung nur vorübergehend hohe Investitionen in die Infrastruktur erfordert. Der Bau der britischen Eisenbahnen verschlang zwar im Jahrzehnt 1840-1849 annähernd 10 Prozent, aber um 1900 nur noch 2 Prozent des Volkseinkommens.⁶

Wenn die Krise dauerhaft überwunden werden soll, dürfen die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholt werden. Die Bauindustrie muss schrumpfen. Anstatt Warenströme quer durch ganz Europa zu generieren, müssen regionale Wirtschaftskreisläufe gestärkt werden. Für Griechenland heißt das, dass es den Handel mit der Türkei und mit seinen Nachbarn auf dem Balkan ausbaut, und dass die Arbeitslosen im Großraum Athen, die in den letzten 30 Jahren zugewandert sind, auf das Land bzw. in die kleineren Städte zurückkehren. Es ist wahr, dass die europäische Zivilisation ohne das klassische Griechenland nicht entstanden wäre, aber es ist ebenso wahr, dass der Sinn der alten Griechen für Grenzen und für das rechte Maß im modernen Europa völlig verloren gegangen ist.

⁶ Ph. Deane und W. A. Coale, *British Economic Growth 1688-1959*, Cambridge 1967, 2nd. ed., S. 239.

Neue China-Studien

Staatlicher Wettbewerbskapitalismus in China¹

Das Buch von Tobias ten Brink ist die überarbeitete Fassung der Habilitationsschrift des Autors und erscheint als Schrift des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung. Wenn man bedenkt, dass eine akademische Arbeit (noch dazu eine Habilitationsschrift, die akademische Posten begründen soll) bestimmten Zwängen folgt, so ist das Buch gut geschrieben und – auch dank der Zusammenfassungen – gut lesbar. Insgesamt handelt es sich sicher um eines der besten Chinabücher im deutschen Sprachraum.

Akteure der Reformen: Unternehmen, Staat und Arbeiterschaft

In der Einleitung nennt der Autor drei zentrale Fragestellungen, zugleich nach Ansicht des Autors Defizite der bisherigen Forschungen: Wodurch ist das „sozio-ökonomische System“ Chinas gekennzeichnet? Was sind die Triebkräfte des „neuen Entwicklungstyps“? Welches sind die Widersprüche des gegenwärtigen Wachstumsprozesses? (14/15)

Das Buch geht zunächst chronologisch vor: Nach einem methodischen Kapitel (auf das weiter unten eingegangen wird) behandelt er in Kapitel 2 die Vorgeschichte dessen, was er später als „staatlich durchdrungenen Kapitalismus“ (319) bezeichnet. Im Wesentlichen zeichnet er die Reformschritte zwischen 1978 und heute nach. Die „Wende ab den 1970ern (wird) nicht als vollständiger Bruch mit der Vergangenheit“ (111) dargestellt; auch folgt der Autor nicht der verbreiteten Meinung, welche die Mao-Zeit als einzige Fehlentwicklung bewertet: „Die Landreform und die maoistischen Wirtschaftspolitiken hatten die verhältnismäßig unproduktiven, quasifeudalen Schichten Chinas beseitigt. Der Bildungsdurchschnitt der Gesamtbevölkerung lag vergleichsweise hoch.“ (111). Trotzdem greift der Autor zu kurz: Zwar erwähnt er an methodisch prominenter Stelle (als „Grundkomponente“) das Potenzial des Kapitalismus „nicht- und vorkapitalistische Strukturen in sich aufzunehmen und umzugestalten“ (49), geht aber im folgenden nirgends genauer auf diese Strukturen ein. Für ihn beginnt die aktuelle Wirtschaftsgeschichte Chinas 1949, für einen Autor, der sich als institutionengeschichtlich geprägt darstellt, eine unverzeihliche Schwäche.

Das 3. Kapitel analysiert das gegenwärtige wirtschaftliche System, wobei er drei Hauptakteure des Kapitalismus untersucht: Unternehmen, Staat und Arbeiterschaft. Was die Unternehmen angeht so unterstreicht der Autor die Heterogenität der Unternehmenslandschaft (199). Auch private Unternehmen seien eng mit unterschiedlichen politischen Ebenen verbunden; umgekehrt stehen auch Unternehmen mit staatlichem Eigentum im Wettbewerb, sind also nicht bloß verlängerte Arme des Staates. „...die engen Verknüpfungen zwischen staatlichen, halbstaatlichen und privaten Akteuren (gehören) genauso zu den

¹ Tobias ten Brink, Chinas Kapitalismus. Entstehung, Verlauf, Paradoxien, Schriften aus dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2013, 372 S., 34,90 Euro

Eigentümlichkeiten des chinesischen Kapitalismus wie die unternehmerischen Aktivitäten der unteren politischen Instanzen.“ (204) Interessant ist seine Einschätzung des „heterogenen Parteistaats“ (240). Seiner Ansicht nach haben zwar „die zentralstaatlichen Machtapparate ihre Steuerungskapazitäten im Feld der Wirtschaftspolitik erhöhen und die Marktexpansion in einem größeren Ausmaß regulieren (können), als das in anderen Schwellenländern der Fall war.“ (243) Trotzdem wird die zentralstaatliche Steuerungskapazität skeptisch beurteilt, da „weite Teile des politischen Systems kapitalistischen Triebkräften unterworfen“ seien (241) und die „Konkurrenz zwischen Staatsapparaten auf unterschiedlichen Ebenen“ diese beeinträchtigt (242). Der chinesische Staat versucht, den Wettbewerb als Steuerungs- und Stimulierungsinstrument zu nutzen, was die Frage aufwirft, ob er die zum Zwecke der raschen Modernisierung gerufenen ‚Geister‘ beherrschen kann. Eine nahe liegende Analyse führt der Autor – unverständlicherweise – nicht durch: Zwar bezeichnet er den chinesischen Staat in einer Überschrift als „unternehmerischen Planstaat“, auf das Planungssystem selbst, auf dessen Ziele, Inhalte und Veränderungen wird nicht eingegangen. Überhaupt werden offizielle Positionen und Dokumente kaum rezipiert. Das Buch von Helmut Peters („Auf der Suche nach der Furt“, vgl. Z 86, S. 209ff.), der sich damit ausführlich befasst hat, wird nicht erwähnt.

Als dritten „Akteur“ verweist der Autor auf die „zentrale Bedeutung der chinesischen Arbeiterschaft“ (281). Nach wie vor sei diese aber mehr Objekt als Subjekt der Entwicklung, und zwar aus zwei Gründen: Einmal ist sie stark segmentiert; vielfach handelt es sich um Arbeitsmigranten, die noch mit ihren Herkunftsgebieten verbunden sind und dort über Land verfügen. So kommt es zwar zunehmend zu lokalen Widerstandsaktionen, die meist lokal entschärft werden können. Es handelt sich – wie ten Brink zitiert – mehr um „collective bargaining by riot“ (Lohnverhandlung durch Aufruhr) (282) als um Arbeitskämpfe, die die rechtliche Stellung der Arbeiter dauerhaft stärken. Zwar weist der Autor darauf hin, dass „Rebellionen zu den wichtigsten Traditionen des Reichs der Mitte gehören“, geht dem aber an keiner Stelle seiner Analyse weiter nach. Eine Kernproblem der Arbeits- und Sozialpolitik in China (und damit auch der Umsteuerung auf ein stärker binnenmarktorientiertes Entwicklungsmodell) besteht nach Ansicht des Autors darin, „dass der Zentralregierung zwar an wirksamen Konsultationsmechanismen und einem intakten Interessenausgleich gelegen ist, sie allerdings zugleich die Konkurrenzvorteile niedriger Arbeitskosten aufrechterhalten möchte.“ (309)

Im 4. Kapitel fasst der Autor seine Forschungsergebnisse zusammen. Das chinesische Wirtschaftssystem bezeichnet er „in Ermangelung eines passenderen Begriffs“ „als variierte (der Jessop entlehnte Begriff bezieht sich auf internationale Einflüsse, J.G.) Form eines wettbewerbsgetriebenen, staatlich durchdrungenen Kapitalismus“ (312). Entsprechend ist er der Ansicht, dass die auch von der chinesischen Regierung erkannten „Paradoxien“ (323) der aktuellen Entwicklung – darunter die fehlende soziale Integration und die Überinvestition – die „Grenzen der staatlichen Steuerung“ (325) offen legten.

Kapitalismustheoretische Defizite

Während es dem Autor im Großen und Ganzen überzeugend gelingt, Entwicklungstendenzen und Widersprüche des aktuellen chinesischen Entwicklungsmodells zu beschreiben, vermag er nicht, methodische Ansätze zu entwickeln, die auch für eine Analyse der nachholenden wirtschaftlichen Entwicklung in anderen Ländern und Weltteilen der ehemaligen Peripherie nützlich sein könnten, obwohl er diesen Anspruch eingangs erhebt: „... ich verstehe den Forschungsrahmen auch als eine Vorarbeit für weitere empirische Forschungen, die anhand des ‚Sonderfalls‘ Chinas zur Entfaltung einer erweiterten Spielart der Kapitalismustheorie beitragen könnten.“ (80)

Das Buch ist keine „Weiterentwicklung moderner Kapitalismustheorie“, wie ten Brink's Mentor Wolfgang Streeck, Direktor des Max-Planck Instituts, in einem Werbetext behauptet. Dies gelingt ihm m. E. vor allem aus zwei Gründen nicht: *Erstens* müsste er, um ‚Spielarten der Kapitalismustheorie‘ diskutieren zu können, einen tragfähigen Kapitalismusbegriff haben, d.h. zwischen den „logischen“ Grundzügen der kapitalistischen Produktionsweise und den jeweiligen „historischen“ Erscheinungsformen unterscheiden. Das versucht der Autor zwar, vermischt aber bei der Aufzählung der fünf „Triebkräfte und Grundkomponenten“ des Kapitalismus die Analyseebenen: „Akkumulationszwang“ und „Konkurrenz“ zählen zu den allgemeinen Merkmalen der kapitalistischen Produktionsweise, „strukturell unterschiedliche strategische Handlungskapazitäten der Akteure“ kennzeichnen aber alle Klassengesellschaften ebenso wie „das Angewiesensein auf nichtökonomische Institutionen, unter denen der moderne Staat die herausragende Rolle einnimmt.“ (48/49) Hier werden Spezifika der kapitalistischen Produktionsweise, nämlich die Lohnarbeit und das besondere Verhältnis von Staat und Wirtschaft im Kapitalismus unter akademisch klingenden Gemeinplätzen begraben. Noch unklarer ist die o. e. fünfte „Grundkomponente“, nämlich „das Potenzial, nicht- und vorkapitalistische Strukturen in sich aufzunehmen und umzugestalten“. Auch das gilt für alle „ökonomische Gesellschaftsformationen“, um mit Marx zu sprechen, und nicht nur für den Kapitalismus.

Damit sind wir beim *zweiten* Grund für die methodische Unzulänglichkeit des Buches: Der Autor streut zwar gelegentlich Hinweise darauf, dass bestimmte Züge des modernen chinesischen Kapitalismus der Verflechtung mit „nicht- und vorkapitalistischen Strukturen“ geschuldet sein könnten (so der o. e. Landbesitz der Wanderarbeiter). Richtig weist er im Eingangskapitel darauf hin, dass „historisch-kulturelle Traditionen und Bedeutungsmuster ... durch kapitalistische Modernisierungsprozesse überformt“ würden (50), zeigt aber (außer allgemeinen Hinweisen auf „konfuzianische Traditionen“ und die Rolle von „interpersonalen Beziehungsnetzwerken“, 64) nicht, wie sich diese Ebenen konkret verflechten. Wenn er im Abschlusskapitel darauf verweist, „dass die Kapitalismusforschung vor allem (! J.G.) an den Unterschieden der nichtökonomischen Institutionen in unterschiedlichen Ländern und Regionen ansetzen (muss), um differierende outcomes der kapitalistischen Entwicklung erklären zu können“ (335), so hat er diesen Anspruch leider nicht eingelöst – dazu wäre eine Betrachtung der ‚langen Frist‘ (Braudel) der chinesischen Geschich-

te und eine Analyse dieser „nichtökonomischen Institutionen“ notwendig gewesen. Tobias ten Brink hat eine interessante und lesenswerte Beschreibung des modernen China geliefert, aber nicht mehr: Inwieweit die Verflechtung mit vorkapitalistischen Strukturen, die Übernahme moderner kapitalistischer Elemente durch eine traditionell geprägte, nachholende ‚sozialistische‘ Ökonomie die Bewegungsweise der modernen chinesischen Gesellschaft prägt, ob die kapitalistische „Überformung“ traditioneller Strukturen etwas grundlegend Neues hervorbringt (oder nicht), kann vom Autor wegen seines unklaren Kapitalismusbegriffs und seiner unzureichenden historischen Verortung der aktuellen chinesischen Entwicklung nicht geklärt werden. Zudem hat er die einschlägigen Debatten dazu offensichtlich nicht rezipiert: In seiner Literaturliste fehlen nicht nur Autoren wie Godelier und Meillassoux, die sich unter dem Stichwort ‚Artikulation von Produktionsweisen‘ intensiv mit der von ten Brink aufgeworfenen, aber nicht behandelten Frage der „Verknüpfungen moderner Formen des Wirtschaftens mit eigenständigen Traditionen“ (334) befasst haben. Es fehlt jeder Hinweis auf die (auch in China geführte) Diskussion über den Begriff der „asiatischen Produktionsweise“ und die u. a. von Eric Hobsbawm angeregte Debatte um den Marxschen Text „Formen, die der kapitalistischen Produktion vorausgehen“ aus den ‚Grundrissen‘. Schließlich scheint der Autor sich auch nicht mit den für die historisch orientierte Chinaforschung unabdingbaren Arbeiten von Karl Wittvogel und Mark Elvin auseinandergesetzt zu haben.

Immerhin aber hat er die richtigen Fragen für eine entsprechende „Weiterentwicklung der Kapitalismustheorie“ gestellt. Vielleicht ist ja noch nicht aller Tage Abend.

Jörg Goldberg

Chinas Entwicklung: Geschichte und Gegenwart²

Michel Aglietta, Professor an der Universität Paris-X Nanterre und wissenschaftlicher Berater am Center of International Studies and Forecasting (CEPII), und Guo Bai, PhD an der HEC Paris, weisen sich in ihrer Veröffentlichung als fundierte Kenner der chinesischen Entwicklung aus. Fokussiert auf den Faktor „sustainability“ befassen sie sich mit der älteren und jüngeren chinesischen Geschichte, um sich über die Zukunft des Landes zu äußern. Es geht ihnen um die Spezifik chinesischer Entwicklung, die sie vor allem anhand der Wirtschafts- und Sozialgeschichte herausarbeiten. Dabei findet die Verflechtung von ökonomischen Transformationen und institutionellen Veränderungen ihr besonderes Interesse. Sie sehen hierin eine „Eigenart“ chinesischer Entwicklung. Unter diesem Gesichtspunkt wenden sie sich auch der Frage zu, welche Bedeutung der Zivilgesellschaft für die weitere Gestaltung des Kapitalismus in China unter den Bedingungen staatlicher Souveränität zukommt. Insgesamt praktizieren die Verfasser theoretisch und methodisch in meinem Verständnis eine Art von evolutionärem Reformismus. Die klassenmäßige Betrachtung der gesellschaftlichen Erscheinungen liegt ihnen nicht. Im Grunde bleiben sie dem äußeren Gesellschaftsbild verhaftet.

² Michel Aglietta/Guo Bai, *China's Development. Capitalism and Empire*. Routledge Taylor & Francis Group, London and New York 2013, 319 S., 102,77 Euro.

Kapitalismus oder Marktwirtschaft?

In ihrem Kapitalismus-Bild grenzen sich die Autoren vom Neoliberalismus („Washington Consensus“) ab. Sie halten jedoch generell am Kapitalismus fest, der für sie reformiert die weitere Perspektive Chinas darstellt. Sie unterscheiden zwischen Kapitalismus und Marktwirtschaft, ohne die enge Verbindung zwischen beiden zu negieren. Der Kapitalismus ist für sie ein „System von Machtbeziehungen, das eine Regulierung durch Institutionen außerhalb der Marktwirtschaft einschließt“ (2). Die kapitalistische Gesellschaft brauche, um lebensfähig zu sein, ein Netz von sozialen Institutionen. Dieses Netz habe die Funktion, den Markt zu regulieren und damit zu gewährleisten, dass die „Verzerrungen“, die durch die Akkumulation des Kapitals entstehen würden, die nationale Kohäsion nicht infrage stellen. Dies spiele nicht nur eine wichtige Rolle für die Minderung von Spannungen zwischen den ökonomischen Akteuren, sondern es würde auch dazu beitragen, den Weg zu stabilem ökonomischem und umweltverträglichem Wachstum mit steigendem Wohlstand (vor allem durch Bildung) für alle zu beschreiten.

Die acht Kapitel des Buches bilden drei Teile. Der erste Teil befasst sich zunächst mit der Frage, was das kaiserliche China (Empire) über zweitausend Jahre so stabil machte, die Entwicklung des industriellen Kapitalismus jedoch nicht einzuleiten vermochte. Dann wird den Ursachen für die gesellschaftliche Zerrüttung des Landes im Ergebnis der politischen Kämpfe des 20. Jahrhunderts nachgegangen. Dieser Abschnitt schließt auch die fast 30 Jahre Volksrepublik unter der Herrschaft Mao Zedongs ein. Im Mittelpunkt des zweiten Teils stehen die erfolgreiche Entwicklung der Reformen seit 1978 und die in ihrem Gefolge aufgekommene Ungleichmäßigkeit in der gesellschaftlichen Entwicklung des Landes. Letztere wird nach Einschätzung der Autoren in den nächsten Jahrzehnten dramatische Veränderungen erfordern. Im dritten Teil wird versucht, ein theoretisches Modell für eine künftige stabile Entwicklung Chinas mit steigendem Wohlstand des Volkes zu entwerfen. Die Autoren geben damit ihre Antwort auf die Frage, welcher Typ der politischen Ökonomie das Vorhaben der chinesischen Führung, eine „harmonische“ Gesellschaft zu gestalten, unterstützen könnte. Für die Beweisführung ihrer Aussagen bedienen sich die Verfasser makroökonomischer Theorien von A. Smith über Marx bis Schumpeter, zahlreicher Diagramme, Tabellen und vergleichender theoretischer Einschübe. Eine ausführliche Bibliographie und ein Index vervollständigen die Veröffentlichung.

Die Prägestkraft historischer Institutionen

Die Existenz sozialer Institutionen in China geht nach Auffassung von Aglietta und Guo auf die Geschichte des zweitausendjährigen Kaiserreichs zurück. In der Kultur des Volkes verwurzelt wären sie von Generation zu Generation weiter vermittelt worden. Um das heutige China verstehen zu können, gelte es deshalb, „die Eigenheiten des historischen Weges dieses Landes, seines sozialen Systems und kollektiven Gedächtnisses zu erkennen, die sich aus seiner sehr alten Kultur ableiten, heute noch existieren und einen starken Einfluss auf das Verhalten der Bevölkerung und die Struktur seiner Gesellschaft ausüben“ (11).

Die „unverwüstlich“ erscheinende Natur des imperialen China wird auf eine Reihe von Besonderheiten in der Entwicklung des Staates zurückgeführt. Das Bild, das die Verfasser zeichnen, weist folgende Grundelemente auf: Das imperiale China hatte eine spezielle Sozialstruktur, die nur aus zwei Schichten bestand – die „gelehrten Bürokraten“ um die absolute zentrale Autorität des Kaisers herum und die große Masse der Bevölkerung, die in dem auf der Klanfamilie beruhenden umfassenden Netz sozialer Beziehungen fest eingebunden war. Das gesamte Leben jedes ihrer Mitglieder hing in allen Facetten von dem Funktionieren dieses Netzes ab. Im Unterschied zur Entwicklung der westlichen Länder gab es keine Aristokratie, keine Kirche und Städte, die gegen den Staat opponieren konnten. Die Legitimität des Souveräns beruhte – hier deckt sich die Auffassung der Autoren mit der Doktrin von Kongzi (Konfuzius) – direkt auf der Zufriedenheit des Volkes mit dem vom Staat zu gewährleistenden allgemeinen sozialen Wohlergehen. Der Staat konnte in Wahrnehmung seiner Interessen in jede private Domäne (auch in das formal gemeinsame Eigentum der Klanfamilien – H.P.) nachhaltig eingreifen, was letztlich auch der privaten kapitalistischen Akkumulation entgegenstand. Die einzige Herausforderung für den Staat waren „kollektive Aktionen von Bauern“ (36).

Die Frage nach den Faktoren, die die Stabilität des imperialen China bewirkten, bewegt die wissenschaftliche Forschung seit langem. Die Buchautoren tragen eine neue interessante These in die Debatte. Ich gehe auf der Suche nach einer Antwort davon aus, dass das kaiserliche China eine sich selbst genügende und sich ständig selbst reproduzierende Ackerbaugesellschaft war. Wesentlich für die Stabilität dieser Gesellschaft waren die Struktur und die Vitalität ihrer Grundeinheit, der Klanfamilie mit ihrer Verhaftung im Ahnenkult. Sie vermochte sich, wie die Geschichte zeigt, nach jeder Art selbst größerer Erschütterung wieder herzustellen und zu revitalisieren. Auf die relative Stabilität dieser imperialen Gesellschaft nahm auch die *konfuzianistische* Gesellschaftslehre und -ethik einen wesentlichen Einfluss. Die Verfasser betonen zwar die positiven Elemente in der Gesellschaftsdoktrin, die Kongzi zu seiner Zeit vertrat. Sie lassen jedoch unbeachtet, dass die herrschende Klasse im asiatisch-feudalen China seit dem 2. Jahrhundert vor u. Z. aus dieser Doktrin eine Ideologie und gesellschaftliche Verhaltensweise formte, die ihre Untertanen in Botmäßigkeit halten sollte. Die davon beeinflusste Denk- und Handlungsweise des Volkes hatte sich tief verwurzelt und wirkt noch in die Gegenwart hinein.

Die Autoren nutzen ihre (klassenindifferenten) Kriterien für die Stabilität des kaiserlichen Imperiums auch bei der Bewertung der veränderten sozialen Verhältnisse Chinas in den nachfolgenden Zeitabschnitten. So vertreten sie die Auffassung, dass die soziale Grundstruktur der zwei Schichten des kaiserlichen Imperiums mit einer Ausnahme, der Zeit zwischen den Opiumkriegen und der Gründung der Volksrepublik, bis heute in China vorhanden sei. Aus dem Buch ergibt sich für mich der Eindruck, dass für die Verfasser auf diese traditionelle Gesellschaft mit ihrer besonderen Sozialstruktur historisch die „pluralistische Gesellschaft“ folgt, in der mit der „Zivilgesellschaft“ eine Kraft existiert, die das existierende politische System im Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft zu reformieren vermag. Da ihrer Auffassung nach bis heute in China keine „pluralistische Gesellschaft“

aufgekommen sei, existiert nach dieser Logik dort eine dem imperialen China vergleichbare Gesellschaftsstruktur.

1949: Wiederherstellung stabiler Verhältnisse

Das erklärt, weshalb sie bei der Charakterisierung der ökonomischen und politischen Veränderungen durch die „kommunistische Revolution“ von 1949 folgende wesentliche Faktoren herausstellen: die „Wiederherstellung des hierarchischen bürokratischen Regimes unabhängiger Souveränität“ mit Mao Zedong anstelle des Kaisers als „ultimative Autorität“, die Rückkehr zur Zwei-Schichten-Gesellschaft des imperialen Zeitalters durch die Eliminierung der Großgrundbesitzer und der Privatunternehmer in der „sozialistische Umgestaltung“ und die Wiederherstellung der nationalen Einheit. Damit würde das neue politische System trotz völlig anderer Ansprüche „viele Ähnlichkeiten mit dem imperialen China auf(weisen)“ (81-82). Tatsächlich war die traditionelle Ackerbaugesellschaft durch die ausländische Kolonialpolitik seit 1840 anfänglich aufgebrochen worden. Und unter Führung der KP Chinas wurde dieser Prozess in Richtung der Entwicklung einer modernen Gesellschaft gelenkt, wenn auch zunehmend durch eine voluntaristisch-nationalistische Politik untergraben. Ich meine, dass auch diese Einschätzung der Autoren einseitig ist, wonach das oberste Anliegen des politischen Regimes in der Volksrepublik immer die Erhaltung der Stabilität seiner Macht gewesen sei (z.B. 99). Fakt ist nun einmal, dass die KP China den Schwerpunkt ihrer Politik immer auf die *Entwicklung* gelegt hat („Die Entwicklung ist eine Muss.“). Das entspricht der Logik der dialektischen Beziehungen zwischen den beiden Faktoren Stabilität der Macht und Entwicklung des Landes. Die Stabilität erscheint als Grundlage, die Entwicklung hingegen als Bedingung für die Stabilität.

Die Autoren sehen in der 1949 erneut errichteten autoritären Macht und der wieder gewonnenen nationalen Souveränität die beiden entscheidenden Faktoren, die die Einleitung der Industrialisierung des Landes durch die „sichtbare Hand“ (Big Push-Industrialisierung) möglich machten. Nach Meinung der Verfasser konnte die Kommandowirtschaft dem Land zwar bestimmte Voraussetzungen für den nachfolgenden „dynamischen Weg der Industrialisierung“ schaffen, ihn aber noch nicht einleiten. Die Legitimierung des Führungsanspruchs führen die Verfasser wieder allein auf die Verbesserung der sozialen Wohlfahrt in den ersten zehn Jahren zurück. Die stagnierenden Einkommen der Bevölkerung in den nachfolgenden zwei Jahrzehnten hätten die Regierung der KP Chinas jedoch in große Legitimationsschwierigkeiten gebracht. Es liegt auf der Hand, auch andere Faktoren hinzuzufügen, die die Legitimation der Führungsrolle der KP Chinas objektiv begründeten bzw. infrage stellten. Im Positiven ist hier in erster Linie die nationale und soziale Befreiung des Volkes von seinen Unterdrückern zu nennen, während im Negativen vor allem die gesellschaftlichen Auswirkungen des „Großen Sprungs nach vorn“, die Geschehnisse um die „Kulturrevolution“ und die absolute internationale Isolierung Chinas gegen Ende der 1960er Jahre zu erwähnen sind, Geschehnisse, die zu grundlegenden Auseinandersetzungen in der Partei geführt hatten. Es gibt auch Passa-

gen im Buch, bei denen der mit dem Stoff vertraute Leser auf mangelnde Objektivität der Verfasser stößt. So erscheint die einsetzende Industrialisierung der 1950er Jahre als ein Prozess, in dem China auf sich allein gestellt war, die breite Unterstützung durch die Sowjetunion bis 1959 wird nicht einmal erwähnt.

1978: Kapitalintensives Wachstum

Aus der Sicht der Autoren haben sich mit dem Übergang zur Reform- und Öffnungspolitik die Grundlagen des politischen Systems nicht verändert.

In der Einleitung eines dynamischen (extensiven) Industrialisierungsprozesses wird auch im Buch das bemerkenswerteste Ergebnis der Reformpolitik in den letzten drei Jahrzehnten gesehen. Die zwei entscheidenden Faktoren, die diesen Prozess möglich machten, sehen die Verfasser in der Änderung der Politik (3. Plenum 1978) und in der zunehmenden Einführung von Elementen des freien Marktes in die Wirtschaft. Neben den Gemeinsamkeiten stellen die Autoren auch Unterschiede zwischen den verschiedenen Entwicklungsabschnitten der Reformpolitik („growth regimes“) heraus. Diese „growth regimes“ hätten sich jeweils durch einen besonderen Zusammenhang demographischer, ökonomischer, sozialer und politischer Faktoren ausgezeichnet und ihr spezielles Wachstumsmoment demonstriert. Während in der ersten Phase der Reform (1978-1992) noch bestimmte „sozialistische Institutionen“ weiter existierten und genutzt wurden, hätte sich das beim Übergang zur zweiten Phase der Reform (1993-2008) geändert. Aus ihren Untersuchungen schließen die Autoren, dass der Schwerpunkt jetzt auf die schrittweise Integration in die kapitalistische Weltwirtschaft, auf die Stärkung der politischen und fiskalischen Kontrolle durch die Zentralregierung und auf die Einführung der Marktwirtschaft gelegt wurde. Auf diesem Wege wurde China vor allem seit Beginn des 21. Jahrhunderts nicht nur zu einer Wirtschafts-, sondern auch zu einer Finanzmacht von internationaler Bedeutung. In diesem Zusammenhang wird im Buch auf die entscheidende Rolle des Exports für das schnelle Wachstum der Wirtschaft, für die makroökonomische Stabilität im Innern und für die politische Stabilität des Regimes aufmerksam gemacht (127). Im Mittelpunkt der Analyse der 2. Phase der Reform steht die Problematik der nachteiligen Position des immateriellen Kapitals gegenüber dem materiellen Kapitals. Das ist für die Autoren der „Schlüsselwiderspruch“ im Wachstumsprozess dieser Zeit, den sie folgendermaßen erklären: Aus einer Reihe von Gründen war der Preis für das immaterielle Kapital auf ein niedriges Niveau verzerrt worden. Das lud zu extensiven Investitionen von kapitalintensiven Projekten ein und verkleinerte die Rolle der Arbeit in der Produktion. Die Löhne verblieben auf einem niedrigen Niveau, das minderte wiederum die Kaufkraft der Haushalte. Die gewaltige Produktion konnte nicht durch die innere Nachfrage abgeschöpft werden und strömte auf den äußeren Markt, wo sie ein Ungleichgewicht verursachte. Zugleich blieb die innere Konsumtion träge, und das soziale Ungleichgewicht vertiefte sich (284). Das heißt, die Unausgewogenheiten im Handel Chinas mit dem Rest der Welt waren der Sache nach strukturelle Unausgewogenheiten in China selbst. Die Verteilung der Einkommen konnte so kein stabiles Wachstum der Konsumtion ohne ständig zunehmende Verschuldung garantieren. Ich halte diese Entwicklung für strategisch ge-

wollt. China folgte damit dem Beispiel Japans, Südkoreas und Taiwans, zunächst den Export billiger Waren als Haupttriebkraft für den Einstieg in die Modernisierung der Wirtschaft zu nutzen. Typisch für dieses Vorgehen war zugleich das einseitige Streben nach einem maximalem Wachstumstempo auf Kosten der sozialen Absicherung, der Bildung und medizinischen Versorgung. Das untergrub die Stabilität und transportierte im Volke ein Gefühl zunehmender Unsicherheit.

Der Preis für diese Politik war hoch. Wie im Buch dargestellt kam es zu einer Verschärfung der strukturellen Imbalance in der sozialen Wohlfahrt des Landes. Der Anteil der Einkommen der Bevölkerung am Bruttoinlandsprodukt (BIP) nahm nicht nur deutlich ab. Durch die zunehmenden Unterschiede im Einkommen der Bevölkerung (auch zugunsten des Kapitals auf Kosten der Arbeiter), zwischen Stadt und Land, zwischen den Regionen und zwischen den Branchen konnten breite Teile des Volkes nicht mehr bzw. bei weitem nicht ausreichend von den Reformen profitieren. Die Autoren sehen in der damit im Volke hochgekommenen Unzufriedenheit mit dieser sozialen Ungerechtigkeit ein Zeichen für eine zunehmende Gefährdung der politischen Macht. Die unter den Führungskadern von Partei und Regierung verbreitete Korruption wirkte sich jedoch nicht minder darauf aus. Ich gehe von drei Faktoren aus, die die chinesische Führung zwingen, einen neuen Kurs der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Landes einzuschlagen – die neue globale Lage nach Ausbruch der Finanz- und Wirtschaftskrise für die auf Export orientierte chinesische Wirtschaft, die Zuspitzung der ökonomischen und ökologischen Widersprüche im Produktionsprozess und der überaus ernste Verlust an Vertrauen zur regierenden KP China unter breiten Teilen der Bevölkerung.

Mit partizipativer Demokratie zur harmonischen Gesellschaft

In ihren Überlegungen über das Modell der künftigen gesellschaftlichen Entwicklung Chinas äußern sich die Verfasser zu ökonomisch-sozialen, politisch-demokratischen und internationalen Aspekten. Das Kernproblem im ökonomisch-sozialen Bereich ist aus ihrer Sicht, ein stabiles Wachstum zu sichern. Ihre Vorschläge gehen in folgende Richtung: Als strategisches Ziel sollte die Optimierung des realen Reichtums der Nation an die Stelle der Maximierung des BIP-Wachstums treten. Die Kapitalakkumulation ist auf die sozialen und Umweltbedürfnisse auszurichten. Für die Durchsetzung dieser beiden grundsätzlichen Veränderungen halten sie Korrekturen an der fiskalischen Politik für alle Ressourcen (vor allem die Aufwertung des Humankapitals), umfassende Veränderungen auf allen administrativen Ebenen und die Einbeziehung des Volkes in die Veränderungen für vordringlich. Eine umweltfreundliche Urbanisierung ist für sie eine Triebkraft, um eine weniger ungleiche Sozialstruktur und eine postmoderne Konsumtion zu erreichen. Ob China in diesem Sinne seine Ökonomie ausgleichen und auf dieser Grundlage in die nächste Phase der Reform eintreten wird, hängt nach Meinung der Verfasser stark von der Politik des nächsten Jahrzehnts ab. Die Frage, die sich für mich daraus ergibt, lautet: Geht diese angedachte Neuorientierung der chinesischen Entwicklung überhaupt mit dem Wesen des Kapitalismus in China zusammen?

Die Verfasser meinen wohl, mit ihren politischen Vorschlägen darauf eine Antwort gefunden zu haben: Das autoritäre Regime sollte für die Verwirklichung der

obigen Vorschläge „die Zivilgesellschaft sich mit politischem Ziel in jedem Bereich der sozialen Strukturen selbst organisieren zu lassen“. Die so entstehenden Distriktkomitees, Dörfer, Denkfabriken, Konferenzen der Bürger, Konsumvereinigungen, NGOs u.ä. wären dann allesamt „Strukturen des politischen Regierens, Teil und Stück der partizipatorischen Demokratie“ (289). Die Autoren geben sich optimistisch, dass China auf diese Weise zusammen mit der Entwicklung der Städte und der Angelegenheiten des Umweltschutzes „eine originelle Art des Kapitalismus entwickeln (kann)“ (295). Dem politischen Regime wird nahe gelegt, nach der „konfuzianischen Konzeption von der guten Regierung in der Einheit von Ren (in den Beziehungen zu anderen gerecht und weise handeln) und Li (die ethischen Rituale befolgen – H.P)“ zu handeln; denn „Regieren ist nicht Ausübung von Macht, sondern die Fähigkeit, die zwischenmenschlichen Beziehungen zu harmonisieren“. Die im Konflikt liegenden individuellen Interessen könnten so durch die Wirkung der politischen Ordnung in gemeinsame Interessen umgewandelt werden (290). Das wäre der Weg zur „harmonischen Gesellschaft“. Abgesehen davon, dass Kongzi mit seiner Doktrin bereits zu seiner Zeit an den Gesellschaftsverhältnissen des aufkommenden asiatischen Feudalismus scheiterte, steht dieser Entwicklung heute ein politisches Regime entgegen, das seine Macht nicht durch das Aufkommen einer „zweiten Regierung“ durch gesellschaftliche Organisationen infrage stellen lassen will. Die Verfasser vermochten auch kein Beispiel zu nennen, dass es der „Zivilgesellschaft“ in irgendeinem kapitalistischen Staat schon gelungen wäre, das Wesen des Kapitals den sozialen Interessen aller Mitglieder der Gesellschaft anzupassen.

International gilt die Aufmerksamkeit der Autoren der Schaffung eines neuen politischen Modells im Kampf gegen die enormen Umweltgefahren. Die entscheidende Rolle in dieser Auseinandersetzung wird wieder der „Zivilgesellschaft“ beigemessen. Dieser „Typ von konkreter und interaktiver Demokratie“ müsse auf der Basis ethischer Prinzipien noch stärker auf die dafür erforderlichen Veränderungen im Weltkapitalismus hinwirken. Wenn China wünsche, „die Jagd nach Hegemonie zu beenden“, seine Außenpolitik unter dem „Banner einer humanen Autorität“ betreibe, die Führung beim Übergang zu einem Modell stabilen Wachstums übernehme und sich durch eigene Erfolge im Kampf gegen den Klimawandel hervortue, könnte es das Vertrauen der anderen Länder gewinnen. Harmonie „unter dem Himmel“ beruhe, wie die klassische chinesische Philosophie lehrt, nicht auf den „Regeln der Hegemonie“, sondern bedürfe der „humanen Autorität“ (302-304). Wohl vernehme ich die Botschaft, allein, mir fehlt wieder einmal der Glaube.

Die Meinungen in der wissenschaftlichen Debatte über die chinesische Entwicklung gehen weit auseinander. Das ist angesichts der Kompliziertheit des Studienobjekts nichts Außergewöhnliches. Ich hoffe, dass der Meinungsstreit, den ich hier und da mit den Autoren geführt habe, viele Leser zusätzlich anregen wird, das Buch in die Hand zu nehmen.

Helmut Peters

Zur Vor- und Entwicklungsgeschichte des Konzepts „Ökosozialismus“¹

Die Vorstellung eines Ökosozialismus entspringt dem Bemühen, in der Theorie der kapitalistischen Produktionsweise und/oder in der Praxis sozialistischer Politik dem Sachverhalt Rechnung zu tragen, dass die gesellschaftlichen Interaktionen der Menschen in natürliche Milieus eingefügt sind. Solche Bemühungen reichen weit zurück, doch entstehen das Wort Ökosozialismus und ähnliche Begriffe erst in den 1970/1980er Jahren.

Den klassischen Theorien sozialistischer Politik und Gesellschaft, die im wesentlichen mit den Namen Marx und Engels verbunden sind, gehen u. a. Entwürfe einer anzustrebenden Gesellschaftsordnung voraus, die als ‚Sozial-Utopien‘ (Bloch 1946) zu bezeichnen sind. Sie üben Kritik am Produktionssystem. Aber Beziehungen zwischen Menschen und übriger Natur spielen in ihnen kaum eine Rolle. (Vgl. Engert 2010, 44-47) Marx und Engels und viele ihrer Nachfolger/innen versuchen, von einem produktionsorientierten Leitbild der Gesellschaft ausgehend, solche Beziehungen in den Blick zu bekommen.

1. Sozialistische Klassiker: Karl Marx verwendet in seinen frühen *ökonomisch-philosophischen Manuskripten* Natur als zentrale Kategorie einer Philosophie der Geschichte, wenn er „die Geschichte selbst“ als „wirkliche[n] Theil der *Naturgeschichte*“ bezeichnet. (MEGA I.2, 272, Hervorh. i. O.) Unter den aktuellen ökonomischen Verhältnissen sind die Beziehungen des menschlichen Organismus zur übrigen „Natur“ zwar widersprüchlich und durch entfremdete Arbeit gekennzeichnet, aber der „Communismus als *positive* Aufhebung des Privateigentums“ werde „die *wahrhafte* Auflösung des Widerstreits des Menschen mit der Natur und mit d[em] Menschen“ verwirklichen. (MEGA I.2, 236, 263, Hervorh. i. O.) Zugleich will Friedrich Engels in seiner frühen *Kritik der Nationalökonomie* „Produktion“ als „Mensch“ und „Natur“ vereinende Tätigkeit begreifen: „Wir haben also zwei Elemente der Produktion, die Natur und den Menschen [...]“. (MEGA I.3, 479) Dem entspricht sein Vorgehen bei der Schilderung des kapitalistischen Fabrik-, Bergwerks-, Ackerbau- und Städteelends in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England, in der er die gesundheits- und umweltschädigenden Belastungen der Arbeitskräfte und Arbeitsumgebungen darstellt. So haben Marx und Engels in den Jahren 1843/44 Umriss einer Gesellschaftslehre benannt, die durch Beachtung der natürlichen Grundlagen einer jeden menschlichen Gesellschaft die Kritik der jungen kapitalistischen Produktionsweise fördern sollte. In ihren gemeinsamen Texten zur *Deutschen Ideologie* bezeichnen die beiden Autoren 1846 diese Grundlagen als materialistische oder irdische Basis. Deren Eigenschaf-

¹ Einige inhaltliche Überlegungen zum Begriff „Ökosozialismus“ finden sich in unserem Beitrag „Ökosozialismus, Ökokapitalismus und ‚Wachstumszwang‘“ in: Z 94, Juni 2013, S.161-169.

ten werden in ihren späteren Werken freilich nur selten unmittelbar betrachtet, sondern meist hinter ökonomisch-sozialen Kategorien versteckt. So soll nach der *Einleitung* zu den *Grundrissen* die Ökonomie als System der Produktion, Distribution, Zirkulation und Konsumtion von Waren betrachtet werden (MEGA II.1.1, 26-35), grundlegend bleibt allerdings, den Grundrissen zufolge, „der *Gebrauchswert*, das Alltägliche, was die Beziehung des Individuums zur Natur ausdrückt“. (MEGA II.1.1, 109, Hervorh. i. O.) Aber Schlüsselbegriff hinsichtlich des Zusammenhangs von ökonomischem System und Naturverhältnissen wird schließlich im ersten Band des *Kapital* die „Arbeit“ als „werthbildende Substanz“, die (wie Arbeit überhaupt) „zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur“ ist, worin „er seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne That vermittelt, regelt und kontrollirt“ und in welchem er, „indem er [...] auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, [...] zugleich seine eigne Natur [verändert]“. Aufgrund der technischen Vermittlung dieses Wirkens ist Marx der Auffassung: „Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur.“ (MEGA II.8, 70f, 192, 364f [Anm. 89]) Naturbezüge kapitalistischer Wirtschaftstätigkeit werden in diesem Modell teilweise (so die menschliche Körperkraft) systemimmanent beschrieben, teilweise aber (so die Plünderung überseeischer Reichtümer) nur als externe Parameter und Effekte ansatzweise betrachtet. So werden reproduktive Verwendungen des „Produktwerts“ in Marxens Modell nur insoweit behandelt, als es sich um ökonomisch zu Buche schlagende Verbräuche handelt. Das theoretische Modell kapitalistischer Produktion und Reproduktion konzentriert sich auf den Einsatz arbeitskräftesparender Produktionsmittel zwecks Steigerung der Produktivkraft der Arbeit, nicht auf deren Ressourcen- und Umwelteffekte. Solche Effekte kritisieren Marx wie Engels allerdings in oft zitierten Bemerkungen als eine Untergrabung der „Springquellen alles Reichthums“ (MEGA II.8, 482), für welche „die Natur [...] sich an uns [rächt]“. (MEGA I.26, 96) – Zur kommunistisch-sozialistischen Wirtschaftsverfassung der angestrebten post-kapitalistischen Gesellschaft gibt es bei den beiden klassischen Autoren kaum Aussagen. Die bekannteste ist die im *Manifest*, die sich auf die Gestaltung freier zwischenmenschlicher Beziehungen bezieht. Von „Naturbedingungen“ ist ausdrücklich die Rede, wenn Marx in einer berühmten Passage im ersten *Kapital*-Band den mit der kapitalistischen Entwicklung wachsenden Zwang erwähnt, „den Stoffwechsel zwischen Mensch und Erde“ dereinst „systematisch als regelndes Gesetz der gesellschaftlichen Produktion und in einer der vollen menschlichen Entwicklung adäquaten Form herzustellen“. (MEGA II.8, 481f)

2. Marxistische Postklassik: In der Zeit zwischen dem Tod von Marx und dem Zweiten Weltkrieg gibt es Stellungnahmen einer Vielzahl von Protagonisten des nun so genannten Marxismus zum Problem der Einfügung menschlicher Gesellschaften in natürliche Umwelten. – Georgij Plechanow (1956 [1894], 146ff, Hervorh. i. O.) betont eine Abhängigkeit der Gesellschaftsgeschichte von Momenten des „*geographischen Milieus*“. – Rosa Luxemburg vertritt die Auffassung, dass das Kapital „ohne die Produktionsmittel und die Arbeitskräfte des gesamten Erdballs nicht auskommen“ könne. (Luxemburg

1985 [1913], 314) – Wladimir Iljitsch Lenin kritisiert die These Luxemburgs, dass die Produktion von Produktionsmitteln in einer sozialistischen Wirtschaft ein immer größeres Gewicht erhalten müsse. (vgl. Goder 1980, 1045) – Nikolai Bucharin (1922, 116f) hebt ein fundamentales, zumal energetisches Angewiesensein der menschlichen Gesellschaft auf die „Außennatur“ hervor. – Karl Kautsky (1927, Erster Band, 737, 740) betont eine ständige Wechselwirkung zwischen der gesellschaftlichen und der stofflichen Seite der Arbeit sowie die Notwendigkeit einer „Sicherung der Reproduktion“, damit „Raubwirtschaft“ verhindert werde. – Karl August Wittfogel (1932, 481ff) vermutet bei Kautsky eine gewisse Überbewertung von Technik und Ökonomie gegenüber einer als statisch verstandenen Natur. Er selber ist der Auffassung, dass Natur durch gesellschaftliche Produktion nicht nur transformiert wird, ihre Potenziale werden unter Umständen auch innovativ aktualisiert. Das ist jedoch in verschiedenen außereuropäischen Agrargesellschaften kaum oder gar nicht mehr geschehen; um deren Stagnation zu begreifen, gilt ihm Marxens „Kernbegriff der asiatischen Produktionsweise“ als unabdingbar. (Wittfogel 1931, VIII) – Diese Sichtweise stellt eine fundamentale Differenz zu Jossif Wissarionowitsch Stalin dar, in dessen Geschichtslehre der Begriff der asiatischen Produktionsweise getilgt ist und in der dem geographischen Milieu und dem demographischen Faktor, anders als den Produktivkräften, „kein *bestimmender* Einfluß“ auf die Entwicklung der Gesellschaft zugestanden wird. (Zentralkomitee der KPdSU [B] 1945 [1938], 148ff, Hervorh. i. O.) – Dieses Weltbild weist eine gewisse Verwandtschaft auf mit der Überschätzung von Technik und Wissenschaft durch den Geologen Vladimir Vernadskij (1997, 151, 173), der – Mitglied der russischen bzw. sowjetischen Akademie der Wissenschaften 1909-1945 – als ultimativen Entwicklungszustand der Biosphäre die durch „das wissenschaftliche Denken der Menschheit“ geschaffene „Noosphäre“ propagiert.

3. Kritische Theorie der ‚Frankfurter Schule‘: Ein 1937 benanntes Erfordernis der ‚kritischen Theorie‘ von Max Horkheimer ist, in jedem ihrer Denkschritte die vorhandene „Kenntnis über Mensch und Natur“ zu beachten. (Horkheimer 1988b, 199f) Hauptwirkkräfte hin zu einer besseren Gesellschaft sind „Mitleid“, im Sinne von „Solidarität des Lebens überhaupt“, und „die Politik“. (Horkheimer 1988a, 135ff) In der Ende des II. Weltkriegs erschienenen Kritik instrumenteller Vernunft nennt Horkheimer deren Vordringen, ebenso wie eine fortschreitende Unterjochung der Natur, als Grundzug „unserer Zivilisation“, woraus sich das Ziel einer Versöhnung von „Natur“ und „Vernunft“ ergibt. (Horkheimer 1991, 26, 106, 134) – Frühe philosophische Überlegungen Theodor W. Adornos verfolgen die Absicht, die „Antithesis von Natur und Geschichte aufzuheben“. (Adorno 1973a, 345) Sie münden später, in der Negativen Dialektik, in der Auffassung, dass Geschichte eine „Einheit“ hat: „die von Naturbeherrschung“, die sich in „Herrschaft über Menschen“ und „über inwendige Natur“ fortsetzt. (Adorno 1973b, 314) – Die Zivilisationskritik, die Horkheimer und Adorno als Dialektik von Aufklärung am Kriegsende ausarbeiten, scheint zwar von einem universellen Zivilisationskonzept auszugehen. Resultat ihrer historischen Reflexion ist aber: „jeder Versuch, den Naturzwang zu brechen, in-

dem Natur gebrochen wird, gerät nur um so tiefer in den Naturzwang hinein. So ist die Bahn der europäischen Zivilisation verlaufen“. (Horkheimer/Adorno 1987 [1944/1947], 35) Im Kapitel „Mensch und Tier“ wird die Fassung jenes Gewaltverhältnisses erhellt, das die westlich-europäische Zivilisation geschichtlich begründet hat: die „Idee des Menschen“ als Gegensatz zum Tier, die „zum Grundbestand der westlichen Anthropologie gehört.“ (ebd. 277) – Walter Benjamin kritisiert den auf Fortschritte der Naturbeherrschung fixierten Arbeitsbegriff und zeichnet Umriss eines emanzipativen Begriffs von Arbeit. (Benjamin 1974, 698f) – Herbert Marcuse teilt die Kritik instrumenteller Methodik als einer Denkweise, welche die Verbindung von Naturbeherrschung und Beherrschung von Menschen bestätigt und die moderne eindimensionale Gesellschaft prägt. (Marcuse 2004, 180)

4. Kritiken des Wirtschaftswachstums: Herrschende Vorstellungen zum gesamtwirtschaftlichen Wachstum werden seit Mitte des 19. Jh. von Wirtschaftswissenschaftlern kritisiert (John Stuart Mill 1968 [1848]) oder problematisiert (W. Stanley Jevons 1965 [1906]) und Mitte des 20. Jh. durch die Stagnationstheorie von John Maynard Keynes (1980 [1943]) durchbrochen. Frühe ökonomische Kritik der modernen Überflußproduktion auch durch Paul Baran (1957) und John K. Galbraith (1967), physikalische Kritik der Ressourcenvergeudung seitens Nicholas Georgescu-Roegen (1971). – Bahnbrechende ökologische Kritik der herrschenden Mensch-Umwelt-Beziehungen leisten in der frühen zweiten Hälfte des 20. Jh. Rachel Carson (1962, Umweltgifte), Barry Commoner (1966, Biosphären-Zerstörung) und Gordon Taylor (1970, Industrietechnik, Bevölkerungsexplosion). – Die Problematik dieser Beziehungen wird auch seitens einiger marxistisch-leninistischer Autoren beachtet und betont. (Guy Biolat 1973, Evgenii Fjodorow [Fedorov] 1974 [1972]) – Dennis Meadows (1972) und die anderen Autoren des Club-of-Rome-Berichts heben das exponentielle Wachstum von Bevölkerung und Industrieprodukt als Grundzug des aktuellen Weltsystems hervor. Der Bericht wird zum Ausgangspunkt kritischer Erörterungen des Wachstums der gesamtwirtschaftlichen Produktion und Konsumtion, an der Marxisten zunächst wenig – und wenn, dann eher abweisend – beteiligt waren. Bemerkenswerte frühe Ausnahmen hiervon sind beispielsweise in der Gesprächsrunde sowjetischer Naturwissenschaftler zum Thema „Mensch und Umwelt“ 1972 zu finden („Grenzen des Wachstums“ 1975). Ferner wird der Bericht von einzelnen sozialistischen bzw. kommunistischen Denkern prinzipiell positiv aufgenommen: so von Sicco Mansholt (1974, 93), der „negatives Wachstum der ‚Produktion und des materiellen Konsums‘“ fordert, und von Wolfgang Harich (1975, 99), der die Auffassung vertritt, dass der Berichtsinhalt „auf ausgesprochen kommunistische Lösungen“ hindrängt. – Im weiteren Verlauf des 20. Jh. erfolgt eine massive Ausweitung ökologisch motivierter Kritik der verschiedenen Arten des „Wirtschaftswachstums“ durch Wissenschaft und politische Bewegungen sowie durch internationale Organisationen wie *World Commission on Environment and Development* (mit komplexer Konzeption eines „sustainable development [nachhaltiger Entwicklung]“: Brundtland 1987) und *Report of the United Nations Conference on Environment*

and Development (UN 1992), ergänzt durch die natur- und sozialwissenschaftliche Ökosystemforschung im Rahmen des UNESCO-Programms „*Man and the Biosphere* [Mensch und Biosphäre]“. Religiös-ethisch motivierte Kritik von Wirtschaftswachstum übt Herman Daly (1996), einer der Protagonisten einer stationären oder „steady-state“-Ökonomie. Auch im frühen 21. Jh. verbreitet sich die wissenschaftliche und politische Kritik des Wirtschaftswachstums erheblich. Sie entwickelt sich, vor allem im westlichen Europa, verschiedentlich zur Forderung einer „decroissance“, eines „degrowth“, also eines Nicht- oder Rückwachstums, somit einer „Schrumpfung“ der Volkswirtschaft, Begriffe, die zuweilen (so bei Serge Latouche 2009, 90ff und bei Saral Sarkar 1999, 196-224 u. 2010, 338ff) auch mit antikapitalistischem Inhalt im Sinne eines Ökosozialismus, eines „eco-socialism“ gefüllt werden.

5. Argumentationslinien ökologischer Kapitalismuskritik: Mitte des 20. Jh. diagnostiziert Karl Polanyi (1944) eine Gefährdung von ‚Mensch‘ und ‚Natur‘, die als fiktionale Waren im modernen System selbststeuernder Märkte aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgenommen werden. K. William Kapp (1958) macht auf die sozialen Kosten privaten Unternehmertums aufmerksam. – Eine umfassende evolutionstheoretische Kritik trägt Barry Commoner (1971) vor: im globalen Ökosystem wird heute der (seit Realisierung der Photosynthese) zirkuläre Modus der Reproduktion lebender Organismen zunehmend durch einen (seit der Diffusion kapitalintensiver Technik) linearen Produktionsmodus verdrängt. Die Anhäufung von kapitalintensiven Produktions- und Infrastrukturanlagen stellt ihm zufolge eine Selbstbehinderung der kapitalistischen Ökonomie durch Absenkung der Profitrate dar. Ergänzt wird diese Argumentation durch Analysen zur Kritik und Transformation der Technikosphäre. (Commoner 1976; 1979; 1990) – Ivan Illich entwirft eine umfassende Theorie der Nützlichkeitsgrenzen des Einsatzes von Kapitalwerten und der Schadwirkungen verselbständigter Organisation und Technik insbesondere in der Bereitstellung von Dienstleistungen für Menschen: So laufen z. B. eine zunehmende „Verschulung des Lernens“ und „Medikalisierung des Lebens“ selbständigen Lebenstätigkeiten zuwider. (Illich 1973; 1975a; 1975b) – Die Ausrichtung des kapitalistischen Wirtschaftsbetriebs auf Mehrwerterzeugung und Mißachtung von Reproduktionsbedingungen sowie stofflich-energetische Wirkungen der Warenproduktion werden von Hans Immler (1973) hervorgehoben. – Gründe für exponentielles Wachstum aller relevanten, z. B. stofflichen, Größen dieses Systems werden von Ulrich Hampicke (1975) untersucht, der der Annahme einer mechanischen Selbstzerstörung des Kapitalismus widerspricht. – Adelheid Biesecker/Sabine Hofmeister (2006) zufolge erfordert eine Theorie der gesellschaftlichen Krise die Beachtung von als außerökonomisch geltenden Bereichen, nämlich von sozialweiblicher und ökologischer Produktivität. – Elmar Altvater (2005) betont, dass sich die bisherige Entwicklung des Kapitalismus insbesondere dem Verbrauch fossiler Energieträger verdankt, so dass mit einem Ende ihrer Verfügbarkeit der Kapitalismus vor allem wegen äußerer Naturgrenzen an Schranken stößt.

6. Ökologisch motivierte Kritik im Staatssozialismus: Seit Anfang der 1970er Jahre Aufkommen von ökologisch motivierter Kritik der Produkti-

onsweise in der DDR. Hans Mottek (1972) verweist auf Schwierigkeiten planvollen Umgangs mit der Umwelt im Sozialismus und unkritischen Technologieinsatz. – Rudolf Bahro (1977) propagiert (in einem in der BRD edierten Buch) eine kommunistische Entwicklung des in DDR und Osteuropa existierenden Sozialismus, wobei auch ökologisch inspirierte Ziele eine Rolle spielen, so die Reduktion ökonomischer Produktion auf in Natur eingebundene einfache Reproduktion. – Horst Paucke/Adolf Bauer (1979) publizieren gesellschafts-, ingenieur- und naturwissenschaftliche Texte, in denen eine Ökologisierung industrieller Prozesse im Sozialismus befürwortet wird. – Ernst Neef (1983) führt den landschaftsökologischen Begriff des Naturraumpotentials ein, der Kritik an einseitigen Ressourcennutzungen begründen kann. – Hiermit korrespondiert der Begriff des Naturpotentials von Hans Roos/Günther Streibel (1979), die diese Kategorie 1979 in die Umwelt- und Ressourcenökonomie einbringen und hervorheben, dass der „Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur“ nicht nur durch Arbeit erfolgt. – Die Akademie der Wissenschaften der DDR organisiert Studien zur „sozialistischen Reproduktionstheorie“ (Heinrichs Hg. 1982) in der Absicht, zunehmende Verflechtungen von gesellschaftlicher und natürlicher Reproduktion stärker zu berücksichtigen. Die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung müsse den laufenden wie einmaligen Gesamtaufwand an Arbeit sowie die tatsächliche Nützlichkeit des Endprodukts beachten. Weitergehend fordert Dieter Graf (1984), Naturressourcen in das Konzept des Nationalreichtums einzubeziehen. – Bemühungen im Sinne ökologischer Orientierung wie das Landeskultugesetz der DDR und außerstaatliche Naturschutzaktivitäten werden durch negative Effekte der Agrar-, Bergbau-, Energie- und Industriepolitik der DDR behindert oder zu nichte gemacht. (Behrens 2010)

7. Kolonial- und imperialismuskritischer Ökosozialismus: Mit Blick auf Umweltbelastungen zumal in postkolonialen Ländern entwickelt Joan Martinez-Alier (2002, 2009) eine ‚political ecology [politische Ökologie]‘, worin er divergente Bedingungen des Zugangs zu bzw. des Ausschlusses von natürlich-umweltlichen Reichtumsquellen und Lebensumständen untersucht. – Für sozialistisch wie ökologisch motivierten Widerstand gegen neokoloniale Gewalt in ‚Schwellenländern‘ um die Wende 20./21. Jh. stehen z. B. *Mapuche*-Gruppen und *Movimento dos Sem Terra* in Südamerika; für alternative Projekte: Ökodörfer in Vietnam (Nguyen Van Truong 2004), zapatistische ‚Caracoles‘ (zentrale Orte) in Chiapas (Marcos 2008), Vorhaben im Rahmen einer ‚estrategia ambiental [Umweltstrategie]‘ in Cuba (Göll 2006). – Neue Ansätze zu sozialistisch-ökologischen Denkweisen verbinden sich mit Begriffen wie ‚Ernährungs- und Arbeitssouveränität‘ (Bartra 2001) oder ‚kapitalistisches Gütererzeugungs- und Ernährungssystem‘ (Veraza 2007). – Verbreitet ist die mißbräuchliche Verwendung ‚ökologischer‘ Begriffe wie Nachhaltigkeit und Klimafreundlichkeit durch destruktive Politiken z. B. Reis anbauender ASEAN-Staaten oder Treib- und Rohstoffe erzeugender lateinamerikanischer Staaten. Widersprüche zwischen ökologischen und ökonomischen Desideraten schlagen sich in Ambivalenzen lateinamerikanischer Diskurse zu einem ‚So-

zialismus des 21. Jahrhunderts' nieder. (Fuhrmann 2008; vgl. Dieterich 2006) – Die Durchsetzung der mehr oder weniger sozialistisch wie ökologisch inspirierten Staatsverfassung Boliviens (Asamblea Constituyente 2008) hat mit außergeleiteten wie selbst geschaffenen Widerständen zu kämpfen. – Gelegentlich des 2009 veranstalteten ‚Weltsozialforums‘ sind ökologisch und sozialistisch motivierte Ideen zu einer ‚Ökosozialistischen Erklärung von Belém‘ zusammengefaßt worden, in welcher Transformationen der materiellen Reproduktion kapitalistischer Systeme gefordert werden (Belém-Erklärung 2009).

8. Erörterungen des Begriffs Ökosozialismus: Das Konzept Ökosozialismus entsteht in den 1970/1980er Jahren, als im Westen Europas, Denkmuster der Arbeiterbewegung infrage stellend, über ‚nachindustriellen Sozialismus/Kommunismus‘ nachgedacht wird. (Gorz 1980) Ursprünge des deutschen Wortes Ökosozialismus (vgl. Strasser 1986) liegen im politischen Denken Carl Amerys (1976) und Ossip K. Flechtheims (1980). – Der Denkansatz erfährt sachliche Grundlegungen in Gestalt ingenieur- und sozialwissenschaftlicher Kritik industrieller Technik und technokratischer Herrschaft bei Johano Strasser/Klaus Traube (1981) und wird aus verschiedenen Blickrichtungen politisch verortet, so durch Wolfgang F. Haug (1981), Klaus-Jürgen Scherer (1983), Michael Lucas/Frieder Otto Wolf (1983), Jörg Goldberg (IMSF 1984), Thomas Ebermann/Rainer Trampert (1985). – Technische Umbauvorstellungen (Energiewende, Chemiewende etc.) werden verschiedentlich mit politischen Sozialismusforderungen verbunden. – Ansätze zur theoretischen Ausarbeitung des Ökosozialismus-Begriffs zielen einerseits auf Klärungen von Begriffen (Mensch-Natur, Arbeit-Umwelt, Wert-Gebrauchswert, Zweckhandeln-Stoffwechsel; z. B. Wolf 1994, Benton 1989, Burkett 1998, Han 2010); andererseits bemühen sie sich um Vergleiche und Verbindungen sozialistischer und ökologischer Denkmuster (vgl. Benton Hg. 1996). Hieraus ergeben sich verschiedentlich Entwürfe systematischer Weltansichten, die mit dem Konzept Ökosozialismus korrespondieren, wie in den folgenden Beispielen: – James O'Connor (1998, 162, 328-331) generiert Ende der 1980er Jahre ‚The Second Contradiction of Capitalism‘, nämlich den Widerspruch zwischen Produktionsweise und Produktionsbedingungen, letztere extraökonomische naturwüchsige wie menschengemachte Realitätsmomente, die aktuell nicht oder unzureichend reproduziert werden. Die Beachtung solcher gebrauchswertmäßiger Erfordernisse kennzeichnet den Ökosozialismus. – Saral Sarkar (1999, 140-180, 196) behandelt die Idee einer ‚sustainable society‘, einer nachhaltigen Gesellschaft, die von einem eco-capitalism ebenso wie vom sowjetischen Sozialismus strikt zu unterscheiden ist. Leitend ist die Kritik gesamtwirtschaftlichen Wachstums und seiner technischen, stofflichen und energetischen Implikationen. Dem wird im „eco-socialism“ eine stationäre Ökonomie entgegengestellt, die nicht auf Privateigentum an Produktionsmitteln und Ausbeutung von Arbeitskräften beruht. – John Bellamy Foster u. a. (2010, 45-49) wollen das marxische Kapitalismusmodell durch Betonung des von Marx erwähnten ‚irreparable rift [unheilbaren Bruchs]‘ in den gesellschaftlich formierten Stoffströmen ergänzen. Dieser unheilbare Riß zeigt sich darin, dass die Tragfähigkeit der Erde nahezu ausge-

schöpft oder bereits überbeansprucht sei, was eine revolutionäre Umgestaltung der gesellschaftlichen Produktion im Sinne ökologischer Nachhaltigkeit erfordert. – Alain Lipietz (1999, 14, 20-22), der anstelle des Begriffs Ökosozialismus den einer ‚écologie politique [politischen Ökologie]‘ verwendet, knüpft an das Konzept einer nachhaltigen Entwicklung an, das insbesondere die UN-Konferenz 1992 formuliert hat. Dieses erfordert, vor allem wegen seines ausdrücklichen Bezugs auf die Befriedigung der Bedürfnisse der Armen wie derjenigen künftiger Generationen, eine radikale Reform der Wirtschaftsweisen, wobei an lokale wie globale Krisen angeknüpft werden soll. – Michael Löwy (2005, 17) und Joel Kovel (2002, 10), die von einer Nicht-Reformierbarkeit des kapitalistischen Systems ausgehen, betrachten Ökosozialismus als eine Bewegung, die sich kapitalistischer Profitlogik und marxistischem Produktivitätswahn widersetzt bzw. als eine Gesellschaft, in der Produzenten und Produktionsmittel demokratisch verbunden sind und ein intrinsischer Wert der Natur anerkannt wird. 2001 verfassen beide Autoren ein ‚Internationales ökosozialistisches Manifest‘, das fordert, die Wege zu und das Ziel einer sozialistischen Produktionsweise in ökologischem Rahmen neu zu definieren, wobei es bei der Gütererzeugung auf eine Vorrangigkeit von Gebrauchswerten vor Tauschwerten ankommen soll. (Löwy/Kovel 2001) – In diesem Sinn argumentiert auch der ‚Acuerdo de los Pueblos [Übereinkunft der Völker]‘ der ‚Conferencia Mundial [Weltkonferenz]‘ in Cochabamba 2010, in dem die Errichtung eines neuen gesellschaftlichen Systems angemahnt wird, das „la armonía con la naturaleza y entre los seres humanos [die Harmonie mit der Natur und zwischen den menschlichen Lebewesen]“ wiederherstellt. (Acuerdo 2010, 1)

Literatur

- Acuerdo 2010: Acuerdo de los Pueblos, Conferencia Mundial de los Pueblos sobre el Cambio Climático y los Derechos de la Madre Tierra, 22 de Abril Cochabamba, Bolivia, [http://www.ifg.org/pdf/Acuerdo de los Pueblos FINAL.pdf](http://www.ifg.org/pdf/Acuerdo%20de%20los%20Pueblos%20FINAL.pdf)
- Adorno, Theodor W., 1973a [1932]: Die Idee der Naturgeschichte. Gesammelte Schriften Bd. 1, Frankfurt-M., S. 345-365
- Adorno, Theodor W. 1973b [1966]: Negative Dialektik. Gesammelte Schriften Bd. 6., Frankfurt-M., S. 7-412
- Altwater, Elmar, 2005: Das Ende des Kapitalismus wie wir ihn kennen, Eine radikale Kapitalismuskritik, Münster
- Amery, Carl, 1976: Natur als Politik, Die ökologische Chance des Menschen, Reinbek
- Asamblea Constituyente 2008: Asamblea Constituyente de Bolivia, Nueva Constitución Política del Estado, Congreso Nacional, Octubre 2008
- Bahro, Rudolf, 1977: Die Alternative, Zur Kritik des real existierenden Sozialismus, Köln, Frankfurt-M.
- Baran, Paul, 1957: The Political Economy of Growth, New York
- Bartra, Armando, 2001: SUR, Megaplanes y utopias en la América equinoccial. In: Bartra, Armando, coordinador, Mesoamérica, Los Ríos profundos, Alternativas pebeyas al Plan Puebla-Panamá, México D. F., S. 13-132

- Behrens, Hermann, [Bearb.], 2010: Naturschutzgeschichte und Naturschutzbeauftragte in Berlin und Brandenburg, Lexikon der Naturschutzbeauftr. Bd. 3, hrsg. v. Institut f. Umweltgeschichte und Regionalentw. e.V. an der Hochschule Neubrandenburg, Friedland
- Belém-Erklärung, 2009: Die ökosozialistische Erklärung von Belém, www.islinke.de/pdf/oekosoz_manifest2.pdf
- Benjamin, Walter, 1974 [1939/1940]: Über den Begriff der Geschichte. Gesammelte Schriften Bd. I.2, Frankfurt-M., S. 691-704
- Benton, Ted, 1989: Marxism and Natural Limits, An Ecological Critique and Reconstruction. In: *New Left Review* 178, S. 51-86
- Benton, Ted, ed., 1996: *The Greening of Marxism*, New York, London
- Biesecker, Adelheid/Hofmeister, Sabine, 2006: Die Neuerfindung des Ökonomischen, Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozial-ökologischen Forschung, München
- Biolat, Guy, 1973: *Marxisme et environnement*, Paris
- Bloch, Ernst, 1946: *Freiheit und Ordnung, Abriss der Sozial-Utopien*, New York
- Brundtland, Gro Harlem, [et al.], 1987: *Our Common Future*, World Commission on Environment and Development, Oxford, New York
- Bucharin, Nikolai I., 1922: *Theorie des Historischen Materialismus, Gemeinverständliches Lehrbuch der marxistischen Soziologie*, Hamburg
- Burkett, Paul, 1998: Labor, Eco-Regulation, and Value: A Response to Benton's Ecological Critique of Marx. In: *Historical Materialism* 3, S. 119-144
- Burkett, Paul, 2006: *Marxism and Ecological Economics, Toward a Red and Green Political Economy*, Leiden, Boston
- Carson, Rachel L., 1962: *Silent spring*, Boston
- Commoner, Barry, 1966: *Science and survival*, New York
- Commoner, Barry, 1971: *The Closing Circle, Nature, Man, and Technology*, New York
- Commoner, Barry, 1976: *The Poverty of Power, Energy and the Economic Crisis*, New York
- Commoner, Barry, 1979: *The Politics of Energy*, New York
- Commoner, Barry, 1990: *Making peace with the planet*, New York
- Czeskleba-Dupont, Rolf, 2003: Sustainable World-System Development, Restructuring Societal Metabolism. In: *Review Fernand Braudel Center* 26, Number 2, S. 221-239
- Czeskleba-Dupont, Rolf, 2009a: Gesellschaftlich antizipierende Planung: Welche Nöte wie zu wenden? In: Mies, Thomas/Tjaden, Karl Hermann, Hg., *Gesellschaft, Herrschaft und Bewußtsein, Symbolische Gewalt und das Elend der Zivilisation*, Kassel, S. 404-409
- Czeskleba-Dupont, Rolf, 2009b: Toxic emissions and devaluated CO2-neutrality, Expanded combustion of stem wood violates Sustainable Development, Saarbrücken
- Daly, Herman, 1996: *Beyond Growth, The Economics of Sustainable Development*, Boston

- Dieterich, Heinz, 2006: Der Sozialismus des 21. Jahrhunderts, Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie nach dem globalen Kapitalismus, Berlin
- Ebermann, Thomas/Trampert, Rainer, 1985: Die Zukunft der Grünen, Ein realistisches Konzept für eine radikale Partei, Hamburg
- Engert, Klaus, 2010: Ökosozialismus – das geht! Köln
- Fjodorow [Fedorov], Evgenii Konstantinovič, 1974 [1972]: Die Wechselwirkung zwischen Natur und Gesellschaft, Berlin (DDR)
- Flechtheim, Ossip K., 1980: Der Ökosozialismus und die Hoffnung auf den neuen Menschen, Frankfurter Rundschau 20. September 1980 (auszugsweise abgedruckt als „Einführung in den Ökosozialismus“ in Scherer, Klaus-Jürgen, [u. a.], Hg., Projektgruppe Ein alternatives Sozialismuskonzept: Perspektiven des Ökosozialismus, Berlin (West), 1983, S. 17-20)
- Foster, John Bellamy, 2002: Ecology Against Capitalism, New York
- Foster, John Bellamy/Clark, Brett/York, Richard, 2010: The Ecological Rift, Capitalism's War on the Earth, New York
- Fuhrmann, Leonie, 2008: Emanzipation oder Staatsdiskurs? Über ein Jahr Correa-Regierung und den Sozialismus des 21. Jahrhunderts. In: Lateinamerika Nachrichten 35, Nr. 405 (März 2008), S. 6-9
- Galbraith, John K., 1967: The affluent society, Boston
- Georgescu-Roegen, Nicholas, 1971: The Entropy Law and the Economic Process, Cambridge, Mass.
- Goder, Ernst, 1980: Die neuen Schemata der Reproduktion von W. I. Lenin. In: Wirtschaftswissenschaft 28 (Heft 9), S. 1039-1047
- Göll, Edgar, 2006: Umwelt- und Nachhaltigkeitspolitik in Kuba: Überblick und kritische Würdigung eines Weges zur Zukunftsfähigkeit, Berlin (Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung, Werkstattbericht Nr. 83)
- Goetz, André, 1980: Adieux au prolétariat, Au delà du socialisme, Paris
- Graf, Dieter, Hg., 1984: Ökonomie und Ökologie der Naturnutzung – Ausgewählte Probleme, Erarb. v. e. Autorenkollektiv, Jena
- „Grenzen des Wachstums“, 1975: „Grenzen des Wachstums“ im Kommunismus?, Protokoll eines Gesprächs sowjetischer Naturwissenschaftler. In: Technologie und Politik, aktuell-Magazin 2, Hrsg. v. Freimut Duve, Reinbek, S. 135-183
- Hampicke, Ulrich, 1975: Kapitalistische Expansion und Umweltzerstörung. In: Das Argument 17 (Nr. 93), S. 794-821
- Han, Lixin, 2010: Marxism and Ecology: Marx's Theory of Labour Process Revisited. In: Qingzhi Huan, ed., 2010: Eco-socialism as Politics, Rebuilding the Basis of Our Modern Civilisation, Dordrecht [etc.], S. 15-31
- Harich, Wolfgang, 1975: Kommunismus ohne Wachstum?, Babeuf und der „Club of Rome“, Sechs Interviews mit Freimut Duve und Briefe an ihn, Reinbek
- Harvey, David, 2003: The New Imperialism, Oxford
- Harvey, David, 2009: Cosmopolitanism and the Geographies of Freedom, New York
- Haug, Wolfgang Fritz, 1981: Einundzwanzig Thesen zu Ökologie und Sozialismus. In:

- Alternative Umweltpolitik, Natur- und arbeitsorientierte Politik, Wissenschaft und Technologie, Berlin (West), S. 15-22 (Argument-Sonderband AS 56)
- Heinrichs, Wolfgang, Hg., 1982: Grundfragen der sozialistischen Reproduktionstheorie, Berlin (DDR)
- Horkheimer, Max, 1988a [1933]: Materialismus und Moral. Gesammelte Schriften Bd. 3, Frankfurt-M., S.111-149
- Horkheimer, Max, 1988b [1937]: Traditionelle und kritische Theorie. Gesammelte Schriften Bd. 4, Frankfurt-M., S. 162-216
- Horkheimer, Max, 1991: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft (Eclipse of Reason, 1947 [dt.]). Gesammelte Schriften Bd. 6, Frankfurt-M., S. 19-186
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W., 1987 [1944/1947]: Dialektik der Aufklärung, Philosophische Fragmente. [Max Horkheimer:] Gesammelte Schriften Bd. 5, Frankfurt-M., S. 11-290
- Illich, Ivan, 1973: Die Entschulung der Gesellschaft, Entwurf eines demokratischen Bildungssystems, Reinbek
- Illich, Ivan, 1975a: Die Enteignung der Gesundheit: „Medical Nemesis“, Reinbek
- Illich, Ivan, 1975b: Ansatz zu einer radikalen Kritik am Industriesystem. In: Technologie und Politik, aktuell-Magazin 1, Hg. v. Freimut Duve, Reinbek, S. 3-11
- Immler, Hans, 1973: Grenzen des Wachstums oder Grenzen der kapitalistischen Produktionsweise? In: Das Argument 15 (Nr. 82), S. 804-822
- IMSF [Institut für Marxistische Studien und Forschungen], Hg., 1984: Die Alternativen der Alternativbewegung, Diskussion und Kritik ihrer wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Konzeptionen, Frankfurt-M.
- Jevons, William Stanly, 1965 [1906]: The Coal Question, An Inquiry Concerning the Progress of the Nation, and the Probable Exhaustion of our Coal-mines, Third Edition, Revised, New York
- Kapp, K. William, 1958 [1950]: Volkswirtschaftliche Kosten der Privatwirtschaft, [...] übersetzt [...] von Bruno Fritsch, Tübingen, Zürich
- Kautsky, Karl, 1927: Die materialistische Geschichtsauffassung, Erster Band Natur und Gesellschaft, Zweiter Band Der Staat und die Entwicklung der Menschheit, Berlin
- Keynes, John Maynard, 1980 [1943]: The Long-Term Problem of Full Employment. In: Activities 1940-1946, Shaping the Post-War World: Employment and Commodities, [Schriften] Vol. XXVII, London, Cambridge, S. 320-325
- Kovel, Joel, 2002: The enemy of nature, The end of capitalism or The end of the world? Nova Scotia [etc.]
- Latouche, Serge, 2009: Farewell to Growth (Petit traité de la décroissance sereine [2007, engl.]), Cambridge
- Lipietz, Alain, 1999: Qu'est-ce que l'écologie politique? La Grande Transformation du XXe siècle, Paris
- Löwy, Michael, 2005: What Is Ecosocialism? In: Capitalism Nature Socialism 16, Nr. 2, S. 15-24
- Löwy, Michael/Kovel, Joel, 2001: Internationales ökosozialistisches Manifest, Paris 2001. In: Inprekorr 434/435, Januar/Februar 2008

- Lucas, Michael/Wolf, Frieder Otto, 1983: Ökologiebewegung und Klassenkampf, Politische Perspektiven in der Krise des militärkeynesianischen Akkumulationsmodells. In: *Moderne Zeiten* 3, Heft 5, S. 41-45
- Luxemburg, Rosa, 1985 [1913]: Die Akkumulation des Kapitals, Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. *Gesammelte Werke Band 5*, Berlin (DDR), S. 5-411
- Mansholt, Sicco, 1974: Die Krise, Europa und die Grenzen des Wachstums, Aufzeichnung von Gesprächen m. Janine Delaunay u. Freimut Duve, Reinbek
- Marcos [Subcomandante Marcos], 2008: *Kassensturz*, Hamburg
- Marcuse, Herbert, 2004: Der eindimensionale Mensch (One-Dimensional Man [1964 dt.]), *Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Schriften Bd. 7, Springer
- Martinez-Alier, Joan, 2002: *The Environmentalism of the Poor, A Study of Ecological Conflicts and Valuation*, Cheltenham [etc.]
- Martinez-Alier, Joan, 2009: Social Metabolism, Ecological Distribution Conflicts, and Languages of Valuation. In: *Capitalism, Nature, Socialism* 20, (Nr. 1), S. 58-87
- Massarrat, Mohssen, 2000: Das Dilemma der ökologischen Steuerreform, Plädoyer für eine nachhaltige Klimaschutzpolitik durch Mengenregulierung und neue globale Allianzen, 2., stark erweiterte Aufl., Marburg
- Meadows, Dennis, [et al.], 1972: *The Limits of Growth*, New York
- MEGA: Karl Marx, Friedrich Engels, Gesamtausgabe, 1975ff
- Mill, John Stuart, 1968 [1848]: Grundsätze der Politischen Ökonomie Nebst einigen Anwendungen derselben auf die Gesellschaftswissenschaft, Bd. 1-3, Neudruck der Ausgabe Leipzig 1869, 1881, 1885, Aalen
- Mottek, Hans, 1972: Zu einigen Grundfragen der Mensch-Umwelt-Problematik. In: *Wirtschaftswissenschaft* 20, Heft 1, S. 36-47
- Neef, Ernst, 1983: Ernst Neef, *Ausgewählte Schriften*, hrsg. v. Hellmuth Barthel, Gotha
- Nguyen Van Truong 2004: Ein Ökodorf entsteht, Wie sich das Leben der Bauern in Phu Dien verändert hat. In: *Vietnam Kurier* 26, Nr. 3-4, S. 7-13
- O'Connor, James, 1998: *Natural Causes, Essays in Ecological Marxism*, New York, London
- Paucke, Horst/Bauer, Adolf, 1979: *Umweltprobleme – Herausforderung der Menschheit*, Berlin (DDR)
- Plechanow, Georgij Walentinowitsch, 1956 [1894]: Zur Frage der Entwicklung der monistischen Geschichtsauffassung, Berlin (DDR)
- Polanyi, Karl, 1944: *The Great Transformation*, New York
- Roos, Hans, 1976: Natürliche Umweltbedingungen und volkswirtschaftlicher Reproduktionsprozeß. In: *Geographische Berichte* 80/3, S. 179-189
- Roos, Hans/Streibel, Günter, [u. a.], 1979: *Umweltgestaltung und Ökonomie der Naturressourcen*, Berlin (DDR)
- Salleh, Ariel, ed., 2009: *Eco-sufficiency & global justice, Women write political ecology*, London, New York

- Sarkar, Saral, 1999: *Eco-Socialism or Eco-Capitalism? A Critical Analysis of Humanity's Fundamental Choices*, London, New York
- Sarkar, Saral, 2010: *Die Krisen des Kapitalismus, Eine andere Studie der politischen Ökonomie*, Neu-Ulm
- Scherer, Klaus-Jürgen, 1983: *Vom Demokratischen Sozialismus zum Ökosozialismus*. In: Scherer, Klaus-Jürgen, Vilmar, Fritz, Hg., *Projektgruppe Ein alternatives Sozialismuskonzept: Perspektiven des Ökosozialismus*, 2., unveränd. Aufl., Berlin (West), S. 21-30
- Seidl, Irmi/Zahrnt, Angelika, Hg., 2010: *Postwachstumsgesellschaft, Konzepte für die Zukunft*, Marburg
- Strasser, Johano, 1986: *Ökosozialismus*. In: Meyer, Thomas, [u. a.], Hg., *Lexikon des Sozialismus*, Köln, S. 464-466
- Strasser, Johano/Traube, Klaus, 1981: *Die Zukunft des Fortschritts, Der Sozialismus und die Krise des Industrialismus*, 2. Aufl., Bonn
- Taylor, Gordon Rattray, 1970: *Doomsday Book, Can the World Survive?*, London
- Tjaden, Karl Hermann, 1990: *Mensch – Gesellschaftsformation – Biosphäre, Über die gesellschaftliche Dialektik des Verhältnisses von Mensch und Natur*, Marburg
- UN 1992: *Report of the United Nations Conference on Environment and Development, Rio de Janeiro, 3-14 June 1992*
- Veraza, Jorge, (coordinador), 2007: *Los peligros de comer en el capitalismo*, México D. F.
- Vernadskij, Vladimir I., 1997 [1938]: *Das wissenschaftliche Denken als planetare Erscheinung*. In: Vernadskij, Vladimir I., *Der Mensch in der Biosphäre, Zur Naturgeschichte der Vernunft*, Hg. v. Wolfgang Hofkirchner, Frankfurt-M. [usw.], S. 35-231
- Wallerstein, Immanuel, 2004: *World-systems analysis, An introduction*, Durham, London
- Wallis, Victor, 2001: *Die Perspektive des „ökologischen Sozialismus“*. In: *Das Argument* 43, Heft 4/5, Nr. 242, S. 530-546
- Wittfogel, Karl August, 1931: *Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, Versuch der wissenschaftlichen Analyse einer großen asiatischen Agrargesellschaft, Erster Teil: Produktivkräfte, Produktions- und Zirkulationsprozess*, Leipzig
- Wittfogel, Karl August, 1932: *Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte*. In: *Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik* 67, S. 466-492, 579-609, 711-731
- Wolf, Frieder Otto, 1994: *Ökologischer Sozialismus als politische Perspektive und als theoretisches Problem*. In: Faber, Richard, Hg., *Sozialismus in Geschichte und Gegenwart*, Würzburg, S. 247-259
- Zentralkomitee der KPdSU (B), 1945 [1938]: *Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki), Kurzer Lehrgang, Unter Redaktion einer Kommission des Zentralkomitees der KPdSU (B), Gebilligt vom ZK der KPdSU (B)*, Berlin

Postmoderner Linksradikalismus

Anmerkung zu Lothar Peter, Z 91, S. 156 - 169

Lothar Peters Artikel „Postmoderner Linksradikalismus – Aufbruch zu neuen Ufern?“¹ überzeugt durch die umsichtige Darstellung der theoretischen und politischen Positionen von Alain Badiou, Slavoj Žižek, Michael Hardt, Antonio Negri, John Holway und Michel Onfray. Er vermeidet die Falle, alles als irgendwie gleich grau anzusehen und in den gleichen Topf zu werfen. Sein kürzlich gehaltenen Vortrag im Frankfurter Club Voltaire „Postmoderner Linksradikalismus – eine neue revolutionäre Subjektivität?“² veranlasst mich zu einer nachträglichen Anmerkung. Unbefriedigend sind aus meiner Sicht² die folgenden Punkte:

Erstens: Die Unterscheidung von Ontologischem und Ontischem, dem Sein und dem bloß Seienden/Daseienden, wie sie Alain Badiou vornimmt, ist problematisch, denn es ist nicht einsehbar, was diese Unterscheidung zu einer gehaltvollen Gesellschaftstheorie bzw. Gesellschaftskritik beitragen könnte und sollte. Was ein „Wahrheitsregime“, das sich programmatisch abkoppelt von gesellschaftlichen Strukturen, sozialen Ordnungen sowie ökonomischen und politischen Verhältnissen, zum Verständnis und zur Veränderung eben dieser Verhältnisse beitragen könnte, bleibt schleierhaft.

Zweitens: Mit dieser im schlechten Sinne philosophisch, d.h. neoplatonisch auf das Zeit- und Ortlose ausgerichteten Orientierung handeln sich Badiou, aber auch Hardt und Negri ein Strukturproblem ein. Sie reden und schreiben ohne nachvollziehbaren Bezug zu Erfahrung und Praxis, zu sozialen Fakten und gesellschaftlichen Prozessen. Im Grunde handelt es bei den postmodern-linksradikalen Diskursen um quasi-theologische Traktate oder um intellektuelle Scharlatanerien im Stil Peter Sloterdijks. Gesellschaftskritisch mutet nur der Mantel an, darunter wabert theologisches Gezänk um Dinge, die nicht sichtbar, zählbar, messbar und nur schwer denkbar sind. Alles verschwindet im Ungefähren wie Badiou's „Ereignis“, das eigentlich „Wunder“ heißen müsste – wie während Jahrhunderten bei den Theologen.

Ich will das an den beiden Bänden „Empire“ und „Multitude“ von Hardt/Negri präzisieren. Wie das „Empire“ ist auch die „Multitude“ kein Tatbestand, sondern eine „Tendenz“. Die Autoren bewegen sich im Raum einer „Ontologie des Möglichen“, also im Rahmen geschichtsphilosophischer Spekulation.

Die Signatur des „Empire“ ist die souveräne Macht, die über Leben und Tod entscheidet, und das heißt in der Epoche der bewaffneten Globalisierung, über Krieg. Für Hardt und Negri bildet der Krieg „das Organisationsprinzip der Gesellschaft“, von dem die permanente Drohung mit „Massenvernichtung“

¹ Lothar Peter, Postmoderner Linksradikalismus – Aufbruch zu neuen Ufern? In: Z 91, September 2012, S. 156-169.

² Vom Autor zuletzt erschienen: Aufgreifen, begreifen, angreifen. Historische Essays, Porträts, politischen Kommentare, Glossen, Verrisse, 3 Bände, Oktober Verlag, Münster 2011-2013.

ausgeht. Die Autoren nennen die Herrschaft des „Empire“ deshalb ein „Regime der Biomacht.“ Biomacht ist also zunächst ein Synonym für Krieg.

Der Gegenspieler des „Empire“ ist die „Multitude“ – die Menge – für deren Charakterisierung die Autoren eine Vielzahl von Beschreibungen und Metaphern anbieten. „Multitude“ steht für „Selbstregierung“, „Widerstand“ und „lebendiges Fleisch“. Im Kern handelt es sich bei der „Multitude“ um einen theologischen Begriff, denn wie Gott wird sie nicht gemacht, sondern ist eigentlich immer schon da und umfasst Anfang, Ende und Gegenwart. Daher auch die Vorliebe der Autoren für die Rede vom „Ende“ – davon kann nur reden, wer sich, wie die Theologen, mit einem Bein schon „drüben“ wähnt.

Andererseits verdankt sich die „Multitude“ einer historischen Konstellation, nämlich dem, was die Autoren „biopolitische Produktion“ nennen. Sie meinen damit den Überschuss an immateriellen Gütern, der bei normaler Arbeit anfällt. Menschliche Arbeitskraft verwendet und erzeugt neben dem materiellen Produkt immer auch immaterielle Überschüsse in Form von Informationen, Ideen, Bildern, Beziehungen und Affekten. Besonders ausgeprägt ist dieser Überschuss in den Bereichen, in denen die modernen Informationstechnologien eine große Rolle spielen.

In diesen immateriellen Überschüssen verdichten sich für Hardt und Negri „neue Subjektivitäten und neue Formen des Lebens“, im Kern „die neue Menschheit“ – jenseits von Armut, Ausbeutung und Herrschaft, denn auf „biopolitischem Terrain“ herrschen Gleichheit und die Herrschaft aller – kurzum die „absolute Demokratie.“ Den Abgrund zwischen dieser spekulativen Behauptung und der Analyse realer gesellschaftlicher Prozesse füllen die Autoren gern mit dem Verlegenheitswort „letztlich“: So ist die biopolitische Produktion minoritär und gar nicht meßbar, aber „letztlich“ doch hegemonial.

Hardt und Negri scheuen weder Spekulation noch Pathos: „Je mehr heutzutage ... die gesellschaftliche Produktion durch immaterielle Arbeit bestimmt ist, also durch Kooperation und durch die Entwicklung von sozialen Beziehungen und Kommunikationsnetzwerken, desto stärker wird das Handeln aller in der Gesellschaft – die Armen eingeschlossen – unmittelbar produktiv.“ Die Armen bilden nicht nur „die ontologische Bedingung“ für den Widerstand, sondern auch eine „biopolitische Macht“, insofern ihr „gemeinsames Sein“, ihre Mobilität und ihre Kommunalität das „Empire“ und dessen „Biomacht“ permanent bedrohen. Befeuert wird diese Hoffnung von purem Voluntarismus: „Wir müssen uns entscheiden, ob wir freie Männer und Frauen oder ob wir Sklaven sein wollen.“

In den globalisierungskritischen Protestbewegungen sehen Hardt und Negri Netzwerke des weltweiten Widerstandes gegen die Biomacht am Werk und insofern die Keimzellen einer Demokratie ganz neuen Typs. Diese kommt ohne Souveränitätsdoktrin und Verfassung aus. In der „Multitude“ behält zwar jeder seine Singularität, aber Arbeit, Leben und Kultur verschmelzen zu dem, was die beiden Autoren „das Gemeinsame“ nennen. Für sie ist das Gemeinsame „ein Fleisch, das kein Körper ist, ein Fleisch, das gemeinsame lebendige Substanz ist“. Die Frage freilich, wie diese „lebendige Substanz“ vom Status des

Spekulativ-Möglichen – also kategorisch Unlebendigen – zur Wirklichkeit wird, delegieren die beiden Philosophen an die Praxis. Bei Žižek sollen die Armen aus den Slums der Welt zum sozialen Träger und Akteur der Revolution werden. Hardt/Negri warten auf die „Multitude“. Aber auch sie bieten statt Analysen nur normativ aufgeladene Glaubenssätze an wie die Theologen für den Glauben ans Jenseits. Eine „kommode Religion“, sagt Büchners Valerio, genügt dem Menschen, wenn Gott für „Makkaroni, Melonen und Feigen“ sorgt.

Rudolf Walther

Marxismus – was nun?

Fragen im Anschluss an Wolfgang Küttler, Z 93, S. 28 - 47

Mit der materialistischen Verankerung des Fortschrittssubjekts in der Arbeiterklasse durch Marx ist die Idee des Fortschritts gleichsam materialisiert und an eine historische Gesetzmäßigkeit des materiellen Gesellschaftsprozesses gebunden worden. Der Marxismus konnte so bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts seine Anziehungskraft erhalten. Seitdem geht sein Einfluss kontinuierlich zurück. Die Formulierung einer Perspektive „sozialistische Bundesrepublik Deutschland“ dürfte mittlerweile weniger für den Verfassungsschutz als für das Kabarett anstoßgebend sein.

Die Realität hat sich gegenüber der Epoche des Fordismus grundsätzlich verändert; eine neue Produktionsweise beginnt sich zu etablieren. Die historische Mission der Arbeiterklasse ist überholt, weil andere Widersprüche zur Haupttriebkraft geworden sind. Die Krise des Marxismus kann nur überwunden werden, wenn die neue gesellschaftliche Realität erkannt und angemessen auf sie reagiert wird.

Fortschritt ohne Grenzen?

Kann der alte Fortschrittsgedanke aufrechterhalten werden angesichts der globalen Gefahren, die der Kapitalismus hervorruft? Nicht der Inhalt des alten Sozialismus wird hierauf Antwort geben, sondern die Erkenntnismethodik, die uns Marx hinterlassen hat. Bei der Aufgabe der Wirklichkeitserfassung durch Theorie und Praxis des Marxismus muss zwischen dem bereits erreichten ökonomischen, sozialen und kulturellen Fortschritt auch die Frage nach dem aufzuwendenden Maß zur Reproduktion der menschlichen Gattung – unter dem Gesichtspunkt der Endlichkeit der natürlichen Ressourcen – betrachtet werden.

Der Kapitalismus ist im Zustand einer permanenten Krise angekommen, in dem die konkreten zerstörerischen Nah- und Fernfolgen an Mensch und Natur darauf hindeuten, dass die Menschheit zur Lösung ihrer Überlebensprobleme nur noch einen überschaubaren Zeitraum hat. Sommerfeld stellt hierzu fest: „Die Finanz- und Wirtschaftskrise resultiert aus der Verselbständigung des von der Sphäre der materiellen Produktion inzwischen gänzlich abgekoppelten Finanz- und Währungssystems. Dem liegt das „freie“ Spiel der Finanz- und Kapitalmärkte zugrun-

de.“¹ Dieckmann ergänzt hierzu: „Die Tatsachen belegen, dass sich die Lage im letzten Jahrzehnt beträchtlich verändert hat. Es gilt deshalb das Wechselverhältnis aller Klassen und die Eigenart der gegenwärtigen Situation exakt zu erfassen. Denn immer, wenn gewichtige neue Fakten und Tendenzen zu Tage treten, müssen Marxisten ihr Schrittmaß den neuen Bedingungen anpassen.“² Es sind hiervon ausgehend konkrete Analysen der konkreten Situation notwendig. Wagner stellt fest: „Wir können ... davon ausgehen, dass sich trotz der Schwäche des subjektiven Faktors ... der naturhistorische Prozess ... der gesellschaftlichen Evolution im Spätkapitalismus in Richtung Kommunismus mit zunehmender Geschwindigkeit fortsetzt. Es ist deshalb keine Paradoxie, heute bereits den weltweiten Übergang zum Kommunismus gedanklich vorzubereiten, ohne dabei den Boden der Wirklichkeit zu verlassen. Und deshalb gilt es, den Marxismus für das 21. Jahrhundert weiterzuentwickeln. Dies verlangt zunächst vor allem, über den Sozialismus heute nachzudenken und sich der Problematik eines Übergangsprogramms in den entwickelten kapitalistischen Ländern zu stellen, das den Ausbruch ermöglichen soll.“³

Arbeiterklasse noch fortschrittlich?

Letztendlich ist der Kapitalismus schlicht zu produktiv für sich selbst geworden. Dieses System stößt an seine innere Schranke der Entwicklung. Die immer schneller um sich greifende Rationalisierung und Automatisierung führt dazu, dass immer mehr Waren in immer kürzerer Zeit durch immer weniger Arbeitskräfte hergestellt werden. Mikroelektronik und die Informationstechnik sind die Beschleuniger dieser Explosion der Produktivkräfte. Die neuen Technologien schaffen aber weitaus weniger Arbeitsplätze, als durch deren gesamtwirtschaftliche Anwendung wegrationalisiert werden.

Über einen bestimmten Zeitraum hinweg hatten bestimmte Industriesektoren die Rolle eines Leitsektors, bevor diese durch andere, neue Industriezweige abgelöst wurden: Seit Beginn der Industrialisierung im 18. Jahrhundert entwickelt sich ein Strukturwandel, bei dem die Textilbranche, die Schwerindustrie, die Chemiebranche, die Elektroindustrie und anschließend der Fahrzeugbau Zentren der am weitesten entwickelten Produktivkräfte bildeten. Ihr Wesensmerkmal war die massenhafte Verwertung von Lohnarbeit. Doch genau dies funktioniert nicht mehr, seitdem sich die Lohnarbeit aufgrund der Rationalisierungsschübe der mikroelektronischen Revolution innerhalb der Warenproduktion verflüchtigt.

Es entwickelt sich eine neue Produktionsweise, in der ein System entstanden ist, das aus der Sicht von Produktion und Wertschöpfung die lebendige Arbeit marginalisiert hat. Die Entwicklungstechnologie wird zur entscheidenden Produktivkraft. Mikroelektronik und Robotertechnik sind um ein vielfaches produktiver als die menschliche Arbeitskraft. Dabei besitzen die Produktivkräfte der sich

¹ U. Sommerfeld, Gewinne privatisieren, Verluste sozialisieren, in: Rotfuchs, 4/13, S. 16.

² G. Dieckmann, Rede vom 19.10.2012 in Berlin zum 95. Jahrestag der Oktoberrevolution, in: Rotfuchs, Beilage, Berlin, April 2013.

³ I. Wagner, Lenins „Was tun?“ aus heutiger Sicht, in: Rotfuchs 4/13 RF Extra.

gegenwärtig entwickelnden Produktionsweise eine ganz und gar neue geschichtliche Materialität. Die Stellung der Lohnarbeitenden wird auf allen Ebenen der Gesellschaft durch die Produktivitätszunahme des Faktors Arbeit revolutioniert. Bei dieser Revolution der Produktivkräfte ist die zentrale Triebkraft für die Einführung der dazu benötigten Mittel die Ersparung der Arbeitszeit.

Unter den Bedingungen der neuen Produktionsweise des Finanzmarktkapitalismus mit der Integration der Mikroelektronik als Hauptproduktivkraft in den Arbeitsprozess ist die herrschende Klasse in die Lage versetzt, durch das Antreiben der Produktivkraft Wissenschaft die unmittelbare Arbeit herabzusetzen zu einem bloßen Moment des Produktionsprozesses. Durch diesen Prozess wird aber zugleich die Produktivkraft Arbeit revolutioniert Die wissenschaftliche und entwicklungspraktische (Prototypbau) Arbeit wird nun selbst zum Geschäft. Die Wissenschaft ist durch Akkumulation des Wissens und des Geschicks in Form der Maschine zum fixen Kapital geworden. Dieses Know-how ist in dem Endprodukt, der Maschine, absorbiert, es tritt als eigentliches Produktionsmittel in den Produktionsprozess ein.

Durch das Internet sind die Rationalisierungsmöglichkeiten sprunghaft angestiegen. Die Einsparung von Arbeitszeit im Produktionsprozess ist aber der Antagonismus der kapitalistischen Produktion. Einerseits beruht ihr Reichtum auf ihr, andererseits zwingt sie zu ihrer stetigen Reduzierung. So ist ein Überschuss an Arbeitszeit entstanden. Gleichzeitig setzt die Produktivkraft Wissenschaft den Wert der lebendigen Arbeit weiter herab. Wissenschaft wird selbst zum fixen Kapital, was zur Umwälzung der gesellschaftlichen Betriebsweise führt. Die Einführung des Internets hat dabei zum Aufweichen des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses geführt. Hier liegt die mehrwertschaffende Arbeit in der Erstellung eines Softwareprogramms, auf dessen Grundlage beliebig viel Neues produziert werden kann, ohne dass dadurch weiterer Wert geschaffen wird.

Die neuen Potentiale der Rationalisierung, vor allem durch die Mikroelektronik, Robotertechnik und Verwertung der Erkenntnisse der Nanowissenschaften, haben die Grundlage des realen Wirtschaftswachstums so weit reduziert, dass nur noch ein Ausweichen in substanzlose Akkumulation von fiktiven Kapital möglich wurde. Schuldenberge, Finanzblasen und Geldschwemme sind die Folge dieses liberalisierten und deregulierten Finanzmarktirrsinns. Je mehr der Widerspruch zwischen der Schaffung frei verfügbarer Zeit durch gesteigerte Produktivität einerseits und der Schwierigkeit, diese andererseits wieder in Mehrarbeit zu verwandeln zunimmt, stellt sich heraus, dass diese Bindung - Produktivkraft/Mehrarbeit – nicht aufrecht zu halten ist. Das hat zur Folge, dass sich das Kapital als sächliche Gewalt konsolidiert und eine Eigenlogik entwickelt. Der Waren- und Profitkreislauf entwickelt eine Eigendynamik, der sich alles unterordnet. In diesem Prozess kommt es zu einer zunehmenden Verkehrung von Mensch und Sache.

Betriebswirtschaftlich betrachtet gibt es kein besseres System als den Kapitalismus. In ihm wird alles nach Effizienzkriterien durchgerechnet. Der alte Kapitalismus machte den Menschen zum Anhängsel der Maschine, „verschleuderte in ungeheurer Weise Herz und Hirn“ wie Marx es einst beschrieb. Der Finanzmarkt-

kapitalismus macht mit dieser Verschleuderung Schluss, der Mensch, mit seinen individuellen Kompetenzen, seiner Kreativität, Entscheidungsfähigkeit und sozialen Kompetenz steht plötzlich im Mittelpunkt der Wertschöpfung. Ausbeutung wird im diesen Sinne totaler. Der Zwang, immer neue Kapitalverwertungsfelder zu generieren, führt so zur Perversion des Menschlichen. Innerhalb der Gesellschaften hat dieses künstliche Aufrechterhalten des Kapitalismus Massenarbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung, Prekarisierung, Verarmung, aber auch Endsolidarisierung, Risikoprivatisierung und Vereinsamung der Menschen zur Folge.

Die Auflösung des Fordismus lag eindeutig in der materiellen Produktion; die Bandarbeit wurde mehr und mehr automatisiert, der Bandarbeiter vom Automaten abgelöst. Wie die große Industrie in ihren Anfängen die Macht der handwerklich qualifizierten Arbeiter gebrochen hat, so bricht die Automation die Macht der organisierten Massenarbeiter. In diesem Entwicklungsprozess verlieren die Arbeiterklasse und ihre wichtigsten Klassenorganisationen, die Gewerkschaften, an Kampfkraft und Stärke. Die Kampfkraft der Massenarbeiter ist der Massenarbeitslosigkeit zum Opfer gefallen. Auch wenn es zeitweise gelungen ist, die Arbeitszeit zu verkürzen, blieben die entfesselten Produktivkräfte letztlich ausschlaggebend für die weitere Entwicklung. Die Spaltung der Gesellschaft nimmt dabei neue Formen an.

Produktions- und Arbeitsweise

Mit der veränderten Produktionsweise ändert sich auch die Arbeitsweise. Die Stellung der Arbeit und der Arbeitenden differenziert sich auf allen Ebenen der Gesellschaft. Gruppenarbeit hat die Bandarbeit abgelöst, die Anforderungen an kommunikative Kompetenz und eigenständiges Mitdenken sind sprunghaft angestiegen. Die Grenzen zwischen Männer- und Frauenarbeit, zwischen Fremd- und Selbststeuerung, Arbeit und Lernen, Arbeitszeit und Freizeit verwischen.

Die „freigesetzten“ Menschen sind unter den Bedingungen der neuen Produktionsweise nicht einmal mehr als „Reservearmee“ brauchbar. Der Kapitalismus verweigert weltweit einer schnell wachsenden Zahl von Menschen einen gesellschaftlichen Ort. Ausbeutung wird unter diesen Bedingungen zum Privileg. Zynisch könnte man mit Joan Robinson konstatieren: „Ausbeutung ist schlecht; Nicht-Ausbeutung ist schlechter.“ Neben der schrumpfenden Arbeiterklasse entsteht eine Klasse der Ausgeschlossenen. Diese stetig wachsende deprimierte und demotivierte Schicht wird aus der Sicht des Staates nur noch als Objekt der Justiz behandelt. Die zynische Antwort der herrschenden Klassen auf diese Entwicklung ist die Forderung nach Eigenverantwortlichkeit der marginalisierten und ausgeschlossenen Unproduktiven. Die gefühlten Belastungen eines Langzeitarbeitslosen sind die den Menschen prägenden Realitäten. Nichtanerkennung ihrer entgeltlosen individuellen Leistungen und die Abhängigkeit von fremder Hilfe prägen ihre gesellschaftliche Stellung häufig selbst noch nach einer gelungenen Reintegration in ein nicht alimentiertes Leben.

Repression

In den am meisten entwickelten Regionen der Welt wird das physische Leiden körperverzehrender Arbeit durch die psychische Qual der Moderne ersetzt.

Durch die Entfaltung der rasant wachsenden wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten entstehen seelische Leiden, die es vor einem Jahrhundert in dieser Form noch nicht gegeben hat. Dabei kann die wuchernde Aneignungsmöglichkeit von Erkenntnissen, Erfahrungen und Überlieferungen durch die wachsenden kommunikativen Zugangsmöglichkeiten nicht mehr im zeitlichen Rahmen unseres Alltagslebens selektiert, verarbeitet, kommuniziert und reflektiert werden. Selektive Aneignung, also immer stärkere Spezialisierung, ist in der Gegenwart eine Überlebensnotwendigkeit – niemand ist heute mehr „auf der Höhe der Zeit“. Diese Tatsache erfordert kollektives Handeln der Menschen, abgestimmtes Tun, was ihrem historisch gewachsenen Gemeinwesen entspricht. Zugleich widerspricht es aller Leittierherdenideologie.

Mit dem für uns immer enger werdenden Ausschnitt an generell verfügbarem Wissen, an Werten und Meinungen, geht die Verbindlichkeit der alten Bindungsträger wie Familie, Schule oder Kirche verloren. Die früher geltende fraglose Gewissheit weicht einer modernen Beliebigkeit. Gemeinschaftliche Identifikationsbegriffe werden absorbiert und vermarktet; der Sinn körperlicher und geistiger Schaffenskraft verliert sich scheinbar in gesellschaftlicher Beliebigkeit. Viele Menschen fühlen sich von der Komplexität der Probleme ihres Alltagslebens überfordert. Heute sind wir zwar weitgehend von muskulärer Arbeit befreit, befinden uns aber in Verhältnissen permanenter und vielschichtiger Gleichzeitigkeiten, die wir uns aneignen müssen, um nicht in der Unübersichtlichkeit der Warenbeziehungen verloren zu gehen. Aus diesem Grund hat eine große Mehrheit nicht das Gefühl, irgendeinen Einfluss auf die Entscheidungen in Wirtschaft und Politik zu haben. Sie haben das Vertrauen in die Politik verloren. Die Erosion des Öffentlichen und die sozioökonomischen Verunsicherungen veranlassen viele Menschen deshalb zu einer fatalistischen Haltung gegenüber dem Gesellschaftlichen. In weiten Teilen der Gesellschaft haben die staatlichen Institutionen ihre Legitimität als „Diener der Volkes“ verloren.

Unsere Wünsche und Ängste angesichts der Möglichkeiten, die uns die Gegenwart eröffnet, aber auch in Anbetracht der von uns abgeforderten Entscheidungen – all diese Entscheidungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten sind die Plagegeister der Moderne, die uns den letzten Rest an innerer Ruhe rauben, die uns in Depression und in das Gefühl des Ausgebrannt-Seins treiben können. Dabei verlangt das erreichte kulturelle und ökonomische Entwicklungsniveau nicht mehr nach dem Kampf ums bloße Dasein. Der heutige Kapitalismus hat die Mangelwirtschaft überwunden. Mittlerweile wird so viel Überschuss produziert, dass allen Menschen dieser Welt mehr als eine soziale Grundsicherung garantiert werden könnte. In der Realität aber werden große Mengen dieser Überschussproduktion einfach vernichtet, um den Profit zu sichern. Anstatt den geschaffenen Reichtum gerecht zu verteilen, wird der Daseinskampf des Mangels durch die herrschende Organisation künstlich aufrechterhalten.

Revolutionäre Theorie

Die aktuelle Umwälzung der Produktivkräfte ist vom Kapitalismus ausgegangen und wurde zur Grundlage einer neuen Produktionsweise. Auf der einen Seite be-

wies das Kapital seit der Mitte des 20. Jahrhunderts, im Vorgriff auf die damals zu erwartende wissenschaftlich-technische Revolution in der Wertschöpfungskette, seine über den Staat vermittelten beträchtlichen Regulationsfähigkeiten. Andererseits erreichte die Arbeiterbewegung keine dauerhafte Überwindung des Kapitalismus, letztlich auch infolge ihrer strukturellen und regionalen Differenzierung. Trotz oder gerade wegen der weit reichenden Erfolge der Arbeiterbewegung im Kampf um soziale Reformen in den entwickelten kapitalistischen Ländern ist die Marxsche Prognose der Überwindung des Kapitalismus durch die Arbeiterbewegung in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts nicht verwirklicht worden. Sie erscheint aber auch perspektivisch infolge der tief greifenden ökonomischen und sozialstrukturellen Veränderungen in den Zentren wie in den Peripherien nunmehr als überholt.⁴

W. Küttler schreibt: „Das Kernproblem besteht folglich darin zu prüfen, wo und wie in der Marxschen Tradition emanzipatorischer gesellschaftlicher Fortschritt ohne das Junktim mit der sozialen Revolution des modernen Industrieproletariats zu denken ist.“⁵ Denn ohne eine revolutionäre Theorie kann es keine revolutionäre Bewegung geben.

Aus juristischer Sicht basiert das Prinzip der antagonistischen Beziehungen im Kapitalismus im Wesentlichen auf der Vertragsgleichheit und Tauschgerechtigkeit, wobei die größtmögliche und kurzfristigste Realisierung und private Aneignung von Mehrwert oberstes Ziel ist. Sobald eine bestimmte Position ausgehandelt wurde und per Vertrag fixiert ist, ist deren Befolgung nach kapitalistischen Maßstäben gerecht. Hier ist eine Unübersichtlichkeit in den Warenbeziehungen entstanden. In diesem Geflecht aus unterschiedlichen Interessengruppen heraus ist eine Analyse zu erstellen, denn hier wird die antagonistische Klassenteilung umgesetzt.

Kapital und Staat

Mein Ausgangspunkt ist die These, dass es nie die reine kapitalistische Herrschaft gab. In jeder Phase der Entwicklung des Kapitalismus hat dieser in einem Verhältnis zur bestehenden gesellschaftlichen Machtkonstellation gestanden. 500 Jahre kapitalistische Existenz, davon 200 Jahre als Herrschaftssystem, haben in den entwickelten Staaten zu unterschiedlichen Machtverhältnissen geführt. Die bestimmende Produktionsweise hat mit ihrer „Machtergreifung“ die gesellschaftlichen Produktivkräfte immer wieder gezwungen sich anzupassen. Dabei ist es, je nach Entwicklungsstand und regionalen Besonderheiten, immer wieder zu Kompromissen gekommen. Diese Kompromissmöglichkeiten des herrschenden Kapitals sind jetzt aufgebraucht. Zugleich hat der Staat durch die sich entwickelnden Klassenverschiebungen neue gesellschaftliche Aufgaben erhalten, die weit über die reine Machterhaltung der herrschenden Produktionsverhältnisse hinausgehen. Gleichzeitig hindert die Logik des Kapitals den Staat daran, diese Aufgaben zu erfüllen.

⁴ Wolfgang Küttler, Der Kapitalismus als transitorische Formation, in: Z 93, März 2013, S.40.

⁵ Ebd., S. 43.

Die freie Entfaltung der Kapitalakkumulation bedarf zu seiner Sicherstellung eines Prozesses der Machtakkumulation, der nur durch die jeweiligen Bedürfnisse der Kapitalakkumulation selbst begrenzt werden darf. Diese Logik sprengt die Begrenztheit eines Staats- bzw. regionalen Rechtssystems überall dort, wo die neue Produktionsweise der Mikroelektronik zur bestimmenden Macht wird. Neue Widersprüche entstehen, die unter den Gesetzmäßigkeiten der alten Klassenverhältnisse ihre Stempel auf die jeweiligen Gesellschaften drücken.

Wertform

Der individuelle Konsum, der Schein der Entscheidungsfreiheit und das Ausgeliefert sein gegenüber dem, was an Angeboten (produziert) wird, ist die eigentliche Brisanz der Gegenwart. Die Ohnmacht gegenüber der Entscheidung, was produziert (angeboten) wird, legt die politischen Verhältnisse frei. Die freie, gleiche und geheime Wahl ist eine Verschleierung der tatsächlichen Entscheidungsebenen. Die Entscheidungsträger sitzen in den Monopolkonzernen und haben nur die Realisierung ihres Profits im Sinn. Die gesellschaftlichen Kräfte sind durch die neue Produktionsweise des Finanzmarktkapitalismus einer Verwertungsmaaschinerie ausgesetzt, der sie immer hilfloser gegenüberstehen. Selbst die kommunistischen und sozialistischen Parteien, die Gewerkschaften und anderen Organisationen der Arbeiterklasse sind nicht mehr nur in das System integriert (wie teilweise schon unter dem Fordismus), sondern werden immer mehr assimiliert. Das Ausbildungs- und Produktivkraftniveau der heutigen Arbeiterklasse ist um ein vielfaches höher als vor dreißig Jahren. Sie hat heute weit mehr zu verlieren als ihre Ketten. Sie entwickelt sich zu einer privilegierten Klasse. Ihre Protagonisten sind mittlerweile in das System integriert. Was früher unsere Stärke war, ist heute unsere Fessel! Man kommt nicht umhin, mit der Tradition entschieden zu brechen. Die Kritik hat sich auf ihre eigenen Füße zu stellen. Sie muss aus eigener Machtvollkommenheit operieren. Es kommt darauf an, vom ganzen Volk ausgehend Enthüllungen zu organisieren. In den Mittelpunkt unserer Kritik der bürgerlichen Gesellschaft ist die Kritik an der warenproduzierenden Wertform zu stellen.⁶ Überproduktion und unverwertbare Geldschwemme haben dem System die Luft zum Atmen genommen. Mit dieser Einsicht in die Zusammenhänge stürzt alle Gläubigkeit in die Notwendigkeit der bestehenden Zustände. Denn der Geist bürgerlich-kapitalistischer Zustände ist widerlegt! Das Objekt der Kritik, das kapitalistische Warensystem, ist in den Zustand der Unwirklichkeit abgeglitten.⁷

Aufgabenstellung

Eine ausdifferenzierte Lebensweise und starke Individualisierung der Menschen gegenüber dem realen Vergesellschaftungsprozess in der Produktion ist die reale Herausforderung unserer Zeit. Um mit den Unmenschlichkeiten

⁶ *Emmerich Nyikos*, Vorschlag, die Waffen der Kritik betreffend, oder: Was ist zu tun, um den geistigen Luftraum zurückzuerobern?, in: Z 69, März 2007, S. 134 ff.

⁷ Ebd., S.137

Schluss zu machen bedarf es der Erkenntnis über die Zusammenhänge zwischen den individuellen und gesellschaftlichen Triebkräften. Grundlage hierfür ist das Wissen vom Verhältnis der politischen, kulturellen und sozialen Produktivkräfte. Das Augenmerk ist hierbei nicht auf die Ungleichheit der Menschen untereinander, sondern auf die Ungleichheit in den Besitz- und Entscheidungsverhältnissen von Mensch und Sache zu legen.

Zum zweiten geht es um die Frage des neuen und zusätzlich entstandenen Widerspruchs zwischen entlohnter und nicht-entlohnter Arbeit. Neben dem übergreifenden Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit – der Wertschöpfung durch unbezahlte Mehrarbeit des Lohnarbeiters – ist durch die neue Produktionsweise ein weiterer, eben diese Produktionsweise bestimmender Widerspruch zwischen bezahlter Arbeit (Lohnarbeit) und „überschüssiger“, nicht im Wertschöpfungsprozess integrierter Arbeit entstanden – Arbeit, deren Charakter nicht durch den Vergesellschaftungsprozess gekennzeichnet ist, sondern als ehrenamtliche, häusliche, gesellschaftliche, ökologische, individualitätsstiftende, kreative, pflegerische, arbeitssuchende etc. Arbeit daherkommt.

Schlussfolgerung

So unterschiedlich die kapitalistischen Staats- und Gesellschaftsmodelle sind, so unterschiedlich sind auch die Wege heraus. Es gibt hierfür kein Modell, wir müssen das Modell beim Laufen machen, im Prozess. Eine Hegemonie im Handeln bedarf einer Hegemonie im Denken, um die Straßen und Plätze zu erobern. In der politischen Praxis und der Gestaltung des Alltagslebens steht für uns Revolutionäre, als Ausgangs- und Stützpunkte, die fortschrittliche Weiterentwicklung der menschlichen Kultur eigenen Triebkräfte; und dies in produktiver Wechselwirkung, als gesellschaftliches Wesen und der Selbstverwirklichung. Den Revolutionären geht es um die Bewegung, die den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus den jetzt bestehenden Voraussetzungen. Die Bewegungen „kritisieren beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eigenen Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von neuem anzufangen, verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche.“⁸

Tilman Rosenau

Debatte um Arbeitszeitverkürzung

Bemerkung zu Richard Detje/Klaus Pickshaus/Sybille Stamm, Z 95, S. 97 - 104

1. Man muss sich mehr als wundern, wenn gewerkschaftliche Linke gegen eine allgemeine (kollektive) Arbeitszeitverkürzung polemisieren und dies auch

⁸ Karl Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, in: MEW 8, S. 118

noch mit einer rein betriebswirtschaftlichen Argumentation verbinden. Der von Mohssen Massarrat und mir verfasste und von 100 ProfessorInnen, GewerkschafterInnen, PolitikerInnen und KirchenvertreterInnen im Februar 2013 unterschriebene „Offene Brief“¹ argumentiert dagegen gesamtwirtschaftlich und -gesellschaftlich. Er bezieht nicht nur die Beschäftigten in die Betrachtung mit ein, sondern ebenso gleichberechtigt die Arbeitslosen und die Gesellschaft als Ganzes. Allein die enormen hohen fiskalischen Kosten der Arbeitslosigkeit, die von 2001 bis 2011 bei jahresdurchschnittlich 74 Milliarden Euro lagen, kommen ebenso wie die Arbeitslosen im Artikel von Detje/Pickshaus/Stamm nicht einmal in einer marginalen Dosis vor. Zu Beginn ihres Beitrags beklagen sie zwar Arbeitslosigkeit als „Geißel“ und „schwere Hypothek der gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Entwicklung“, stellen dann aber keine gesamtwirtschaftliche Kausalität her.

2. Detje/Pickshaus/Stamm beschränken sich ausschließlich auf eine Deskription von betriebswirtschaftlichen Symptomen. Ihre Klagen über eine Prekarisierung der betriebs- bzw. personalwirtschaftlichen Verhältnisse, die sich in der Tat in unbezahlter und überbeanspruchter, nicht produktivitätsorientierter bezahlter Arbeit manifestieren, werden ursächlich nicht zugeordnet bzw. deshalb in keiner Weise erklärt. Offensichtlich sind diese schlechten „Arbeitsverhältnisse“ vom Himmel gefallen. Nein: Die Ursache ist eine seit langem bestehende *Massenarbeitslosigkeit*, die die Machtverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit zunehmend völlig aus dem Ruder haben laufen lassen. Die Unternehmer und ihre Verbände verhandeln über den „Factor Mensch“ nicht mehr: weder kollektiv in den Tarifverhandlungen und schon gar nicht auf individueller arbeitsvertraglicher Ebene, wo im Kapitalismus schon immer ein strukturelles Machtungleichgewicht zum Vorteil des Kapitals vorgelegen hat. Unternehmer können unter Bedingungen von Massenarbeitslosigkeit ihre Interessen diktieren. Ist die besondere Ware Arbeitskraft an den Arbeitsmärkten im Überschuss vorhanden, dann verfällt nicht nur der Lohn, sondern auch die Arbeitsbedingungen werden zu Lasten der Beschäftigten massiv verschlechtert. Dies ist eigentlich nur eine ökonomische triviale Feststellung – Millionenfach empirisch verifiziert. Dies gilt auch für ein anormales Angebotsverhalten von noch Beschäftigten. Sinkt der Lohn, bieten sie nicht weniger an Arbeit an, sondern mehr. Das Ergebnis ist letztlich ein Niedriglohnsektor.

3. Auf der von Detje/Pickshaus/Stamm favorisierten Ebene einer betriebswirtschaftlichen Betrachtung, wo permanenter „Beschäftigungs- bzw. Zeitnotstand“ in den Unternehmen herrscht, wo „das abgeforderte Arbeitsvolumen (...) von den Beschäftigten ohne noch weitergehende Intensivierung und Verlängerung der Arbeitszeiten nicht erbracht werden“ könnte, sollte man dabei zumindest erwähnen, dass im Betriebsverfassungsgesetz (§ 92) eine Personalplanung gesetzlich vorgesehen ist. Mit diesem klassischen Instrument der Personalbetriebswirtschaftslehre wird darüber entschieden, wie groß der Brutto-

¹ Offener Brief an die Vorstände der Gewerkschaften, Parteien, Sozial- und Umweltverbände und Kirchenleitungen in Deutschland, „30-Stunden-Woche fordern! Ohne Arbeitszeitverkürzung nie wieder Vollbeschäftigung!“

und Nettopersonalbedarf zu sein hat. Hier fließen dann alle relevanten Größen von Personaleinsatz, Produktivität, Personalbestand und geplante Absentismuseiten ein. Eine Personalplanung ist mitbestimmungspflichtig. Fragt man allerdings in den Unternehmen die Betriebsräte nach einer solchen Planung, dann liegt diese so gut wie nie oder nur fragmentarisch vor. Um dieses Thema sollten sich die linken Gewerkschafter einmal verstärkt bemühen, wenn sie sich schon auf die Betriebswirtschaft in Sachen Arbeitszeit beschränken (lassen).

4. Zu argumentieren, die Beschäftigten wollten überhaupt keine Arbeitszeitverkürzung (bzw. nur 9 Prozent der von der IG Metall befragten IGM-Mitglieder), und dies als Beweis gegen eine kollektive Arbeitszeitverkürzung anzuführen, hat mit Wissenschaft nichts zu tun. Repräsentative Untersuchungen von anderen Einzelgewerkschaften, mit ganz anderen Problemen als denen im Metallbereich, liegen nicht vor. Auch Arbeitslose wurden nicht befragt. Und wenn Beschäftigte, die über Jahre Reallohnverluste haben hinnehmen müssen, befragt werden, ob sie Lohnerhöhungen oder Arbeitszeitverkürzungen wollen, dann ist die gewünschte Antwort klar. Außerdem müssten die Beschäftigten bei solchen komplexen Befragungen zunächst einmal aufgeklärt werden: Die Befragten wissen in der Regel nämlich nicht, was letztlich Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohn- und Personalausgleich für sie im Einzelnen und für das Ganze impliziert. Die meisten verbinden mit Arbeitszeitverkürzung schlicht Entgeltverzichte und Arbeitsverdichtungen. Beides ist aber bei richtiger Umsetzung einer Arbeitszeitverkürzung nicht der Fall.

5. Dennoch, auch Detje/Pickshaus/Stamm glauben an die Wichtigkeit von Arbeitszeitverkürzung, wenn sie feststellen: „So hat sich zu Beginn der Großen Krise 2008/2009 gezeigt, dass Arbeitszeitverkürzung ein wichtiges und wirksames Mittel ist, mit dem einem Anstieg der Arbeitslosigkeit gegengesteuert und erheblicher ‚Angstrohstoff‘ aus dem betrieblichen und gesellschaftlichen Leben genommen werden kann.“ Der Unterschied zu Bontrup/Massarrat ist dagegen, dass wir eine gesamtwirtschaftlich (kollektive) Arbeitszeitverkürzung – die in der Krise auch noch von den Beschäftigten in Selbstaussbeutung finanziert wurde² – nicht nur in konjunkturellen Krisenzeiten als ein notwendiges wirtschaftspolitisches Instrument sehen, sondern um die bestehende strukturelle Massenarbeitslosigkeit abzubauen, deren Ursache in einer trendmäßigen gesamtwirtschaftlichen Produktions-Produktivitätslücke liegt, von der Detje/Pickshaus/Stamm scheinbar noch nichts gehört haben. Wer einen Artikel über „Arbeit wieder ein gesundes Maß geben. Für eine arbeitspolitische Erweiterung der Arbeitszeitdebatte“ schreibt, und nicht in einem Satz erklärt, wie er die Produktions-Produktivitätslücke beseitigen will, bzw. woher rund 6,5 Millionen fehlende Arbeitsplätze in Deutschland zum Abbau

² Und dies bei einer mehr als hinreichenden Eigenkapitaldecke und zusätzlich völlig überdotierten Rückstellungen in den Bilanzen der insbesondere in der Krise betroffenen exportorientierten Industrie. So wurden die Verluste auf die Beschäftigten und auf den Steuerzahler abgewälzt und die Kapitaleigner konnten sich weitgehend schadlos halten. Dabei predigen die Neoliberalen doch immer: Wer den Gewinn hat, muss auch in der Krise haften. Der Gewinn floss vor der Krise übrigens überreichlich. Ich kann mich dabei allerdings nicht erinnern, dass die Unternehmer auf die Beschäftigten zugekommen sind, um ihnen was vom Gewinn abzugeben.

der Massenarbeitslosigkeit herkommen sollen ohne Arbeitszeitverkürzung, der hat zentrale Punkte nicht in den Blick genommen. Gleichzeitig ist der ein Schelm, der jetzt nur an Wachstum denkt. Dies müsste dann nämlich, real, also preisbereinigt, in den nächsten fünf Jahren, bei einer unterstellten jährlichen Produktivitätsrate von 2 Prozent um rund 7 Prozent in jedem Jahr zulegen. Eine ökonomisch völlig unrealistische und ökologisch kontraproduktive Größenordnung. Und dann wären nicht einmal die Millionen von Unterbeschäftigten (zumeist Frauen) aus ihrer nicht gewollten Unterbeschäftigung befreit. Detje/Pickshaus/Stamm haben dies (gesamtwirtschaftlich) überhaupt nicht im Blick. Sie haben sich mit der Massenarbeitslosigkeit abgefunden, wenn sie schreiben: „Generelle Arbeitszeitverlängerung verhindern: Die vordringliche Aufgabe in den kommenden Jahren wird bleiben, eine generelle Arbeitszeitverlängerung zu verhindern. Die Maßzahl ist und bleibt die 35-Stunden-Woche. Dies kann nur dann erfolgreich sein, wenn es gelingt, in den betrieblichen Abwehrkämpfen um Arbeitsplätze, Standorte und Tarifstandards ein höheres Maß an koordiniertem Vorgehen zu erreichen.“

6. In einem Punkt ist Detje/Pickshaus/Stamm aber Recht zu geben. „Kämpfe um Zeit‘ sind soziale Auseinandersetzungen, die nur in breiten Bündnisperspektiven angelegt sein können.“ Deshalb haben auch wir im „Offenen Brief“ geschrieben: „Die ‚Initiative Arbeitszeitverkürzung‘ kann nicht von den Beschäftigten und ihren Betrieben auf der einzel-wirtschaftlichen Ebene ausgehen. Es bedarf hier zur Überwindung der betriebswirtschaftlichen Rationalitätsfalle einer überbetrieblichen Initiierung durch eine *konzertierte DGB-Kampagne*. Daher haben nach unserer Auffassung die Gewerkschaftsspitzen eine herausragende Verantwortung zu erfüllen. Aber auch nur mit breiter Unterstützung aus *Politik, Sozial- und Umweltverbänden sowie der Kirchen* und der gesamten Zivilgesellschaft kann letztlich das Ende der Massenarbeitslosigkeit eingeleitet werden.“

Heinz-J. Bontrup

Über eine eingeschränkte Sicht auf gewerkschaftliches Bewusstsein und betriebliche Aktionsbereitschaft

Anmerkungen zu Richard Detje u.a., Z 95, S. 78 - 89

Die grundsätzlich verdienstvolle Befragung von Vertrauensleuten und Betriebsräten durch Detje u.a.¹ bedarf der kritischen Kommentierung. Dabei sollen als Maßstab nicht die Befunde des Instituts für Demoskopie über die angebliche Wiederherstellung des Vertrauens in die Marktwirtschaft dienen, sondern umgekehrt soll der Wert der Aussagen der Befragungsgruppe selbst vor dem Hintergrund eigener langjähriger Erfahrungen des Verfassers überprüft werden.

¹ R. Detje u.a., „Wir können uns wehren – wir tun es nicht“ – Blick von unten auf Betrieb, Gewerkschaft und Staat, in: Z 95, September 2013, S. 78 ff.

Zunächst: Ist die Befragung von Funktionsträgern eine Befragung „von Unten“? Betriebliche Funktionsträger stellen nicht das „Unten“ der arbeitenden Klasse dar und zwar weder soziologisch noch – und darauf kommt es an – gewerkschaftspolitisch. Der Anspruch, über die Befragung von betrieblichen Interessenvertretern eine „Perspektive von Unten“ einzunehmen, beruht auf einer idealtypischen Vorstellung des oder der Interessenvertreter selbst. Wie oft hat der Verfasser in seiner mehr als 35 Jahre währenden Tätigkeit als Arbeitsrechtsanwalt erleben müssen, dass Betroffene kein hinreichendes Vertrauen in Betriebsräte oder Vertrauensleute besaßen! Wie oft mussten er oder andere individuelle Ratgeber erleben, dass die Resignation Einzelner zu einem großen Teil nicht allein auf der „Macht der Arbeitgeberseite“ beruhte, sondern auf dem Empfinden und der Erfahrung mangelhafter Solidarität betrieblicher Interessenvertreter mit den Betroffenen selbst. Der Einwand, dass dies in den Großbetrieben und etwa bei der IG Metall anders sei, trifft nur zum Teil zu. Doch selbst wenn er zuträfe: Die Mehrheit der Beschäftigten ist nicht in Großunternehmen wie bei VW beschäftigt. Die große Mehrheit arbeitet entweder in betriebsratslosen Betrieben oder in solchen, deren Betriebsräte kaum über eine organisatorische Rückendeckung durch die Gewerkschaften verfügen. Der dadurch bedingte Legitimationsverlust von Betriebsräten („die machen doch nur, was der Chef will“) ist oft so groß, dass Betroffene selbst bei ihrer individuellen Interessenwahrnehmung nicht auf Hilfe dieser Repräsentanten zurückgreifen, ja deren Einschaltung vielmehr oft vermeiden. Das ist ein Blick von Unten, der in der Untersuchung nicht auftaucht. Diese Perspektive wird auch nicht als notwendiger Gegenstand weiterer Untersuchungen in Betracht gezogen. Sie ist aber von höchst relevanter Bedeutung, wenn man – wie hier – die Ursachen für mangelnde betriebliche Konfliktbereitschaft aufspüren will.

Zunächst: Was ist in Großbetrieben grundlegend anders? Ist das unterstellte Vertrauen der Belegschaft größer als in anderen Betrieben? Sind die Vertreter überhaupt die geeigneten Adressaten einer solchen Frage? Detje u. a. selbst konstatieren, die Interessenvertreter sähen sich bisweilen „in einer Rolle von Stellvertreterpolitik“ gedrängt und verwiesen darauf, Teile der Belegschaften „seien in Passivität zurückgefallen“, ja „von unten komme wenig an Aktivität“.

Immerhin: Der Verweis der Vertreter auf die zu Vertretenden und deren Verortung im „Unten“ ist zweifellos richtig. Doch *eine* Konsequenz ziehen die Autoren daraus nicht. Sie stellen lediglich fest, die Ursachen für die mangelnde Aktivität von „Unten“ blieben „im Dunkeln“. Wer Betriebsräte bei ihrer „Stellvertreterpolitik“ über viele Jahre in der Praxis beobachtet hat, ist darüber nicht verwundert, denn was da schlicht als „mangelnde Aktivität“ bezeichnet wird, ist vor allem Ausdruck wachsender Distanz der Vertretenen zu ihren Vertretern und zwar aus der Sicht der Vertreter. Dass ein Betriebsrat das Ergebnis eines mäßig erfolgreichen Sozialplans anders beurteilt als die betroffene Belegschaft, ist ein typisches Phänomen. Dass ein solcher Betriebsrat innerbetriebliche Kritik dann regelmäßig zurückweist, ist eine Binsenweisheit. Während dies noch fast als gruppendynamische Logik interpretiert werden könnte, ist das, was unter der Ägide eines systematischen Co-Managements in

Großbetrieben geschieht, von anderer Qualität. Dort werden – begleitet von der jeweiligen zuständigen Gewerkschaftsorganisation – bisweilen ganze Beschäftigungsgruppen dem unternehmerischen Interesse geopfert. So etwa im Bereich der Häfen, wo eine jahrelange Politik der Diversifizierung der beschäftigten Gruppen zu einer ungeheuren Spreizung der Einkommen geführt hat, und der Legitimationsverlust der Gewerkschaft ver.di zugleich die Entstehung einer neuen Gewerkschaft begünstigt hat. Ein geradezu groteskes Beispiel aus diesen Tagen hat der Betriebsrat bei VW in Wolfsburg geliefert. Dort hatte die IG Metall-Ortsverwaltung zahlreichen vom Verfasser vertretenen Testfahrern und Technikern, die im Rahmen von Werkverträgen beschäftigt wurden, die Gewährung von Rechtsschutz verwehrt. Schlimmer noch: Betriebsratschef Osterloh verkündete schlicht: „Es gibt bei uns keine Scheinwerkverträge!“

Detje u. a. unterstellen, es habe bei der Befragung „mit Sicherheit“ eine große Rolle gespielt, dass sich insbesondere ver.di und die IG Metall – also die Mehrheitsgewerkschaften im DGB – vehement für die strikte Begrenzung der Leiharbeit eingesetzt hätten. Stimmt das? Ver.di und die IG Metall haben über die DGB-Tarifgemeinschaft Zeitarbeit die gesetzliche Anwendung des „Equal-Pay-Prinzips“ in ihren alten und neuen Tarifverträgen zur Leiharbeit verhindert. Noch bis vor kurzem machte sogar eine DGB-eigene Leiharbeitsfirma von sich Reden. Auch die Behauptung, die Beendigung prekärer Beschäftigung in 2009/2010 sei „Abbau von Leiharbeit und Werkvertragsverhältnissen“ gewesen, erscheint einigermaßen kühn. Gänzlich verfehlt aber ist die Annahme eines „Kampfes“ gegen Leiharbeit und für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Leiharbeiter. Zwar bezeichnen die Autoren dies in erster Linie als ein „Anliegen der Befragten“, doch ist unverkennbar, dass sie selbst von der wie immer gearteten Existenz eines solchen Kampfes ausgehen. Spätestens hier wird deutlich, zu welchen Fehleinschätzungen die Verwechslung einer idealtypischen Gewerkschaftspolitik mit der bescheidenen Praxis der Betriebsräte vor Ort führen muss. Statt wissenschaftlich korrekter Aussagen entstehen so Legenden oder besser: Es werden alte Legenden fortgeschrieben. Wo bitte gibt es eine „Entprekarisierungspolitik im Sinne der Begrenzung und stärkeren Regulierung von Leiharbeit und Werkverträgen“? Was *ist* überhaupt eine „Regulierung von Werkverträgen“? Der Einsatz im Rahmen von Scheinwerkverträgen (und nur um *die* geht es) ist verdeckte Beschäftigung. Da ist nichts „zu regulieren“. Was man verbieten könnte, *ist* durch die Rechtsprechung bereits verboten und was man dann noch „regeln“ würde, wäre eine Einschränkung dieser Rechtsprechung – im Interesse der Unternehmen. Allein die Forderung nach „Regulierung“ unterstellt jedoch, dass der gegenwärtigen Praxis nur mit Regeln, vor allem mit gesetzlichen Eingriffen begegnet werden könne. Mit anderen Worten, dass hier also zur Zeit nicht beizukommen *ist*. Es wird zwar gesetzgeberisches Handeln angemahnt, für die Betriebsräte aber wird kein Handlungsbedarf erkannt. Um die Ursachen für eine fehlende oder beschränkte Gegenwehr in den Betrieben umfassend zu analysieren, muss *auch* das Verhältnis von Vertretern und Vertretenen durchleuchtet werden. Dabei wird es ohne Blessuren in einer offenen Debatte nicht gehen können. Doch ist eine solche Debatte überhaupt

gewollt? In den Gewerkschaften? In der Linken? Bis zu welchem Grad lässt eine die Gewerkschaften immer wieder idealisierende Betrachtungsweise überhaupt eine solche Debatte zu? Die Praxis zeigt: Es gibt nicht nur innerhalb der Gewerkschaften sondern auch innerhalb der Linken einen gewaltigen Nachholbedarf für eine offene Debatte über die Praxis und Zukunft gewerkschaftlicher Interessenvertretung.

Ein weiterer Erklärungsansatz für die fehlende Bereitschaft zur Gegenwehr durch betriebliche Interessenvertretungen fehlt bei Detje u. a. gänzlich. Er ist aber für die Einschätzung der Effizienz und Wirksamkeit der Arbeit von Betriebsräten von zentraler Bedeutung. Wer ihn ausblendet oder vernachlässigt kann Betriebsratsarbeit nicht abschließend oder gar erschöpfend analysieren oder einschätzen. Gerade von Soziologen und Ökonomen aber wird er bisweilen bis zur Ahnungslosigkeit vernachlässigt. Es ist das Verhältnis zum Recht in der Betriebsrats- und Gewerkschaftsarbeit.

Deutsche Betriebsräte sind wie kaum eine Interessenvertretung anderenorts eingebunden in ein *System von Regeln und Vorschriften*, das nicht nur die Grenzen ihrer Arbeit sondern weitgehend auch deren Inhalt und schließlich das Denken der Akteure bestimmt. Zur Durchsetzung ihrer Forderungen sind Betriebsräte auf ihre bloß „intellektuelle Gegenmacht“ (Däubler) im Rahmen eines rechtlich festgelegten Verhandlungsmechanismus angewiesen. In paritätischen Einigungsstellen werden Kompromisse erzielt, die von Juristen – meist Arbeitsrichtern – entwickelt werden. Die Verletzung von Mitbestimmungsrechten oder deren Durchsetzung wird über arbeitsgerichtliche Beschlussverfahren erreicht (oder auch nicht). Das Bewusstsein von diesen Grenzen bestimmt als *ultima ratio* letztlich jede Art von Verhandlungen mit dem Arbeitgeber und zwar auch dann, wenn der Betriebsrat *kein* Co-Management betreibt. Immer ist die Frage im Raum: Was ist rechtlich möglich? Was ist „durchsetzbar“? Die Frage der Durchsetzung von Forderungen im Wege kollektiver Aktionen hingegen stellt sich nur in seltenen Fällen. Sie wäre möglich, aber Betriebsräte haben sich längst mit der Rechtsstatsache abgefunden, dass sie einer gesetzlichen Friedenspflicht ebenso unterliegen wie einem Arbeitskampfverbot.

Zu den ständigen Begleitern vieler Betriebsräte gehören heute Anwälte, die faktisch die gewerkschaftliche Begleitung der Betriebsratsarbeit (wie sie zu früheren Zeiten üblich war) ersetzen. Wen wundert es da noch, dass manche Betriebsräte auch deren *juristische Denkweise* übernehmen? Wen kann es noch wundern, dass vielfach die Frage nach dem, was politisch notwendig ist, gar nicht mehr gestellt wird? Nicht das Notwendige, sondern das rechtlich Mögliche steht im Vordergrund. Eine der nachhaltigen Folgen dieses Phänomens ist die inzwischen überall anzutreffende Praxis so genannter Zielvereinbarungen. Die Methode der „Prekarisierung der Normalarbeit“² durch Intensivierung der Arbeit auf dem Wege der Individualisierung des Arbeitsverhältnisses wurde zu-

² Prekarisierung der Normalarbeit durch Zielvereinbarungen, in: W. Rügemer (Hrg.), *ArbeitsUnrecht. Anklagen und Alternativen*, Münster 2009, S. 59 ff.

nächst über Betriebsvereinbarungen eingeführt und fand später Eingang in zahlreiche Tarifverträge. So auch in die ERA-Abkommen, den TVöD usw. Dieses System war schon wegen des in ihm liegenden Prinzips eines indirekten Abbaus von Mitbestimmungsrechten von Anfang an gewerkschaftsfeindlich. Doch die Gewerkschaften unternahmen nichts gegen diese Praxis. Eine kritische Begleitung oder Beratung von Betriebsräten fand nicht statt. Technokratisch ausgerichtete Rechtsberatung fragte nur nach dem *Möglichen*, nicht aber nach dem, was betriebspolitisch aus gewerkschaftlicher Sicht langfristig *richtig* sei.

Gelernt wurde daraus bisher nicht. Alle Versuche, darüber eine Debatte auszugetragen, blieben auf kleine Zirkel und theoretische Diskussionen beschränkt. Inzwischen hat sich der Einfluss der „Rechtsberater“ auf das Handeln und Denken der Betriebsräte weiter verstärkt. War vor gut 30 Jahren die Betriebsratsschulung regelmäßig noch eingebettet in ein gewerkschaftliches Bildungskonzept, so haben die Gewerkschaften heute das Feld weitgehend privaten Veranstaltern überlassen. Der Verfasser hat dies an anderer Stelle eingehend analysiert.³ Der nachhaltige Einfluss einer technokratischen Juristensicht ohne gewerkschaftspolitischen Inhalt wird durch diese – wieder überwiegend von Anwälten betriebene – Bildungsarbeit fortgesetzt. Es gibt inzwischen eine neue Generation von Betriebsratsmitgliedern, die gar keine anderen Seminare mehr kennt, als jene von W.A.F., POKO usw. Die innergewerkschaftlichen Debatten über eine an den Interessen der Beschäftigten ausgerichtete arbeitsrechtliche Bildungsarbeit in den 1970er Jahren sind längst vergessen. Die Forderung nach einer neuen Debatte ist bislang ungehört geblieben. So entsteht ein immer größerer Widerspruch zwischen dem Schein einer „aktiven Interessenvertretung“ und der Wirklichkeit einer rechtsförmig arbeitenden Betriebsratsadministration. Wer den extrem hohen Grad an Verrechtlichung der Arbeitsbeziehungen in Deutschland bei einer wie immer gearteten Analyse betrieblicher Interessenvertretungspolitik außer Acht lässt, kommt zwangsläufig zu falschen Ergebnissen. Längst begrenzten juristische Strukturen nicht nur objektiv den Handlungsspielraum der Betriebsräte, vielmehr prägt das Betriebsverfassungsgesetz auch die Arbeit der Interessenvertretungen selbst und beeinflusst zugleich die Denkweise der Akteure. Stellvertreter delegieren darüber hinaus ihre Entscheidungsgewalt an Rechtsberater. In dem sie selbst „Bildungsarbeit“ vor allem als Rechtsschulung verstehen, verstärken sie nochmals den Effekt einer Abkopplung der Betriebsratsarbeit von der eigentlichen Gewerkschaftspolitik und beschränken so auch innerhalb der Gewerkschaften objektiv vorhandene Gestaltungs- und Aktionsmöglichkeiten.

Dieser Prozess führt unter den Bedingungen eines Co-Managements dann absurder Weise dazu, dass am Ende selbst das juristisch Mögliche nicht mehr als Option gilt, sondern scheinjuristische Argumente nur noch Stillstand und Administration absichern sollen. Was juristisch „möglich“ ist, ist bekanntlich nicht

³ Geffken, Arbeitsrecht 1, 2, 3 – Vom Elend der Rechtsschulungen für Betriebsräte, in: *Arbeiterstimme*, 180/2013, S. 8 ff.

immer eindeutig. Selbst wenn es eindeutig ist, so kann man doch unter Hinweis auf die „komplizierte Rechtslage“ oder auf anders lautende „Expertenaussagen“ Handlungsoptionen verneinen. Und das elegante daran ist: Man darf sogar anders *wollen*, weil man ja anders nicht *kann*. Das Ergebnis ist dann, dass die Frage, ob überhaupt etwas geschieht, abhängig ist von einer alternativen *Rechtsinterpretation*. Das absurde Ergebnis des Verrechtlichungsprozesses ist also, dass nicht nur die Untätigkeit, sondern auch die Aktivität selbst unter juristischem Einfluss (und sei es ein „fortschrittlicher“) steht.

Natürlich ist es richtig und wichtig, der Frage, warum betriebliche Interessenvertretungen hier zu Lande weit hinter ihren „Möglichkeiten“ zurückbleiben, zu analysieren. Auch durch Umfragen unter den Interessenvertretern. Aber:

1. In der künftigen Debatte und in künftigen Befragungen sollte jede Idealisierung des Verhältnisses von Interessenvertretern und Beschäftigten ebenso unterbleiben wie die Förderung von Legenden über gewerkschaftliche „Kämpfe“, die nicht stattfinden. Die Arbeit der Betriebsräte ist gemessen an den hohen Ansprüchen oft sehr bescheiden. Sie bleibt vor allem meist hinter den Erwartungen der Belegschaft zurück. Deshalb muss das Verhältnis der „Vertreter der Basis“ zur Basis selbst, deren Entfremdung von der Basis, zur Kenntnis genommen und untersucht werden.
2. Künftige Debatten und künftige Untersuchungen dürfen nicht länger eines der wichtigsten Phänomene deutscher Arbeitsbeziehungen ignorieren: den hohen Grad an Verrechtlichung und den zunehmenden direkten und indirekten Einfluss juristischer Denk- und Handlungsweisen auf die Arbeit der Betriebsräte. Dazu gehört auch eine Wiederbelebung der in den 1970er Jahren begonnenen Debatte über ein gewerkschaftspolitisches Konzept von Arbeitsrechtsschulungen und die Zurückdrängung des Einflusses privater Seminarveranstalter auf die Fortbildung und die Arbeit von Betriebsräten.
3. In allen gewerkschaftspolitischen Debatten und Untersuchungen muss künftig der spezifischen Bedeutung des Rechts, aber auch dem Phänomen der Verrechtlichung und des Einflusses juristischen Denkens auf gewerkschaftspolitisches Handeln viel größerer Einfluss gegeben werden. Marx hat die Bedeutung des Rechts nie unterschätzt. Er hat allerdings davor gewarnt, ökonomische und politische Sachverhalte *aus* dem Recht zu erklären. Soweit jedoch das Recht im Überbau seine eigene Macht entfaltet, wirkt es auf das Bewusstsein der gesellschaftlichen Akteure. Und es ist *dieses* Bewusstsein, das geändert werden muss.

Rolf Geffken

Die Hegemonie des Neoliberalismus brechen – für eine linke Transformationsstrategie

Frankfurt/M., 16. bis 18. August 2013, 4. Summer-Factory des *Instituts Solidarische Moderne*,

„Der Neoliberalismus als Ideologie befindet sich derzeit in einer tiefen Akzeptanzkrise...Bislang ist die politische Linke schwach geblieben. Trotz vieler ausformulierter Einzelelemente ist (noch) kein kohärentes Programm zur Überwindung der ‚multiplen Krise‘, keine wirksame Gegenideologie auszumachen, die zum Bezugspunkt gegenhegemonialer Kräfte werden könnten. Ohne machtfähige Gegenhegemonie freilich bleibt auch eine angeschlagene Hegemonie herrschender sozialer Gruppen und ihrer Ideologie durchaus machtfähig.“¹ In diesem Spannungsverhältnis bewegten sich die Diskussionen auf der diesjährigen Summer-Factory des Instituts Solidarische Moderne (ISM)² die vom 16. bis 18. August 2013 an der Frankfurter Universität stattgefunden hat und die unter dem Motto stand „Sozialökologische Transformation: Strategische Bedingungen eines Politikwechsels“.

Als Unterstützer dieser Veranstaltung konnten u.a. der ASTA der Uni Frankfurt, die taz, die „Blätter für deutsche und internationale Politik“, die Fraktion der Grünen im Europa Parlament, die Fraktion der Partei die Linke im Bundestag und das Forum Demokratische Linke in der SPD gewonnen werden. Auf der Eröffnungsveranstaltung nahmen an einer Podiumsdiskussion zum Thema „Ein Umbruch, der ansteht, aber nicht eintritt - Strategische Bedingungen eines Politikwechsels“ Alex Demirović (Vorstandsmitglied der Rosa Luxemburg Stiftung), Franziska Wiethold (ehem. Vorstandsmitglied von ver.di), Tom Strohschneider (Chefredakteur der Tageszeitung „Neues Deutschland“) und Benjamin Mikfeld (Geschäftsführer Denkwerk Demokratie³) teil. Moderiert wurde die Veranstaltung von Katja Maurer (medico international). In ihrem Einleitungsstatement formulierte Dr. Sonja Buckel (Kuratoriumssprecherin des ISM) folgende Fragestellungen:

- Warum besteht die neoliberale Hegemonie weiterhin fort und was wären die Ausgangsbedingungen für einen progressiven Transformationsprozess?
- Warum bleiben linke Konzepte und Forderungen meist folgenlos – obwohl sie ein drängendes und weit verbreitetes Bedürfnis nach einem längst überfälligen gesellschaftlichen Umbruch verkörpern?
- Wie müsste ein linkes Reformprojekt aussehen, in dessen Zentrum angesichts sich abzeichnender postdemokratischer Herrschaftsvarianten die Frage der Demokratisierung stehen muss?

¹ David Salomon, Wie hegemonial ist die neoliberale Ideologie? In: Christian Gaedt (Hrsg.), Krise der Ökonomie – Krise der Hegemonie?, Hamburg 2013, S. 114.

² Institut Solidarische Moderne - <http://www.solidarische-moderne.de/>

³ Denkwerk Demokratie - <http://www.denkwerk-demokratie.de/>

- Welche Erfahrungen gibt es in Europa mit „linker“ Regierungsverantwortung und warum wurden die Erwartungen an progressive gesellschaftliche Veränderungen meist enttäuscht?
- Wie bezieht sich die politische Linke auf die neuen sozialen Bewegungen wie z.B. Occupy oder Blockupy, die sich unabhängig von den etablierten Parteien und der Arbeiterbewegung konstituiert haben?

Die rund 100 Plenumsteilnehmer, darunter viele junge Leute, kamen aus dem linken Spektrum von „Bündnis 90/Die Grünen“, SPD und Die Linke, dem Wissenschafts- und Gewerkschaftsbereich und den sozialen Bewegungen.

Tom Strohschneider reflektierte in seinem Beitrag die zum Teil herrschende Ratlosigkeit auf Seiten der politischen Linken, die auch daher rühre, dass sich der neoliberale Block und damit auch die Bundesregierung als äußerst flexibel bzgl. der von ihnen betriebenen „Lösungsvarianten“ gezeigt hatte. Weiterhin sei die Frage zu beantworten, was unter Umbruch zu verstehen ist (zeitliche und inhaltliche Dimension) und in welcher Tiefe dieser zu erfolgen hätte. In diesem Zusammenhang ging er auch auf die Grenzen des bisherigen Wachstumsmodells ein, das nicht weiter verallgemeinerbar sei, wobei allerdings Strategien zu einer sozialökologischen Transformation, die grundlegende gesellschaftliche Änderungen anstreben sollte, noch nicht klar ausformuliert seien. Strohschneider sprach hier auch von einem „Übersetzungsproblem“, notwendig sei eine „Große Erzählung“ mit der man die potentiellen Ansprechpartner einer sozialökologischen Transformation für dieses Projekt gewinnen könnte.

Franziska Wiethold betonte, dass sich das neoliberale Denken tief in das Alltagsbewusstsein der Menschen eingegraben habe und es daher darum gehe, aufzuzeigen, dass es durchaus Alternativen zur aktuellen Politik gebe. Auch Wiethold ging auf die Flexibilität der Regierung Merkel ein. Diese handle nach dem Motto „Konflikte aufgreifen, einbinden und abmildern“, eine Strategie der Absicherung neoliberaler Herrschaftsvarianten, die bisher erfolgreich war. Bzgl. der Frage nach den tragenden Subjekten einer sozialökologischen Transformation stellte sie fest, dass die Gewerkschaften zwar heute wieder besser dastünden als unter der Schröder-Fischer Regierung, dass aber im Alltagsbewusstsein der Beschäftigten die Absicherung des eigenen Status Vorrang habe vor dem kollektiven Engagement für gesellschaftspolitische Alternativen. Die persönliche Wahrnehmung der Krise erfolge nicht selten unter dem Motto „bei uns ist es ja nicht so schlimm wie in anderen europäischen Ländern“, ein Sachverhalt, der die Mobilisierung für ein progressives gesellschaftliches Projekt nicht einfacher macht.

Alex Demirović ging auf die Tatsache ein, dass noch alle Akteure, die die Finanz- und Wirtschaftskrise mit verursacht haben, in die aktuellen politischen Prozesse und Entscheidungen eingebunden seien, z.T. an zentralen Schalthebeln der Macht (Bsp. Jörg Asmussen, Direktoriumsmitglied der EZB). Durch die neoliberalen Lösungsvarianten werden demokratische Beteiligungsrechte immer weiter entwertet, an ihre Stelle treten dann pseudo-demokratische Veranstaltungen wie so genannte „Bürgerbeteiligungen“. Auf kommunaler, Län-

der- und Bundesebene hätten längst Beratungsfirmen den ehemals internen Fachverstand der Verwaltung verdrängt und somit der Kapitalseite die Einflussnahme auf politische Entscheidungsprozesse noch weiter geöffnet. Demirović sieht daher die Frage der Demokratie als eine der Schlüsselfragen für eine progressive Transformationsstrategie an. Bei der Analyse der momentanen neoliberalen Hegemonie verwies Demirović auf den konzeptionellen Ansatz der „Passiven Revolution“ von Gramsci.

Benjamin Mikfeld betonte, dass die politische Linke stärker als bisher Zugang finden müsse zu den Problemen der abhängig Beschäftigten und innerhalb der Belegschaften präsenter sein müsse. Es bestehe das Problem, dass bei den abhängig Beschäftigten das individuelle Sicherheitsbedürfnis überwiege und soziale und gesellschaftspolitische Themen in den Hintergrund rückten. Um dieses Defizit aufzulösen, sei es sinnvoll, sich z.B. mit der Beschäftigtenberatung der IG-Metall zu befassen, diese könnte wichtige Ansatzpunkte für betriebliches Agieren bieten. Die Konservativen hätten strategisch handelnde Akteure; zu fragen sei, ob sich die „Mosaik-Linke“ zu einem solchen handelnden Akteur entwickeln könne. Eine progressive Transformationsstrategie benötige die Definition von einzelnen Phasen für gesellschaftliche Übergänge, die inhaltlich zu bestimmen seien. Dabei spielten wirtschaftsdemokratische Lösungsansätze eine zentrale Rolle.

Alle Teilnehmer der Podiumsdiskussion befassten sich zumindest ansatzweise mit der Frage nach einem tragfähigen Postwachstumsmodell. Robert Kurz hatte in einem Beitrag über die Grenzen des Wachstums im Kontext der Wirtschaftskrise formuliert: *„Heute verbindet sich aber die Erschöpfung der energetischen Ressourcen und die ökologische Krise mit der neuen Weltwirtschaftskrise ... Diese Doppelkrise verlangt eine Kritik der ökonomischen Voraussetzungen des Wachstumszwangs, die bisher unterbelichtet geblieben waren....“*⁴ Erkenntnisse, die bei der weiteren Debatte zu dem Thema „Grenzen des Wachstums“ sicherlich stärker zu beachten sind.

Weiterhin wurde der Krisenkorporatismus der Gewerkschaften einer kritischen Reflektion unterzogen, es wurden positive wie negative Aspekte aufgezeigt, die in der Kürze der Zeit nicht ausreichend diskutiert werden konnten.

Neuen progressiven parlamentarischen Konstellationen müssten entsprechende neue gesellschaftliche Mehrheiten vorausgehen, so sinngemäß Franziska Wiethold während der Podiumsdiskussion. Die Gewerkschaften müssen meiner Ansicht nach in diesem Prozess und bei der Formulierung entsprechender gesellschaftlicher Projekte eine wesentlich aktivere Rolle spielen als bisher. In den Betrieben sind die gesellschaftlichen Akteure versammelt, ohne die eine Wende zu demokratischem, sozialem und ökologischem Fortschritt eine wohl formulierte Illusion bleiben wird. In Betrieben und Gewerkschaften für eine an den Mehrheitsinteressen der Lohnabhängigen ausgerichtete sozialökologische Politik zu streiten, ist eine vorrangige Aufgabe der politischen Linken. Dazu sollten

⁴ Robert Kurz, in: ders. (Hrsg.), *Der Tod des Kapitalismus*, Hamburg 2013, S. 129ff.

die vorhanden programmatischen Ansätze in den Gewerkschaften genutzt werden. Der Kampf um eine allgemeine Reduzierung der Arbeitszeit, mit der Kernforderung nach einer 30 Stundenwoche bei vollem Lohn- und Personalausgleich, wäre ein Projekt, für das sich der Kampf der politische Linken in den Gewerkschaften, den Betrieben und in den jeweiligen Parteien lohnen könnte.

Die Workshops befassten sich u.a. mit folgenden Fragestellungen:

- Steuerhinterziehung und -vermeidung als globales Problem. Linke Politik ist ohne ein Konzepte für die globale Kooperation nicht möglich. Wie kann die politische Linke eine solche Kooperation entwickeln?
- Was bedeutet für die Mosaik-Linke politische Kommunikation, welchen Bedingungen ist diese zu unterwerfen und wie unterscheidet sich linke Kommunikation von rechten Konzeptionen?
- Welche Chancen und welche Gefahren liegen in einer Orientierung auf „Postwachstum“ und: Welche gesellschaftlichen Akteure sind in Sicht, die den notwendigen gesellschaftlichen Wandel stützen und eine linke Postwachstumsperspektive stützen könnten?
- Regierungsprojekte und gesellschaftliche Transformation – Reflektion von Erfahrungen der europäischen und lateinamerikanischen Linken der letzten vierzig Jahre. Welche Transformationskonzepte gab/gibt es und welche Rolle wird dabei linken oder Mitte-Links-Regierungen zugemessen?
- Die Hegemonie-Frage stellen – Von der Mosaik-Linken zur Transformationslinken. Wie stellt sich die Hegemonie-Frage heute und welche Konzeptionen werden heute in der Linken diskutiert?

Mit dem 2010 gegründeten Institut Solidarische Moderne, das sich als „Programmwerkstatt“ versteht, wurde m.E. eine Plattform geschaffen, auf der ein entsprechender linker Diskurs, bei allen nach wie vor bestehenden inhaltlichen und konzeptionellen Differenzen, ermöglicht wird. Durch die Verbindungslinien der mittlerweile über 1.400 Unterstützer des ISM in die o.g. Parteien, Bewegungen und Organisationen besteht die Möglichkeit, dort Debatten anzustoßen und um Mehrheiten zu ringen. Es ist zu hoffen, dass die Diskussionen der 4. Summer-Factory des ISM in einem Sammelband zusammengefasst werden, wie dies für die beiden letzten getan wurde.⁵ Damit würde die Möglichkeit eröffnet, die Diskussionen innerhalb der politischen Linken für eine progressive Transformationsstrategie voranzubringen. Solche Debatten wären auch auf regionaler und vor allem auch auf betrieblicher Ebene wünschenswert. Dies setzt jedoch voraus, dass sich das ISM entsprechende Strukturen schafft, die es ermöglichen, eine solche Debatte auf noch breiterer Basis innerhalb der politischen Linken und mit weiteren progressiven Kräften, die sich nicht so einfach unter die Begrifflichkeit „Links“ subsumieren lassen, zu führen.

Falk Prahl

⁵ Solidarisches Europa – Mosaiklinke Perspektiven, Hamburg 2013.

Männer und Frauen der 48er Revolution

Walter Schmidt (Hrsg.), Akteure eines Umbruchs. – Männer und Frauen der Revolution von 1848/49. Band 4. – FIDES Verlags- und Veranstaltungsgesellschaft Berlin 2013, 699 S., 59,80 Euro

Die Revolution von 1848/49 gehört sicherlich zu den am besten erforschten historischen Ereignissen. Das belegt auch der vorliegende 4. Band der „Akteure des Umbruchs“. Er ist ein Beispiel dafür, welchen Detailreichtum die Forschungen über dieses Ereignis zu Tage gefördert haben. Daraus lassen sich Umfang und Nachhaltigkeit der Veränderungs- und Erneuerungsprozesse in Europa entnehmen, die manchmal durch die Tatsache verstellt werden, dass die konkreten revolutionären Aktionen mit Niederlagen endeten.

Walter Schmidt hat als Herausgeber Autoren gewonnen, die zwölf Persönlichkeiten durch eingehende biographische Studien lebendig werden lassen. Er folgt dabei der in den drei vorangegangenen Bänden bewährten Vorgehensweise. Es werden sowohl Vertreter aus dem revolutionären als auch dem konservativen Lager vorgestellt. Wieder enthält der Band herausragende Frauengestalten und erneut werden die nationalen Grenzen durchbrochen. Zudem weist der 4. Band eine interessante Neuerung auf. Er enthält eine Sammlung von 49 Kurzbiographien preußischer Offiziere, die wegen ihrer Haltung in den revolutionären Ereignissen gemäßregelt wurden (601-664). Dieser Bestandteil des Bandes soll sicherlich die Aufmerksamkeit der Forschung auf einen Gegenstand lenken,

der noch einer eingehenderen Untersuchung bedarf. So kursorisch diese Kurzbiographien aber auch im Vergleich zu den vorangehenden Studien sind, bilden sie doch ein beeindruckendes Beispiel dafür, wie verbreitet und tiefgreifend der revolutionäre Umdenkungsprozess in der Gesellschaft war, so dass er sogar vor den Schranken des bislang zuverlässigsten Machtorgans Preußens nicht Halt machte. Autor dieses verdienstvollen Beitrages ist Erhard Kienbaum.

Der Band beginnt mit der Darstellung von Leben und Wirken zweier beeindruckender Frauenpersönlichkeiten. Es sind dies Mathilde Franziska Anneke (13-60) und Louise Franziska Aston (61-118). Beide haben mit bewundernswerter Energie und Phantasie ihr Leben in den Dienst der revolutionären Sache gestellt. Für sie ist der Kampf um die Gleichberechtigung der Frauen integrierender Bestandteil des allgemeinen Ringens um Menschenwürde und politische Freiheit, ein Standpunkt, der durchaus nicht bei allen männlichen Kampfgefährten auf Zustimmung stieß. Mathilde Franziska Anneke hat zudem nach der Niederlage der Revolution in Deutschland und Europa einen herausragenden Beitrag im Kampf um die Rechte der Frauen in den USA und damit international geleistet. Die Autoren dieser Biographien, Marion Freund, Jenny Warnecke und Walter Wehner, haben mit ihrer großen Sorgfalt und Einfühlbarkeit ein sehr differenziertes Bild der beiden Frauen gezeichnet, dass sowohl einfache Glorifizierung wie auch besserwisserischen Tadel vermeidet.

Martin Hundt hat mit Theodor Echtermeyer einer Persönlichkeit eine verdiente Würdigung zuteilwerden lassen,

die immer etwas im Schatten von Arnold Ruge und anderen gestanden hat, deren Verdienst um den Aufbruch des gesellschaftlichen Denkens im Vormärz jedoch, wie der Autor nachweist, außerordentlich ist (211-264)

Das revolutionäre Lager repräsentieren in diesem Band die Beiträge von Olaf Briese über den umtriebigen Journalisten Heinrich Bettziech/Beta, von Kurt Wernicke über den unermüdlichen revolutionären Streiter Edmund Monecke, von Ulrike Fäuster und François Melis über den Verfechter direkter Demokratie und späteren Sozialdemokraten Moritz Rittinghausen, von Walter Schmidt über den schlesischen Revolutionär Robert Schlehan und von Rudolf Zewell über den führenden Repräsentanten der Wiener Revolutionäre Anton Schütte. Die europäische, wenn nicht sogar weltweite Dimension, findet ihre Verkörperung in Giuseppe Garibaldi, verfasst von Christine Ujma, und seinem zeitweiligen Kampfgefährten Gustav von Hoffstetter aus der Feder von Rotraud Fischer und Christine Ujma, wobei Letztere mit Recht in ihrem Beitrag die Gelegenheit nutzt, um sich mit der missbräuchlichen Inanspruchnahme Garibaldis durch den italienischen Faschismus auseinanderzusetzen, ein Problem, dass auch für die deutsche Geschichte von Bedeutung ist.

Als konterrevolutionäre Repräsentanten erscheinen in diesem Band der Berliner Polizeidirektor Friedrich Wilhelm August Duncker (163-210) und der Abgeordnete der Rechten im Frankfurter Parlament und schlesischen Magnaten Fürst Felix Maria Lichnowski (357-406). Man muss den Autoren Heinz Warnecke und Martin Herzig bescheinigen, sich bei ihrer Darstel-

lung trotz kritischer Distanz um strenge Sachlichkeit bemüht zu haben. Das findet seinen Niederschlag darin, auch kleinste Nuancen der Anpassung an veränderte Umstände gewürdigt zu haben, die gleichzeitig für die Wirkungsmacht des Faktischen in Krisen- und Umbruchzeiten sprechen.

Die vorgestellten Persönlichkeiten sind nicht alle gleichermaßen bekannt. So werden Heinrich Bettziech/Beta, Eduard Monecke, Robert Schlehan und Anton Schütte wohl kaum über den Kreis der Spezialisten hinaus bekannt sein. Aber das ist gerade ein Verdienst solcher Veröffentlichungen, auch weniger im Zentrum stehende Akteure ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken. Das gibt Gelegenheit, sichtbar zu machen, wie vielfältig die Beweggründe des Handelns in brisanten historischen Situationen sein können. Das gilt auch dafür, wie verschiedenartig Niederlagen verarbeitet werden können, welche Rolle objektive Zwänge dabei spielen und wie man sich den gewandelten Umständen gegenüber verhält. Mit den Erfahrungen der Wandlungen am Ende der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts im Hinterkopf ist der vorliegende Band besonders anregend. Da die vorgestellten Persönlichkeiten, ausgenommen Theodor Echtermeyer, alle die nachachtundvierziger Jahre erlebt haben, findet sich bei ihnen das ganze Spektrum der Auseinandersetzung mit den nachrevolutionären Verhältnissen. Einige sahen keine Möglichkeit mehr, in Deutschland ihren Überzeugungen gemäß leben und wirken zu können und verließen die Heimat, wie Gustav von Hofstetter, der in die Schweiz emigrierte, oder Mathilda Franziska Anneke und Anton Schütte, die beide in die USA gingen und dort ihren An-

schauungen gemäß wirksam wurden. M. F. Anneke, wie schon erwähnt, als Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frauen, A. Schütte als Gegner der Sklaverei und Teilnehmer des Sezessionskrieges. Die im Lande Verbliebenen hatten erschwerte Bedingungen, ihre Existenz zu sichern. Manche taten das durch den Rückzug ins Private, wo sie sich ihre einstmals vertretenen Positionen zu bewahren versuchten.

Andere nutzten die folgende Zeit, die Ursachen des Scheiterns der Revolution aufzudecken, wobei sowohl Schuld bei sich oder anderen gesucht wurde. Natürlich erfolgte auch eine schrittweise Anpassung an die neuen Verhältnisse, sowohl unter Wahrung eigener Überzeugungen als auch unter Aufgabe einst vertretener Grundsätze. Und schließlich gibt es das Arrangement mit der siegreichen Konterrevolution. In der Öffentlichkeit schlägt sich das in dem bekannten Streit um Schuld und Schuldige nieder, wobei man schnell mit dem Vorwurf der „Wendehalsigkeit“ oder, noch schlimmer, des Verrats bei der Hand ist. Auf den Band bezogen, erlitten das besonders Heinrich Bettziech/Beta und Moritz Rittinghausen. So ist der Band auch eine eindringliche Warnung davor, sich vorschneller Schuldzuweisungen und Abstempelungen zu enthalten, vielmehr wieder und wieder nach den Bedingungen zu fragen, unter denen Menschen nach einer Niederlage der von ihnen verfochtenen Sache, sich das Überleben und die Existenz zu sichern genötigt sind. Da ist Besserwisserei und Selbstüberhebung fehl am Platze. Heinrich Bettziech/Beta ist wahrscheinlich ein lebendiges Beispiel für die krampfhaftige Suche nach Orientie-

rung und einer Plattform, die geeignet war, eigene Erfahrungen und Aussichten auf Veränderung der Lage miteinander zu vereinbaren, nachdem die Welle revolutionärer Erneuerung abgeebbt war. Selbstverständlich werden in einer solche Situation hektische Fehlentscheidungen getroffen, seltsame Irrwege und Sackgassen eingeschlagen, falsche Hoffnungen gefasst oder in Ausweglosigkeit versunken, worüber sich im Nachhinein trefflich streiten lässt. Die Autoren haben sich darauf nicht eingelassen, so dass der Leser herausgefordert ist, sich seine eigenen Gedanken zu machen und ein eigenes Urteil zu bilden.

Nach Lektüre des Bandes hat man das lebhafteste Bedürfnis, von den behandelten Persönlichkeiten eine bildliche Vorstellung zu bekommen. Das umso mehr, als einige von ihnen bislang nicht im Mittelpunkt von Darstellungen über die 48er Revolution standen. Wünschenswert wäre es, wenn die Hinweise von einigen Autoren auf noch ungenügend untersuchte Seiten des Lebens und Wirkens der vorgestellten Persönlichkeiten Resonanz fänden.

Helmut Meier

Wilhelm-Liebknecht-Studien

*Wolfgang Schröder, Wilhelm Lieb-
knecht. Soldat der Revolution, Par-
teiführer, Parlamentarier. Ein
Fragment. Herausgegeben von Re-
nate Dreßler-Schröder und Klaus
Kinner. Karl Dietz Verlag Berlin.
478 Seiten, 34,90 Euro*

1982 legte Raymond H. Dominick III die Biographie „Wilhelm Lieb-

knecht and the Founding of the German Social Democratic Party“ vor, die auf breite Archivstudien gestützt ist. Eine russische Biografie von Vadim Tschubinski wurde 1973 ins Deutsche übersetzt.

Für Wolfgang Schröder (1935–2010) war Wilhelm Liebknecht ein Lebensthema, er hat sich jahrzehntelang mit ihm beschäftigt. Seine Freunde und Kollegen haben sich eine abschließende Biografie dieses Mitgründers der deutschen Sozialdemokratie von ihm gewünscht. „Mein Hauptanliegen ist eine Biographie Wilhelm Liebknechts“, dies schrieb er mir im Dezember 1981. Dass er sie nicht mehr vorlegen konnte, hatte viele Gründe. Die gleichsam „offiziellen“ Projekte seiner beruflichen Tätigkeit (seit 1958 am Institut für Geschichte der Deutschen Akademie zu Berlin, Außenstelle Leipzig) hatten notgedrungen Vorrang, so seine Forschungen und auch für ein breites Publikum bestimmten Darstellungen innerhalb großer Projekte zur Organisations-, insbesondere Gewerkschaftsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Wilhelm Liebknecht wurde anders als sein Sohn Karl und als Bebel von der Planung der DDR-Geschichtswissenschaft nicht in die erste Reihe gestellt, sodass die Darstellung seiner Lebensgeschichte dann wohl als Liebhaberei des Autors angesehen worden sein mag. Nach der Abwicklung seines bisherigen Arbeitsplatzes (1991) fand Wolfgang Schröder (wie einem biografischen Anhang des hier zu besprechenden Buches zu entnehmen ist) 1992 – 1994 zunächst Beschäftigung in einem „Wissenschaftler-Integrationsprogramm“ und untersuchte dabei u. a. ein sächsisches

Dorf (Beucha). 1994 bis 1996 war er Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für die Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien in Bonn und hier befasst mit dem sächsischen Parlamentarismus zwischen 1866/68 und 1918. Danach arbeitete er über seinen Wohnort Tautcha, seine väterliche Genealogie, den Leipziger Arbeiterbildungsverein 1861 – 1878 und immer wieder über Wilhelm Liebknecht. Viele Jahre kämpfte er gegen seine Krebserkrankung. Eine geschlossene Liebknecht-Biografie gelang ihm unter diesen Umständen nicht mehr. Dennoch hat er ein umfangreiches Werk über diesen Politiker hinterlassen: zerstreut in Aufsätzen, aus denen das veröffentlichte Buch eine Auswahl bietet. Seine Witwe Renate Dreßler-Schröder und Klaus Kinner nennen ihre Edition im Untertitel „Ein Fragment“. Dieses Fragment besteht in gewisser Weise selbst wieder aus Fragmenten, genauer: aus Einzelstücken, teils bereits in Aufsatzform veröffentlicht, teils im Nachlass aufgefunden.

Wolfgang Schröder standen nicht nur die Quellen zur Verfügung, auf die auch Raymond H. Dominick sich stützen könnte, er hat viele weitere aufgefunden, so durch die Nutzung des umfangreichen Liebknecht-Bestandes in Moskau und lokaler bzw. regionaler Archive vor allem in Sachsen.

Das „Fragment“ ist von der Herausgeberin und dem Herausgeber chronologisch angeordnet. Für die „Lehrjahre: 1826 bis 1850“ schöpft Schröder aus Liebknechts Selbstzeugnissen, u. a. aus seinen „Erinnerungen eines Soldaten der Revolution“. Er lässt ihn ausführlich selbst zu Wort kommen, sodass wir den frischen

Schreibstil jenes Mannes kennen lernen, der – aus einer hessischen Beamten- und Professorenfamilie stammend – zwar ein Intellektueller gewesen ist, aber kein Stubenhocker: ohne Studienabschluss, dafür mit einer Lehre als Zimmermann und Büchsenmacher, auf den Universitäten Gießen, Marburg und Berlin nicht nur in den Hörsälen anzutreffen, sondern auch als (relegierter) Rädelsführer, Nutznießer des studentischen Jagdprivilegs in Marburg, rauchend und kneipend und auf langen Fußmärschen, schließlich mit der – vielleicht selbst gefertigten Flinte – jenseits allen akademischen Milieus in der badischen Revolution. Sehr lebendig ist die Schilderung seines ersten Zusammentreffens mit Marx und Engels zu Beginn seiner hungerreichen Emigration in England. Dieser 130 Seiten starke biografische Abriss endet leider schon 1851 mit der editorischen Notiz „Wolfgang Schröder wollte hier weiter schreiben.“ Zwei kleine lokalgeschichtliche Schnitzer seien für eine spätere Auflage angemerkt: In Marburg war nicht Treitschke Professor (35), sondern Heinrich von Sybel. Das berühmteste Bauwerk der Stadt heißt nicht „Elisabether Kirche“ (40), sondern Elisabeth-Kirche.

Die Lücke endet 1865. Jetzt wird Liebknechts Wirken in Sachsen geschildert, vor allem in Leipzig. Das Kapitel beginnt wie eine Art Lokalstudie. Für das Haus Braustraße 15, in dem Liebknecht lebte, wird in einer Tabelle die Sozialstruktur der Bewohner dargelegt. Schröder schildert das Quartier einschließlich seiner damaligen Baulücken, man kann sich vorstellen, dass er hier wie eine Art

Stadtführer unterwegs gewesen ist. Da Leipzig zugleich – wie er zutreffend feststellt – die Wiege der deutschen Arbeiterbewegung gewesen ist, geht die Lokalstudie bald in Organisations- und Parlamentsgeschichte über: Liebknecht wurde nicht nur Reichstags-, sondern auch sächsischer Landtagsabgeordneter. Ein weiterer Aufsatz schildert seine Rolle im Vereinigungsprozess der deutschen Sozialdemokratie und auf dem Kongress von Gotha 1875. Der Autor erstellt Liebknechts Itinerar in diesen Monaten und kann so auch die Verbindungen, die er zu den anderen Akteuren aufnahm, rekonstruieren. Den Vorwurf, dass er Bebel, der in Haft war, mit Absicht nicht in Einzelheiten einweihte, hält Schröder nicht für stichhaltig. „Vielleicht sind auch unscheinbare Dinge, wie z.B. die zeitaufwendige Entschärfung lokaler Streitigkeiten wie in Meerane oder auch einfach die verlockend günstige Abfahrtszeit eines Zuges nach Leipzig mit in Rechnung zu stellen. Keineswegs wohl wollte Liebknecht Bebel bewußt brüskieren.“ (243) Daneben Privates: die Enttäuschung der zweiten Ehefrau, Natalie, über das Leben an der Seite eines Mannes, der selten da war.

Stark lokalgeschichtlichen Charakter hat wieder die Darstellung der Zeit, die Bebel und Liebknecht als Ausgewiesene 1881 – 1884 in Borsdorf bei Leipzig verbringen mussten. Es sind zugleich Studien zu einer Gemeindechronik mit Untersuchung der Lokalpolitik, biographischen Notizen zu einzelnen Ortsansässigen, Aushebungen aus Kirchenbüchern und Überwachungsberichten der Polizei, außerdem Darlegungen zur sächsischen

Kommunalverfassung. Ein Exkurs behandelt Liebknechts Verhältnis zu Johann Most und die Wandlung von Gefährten- zu Gegnerschaft, ein zweiter die Beziehungen zu Friedrich Engels. Die waren nicht unkompliziert. Engels' Peer-Group waren die alten Achtundvierziger. Sie zerfielen in Renegaten wie Johannes Miquel und Getreue wie Johann Philipp Becker. Liebknecht gehörte einerseits zur zweiten Gruppe, andererseits war Engels fast permanent unzufrieden mit ihm. Was er für Liebknechts Unzuverlässigkeit in taktischen Fragen hielt – vor allem angeblich zu große Nachgiebigkeit in Verhandlungen mit anderen Fraktionen der Arbeiterbewegung –, ist in Wirklichkeit Selbstständigkeit gewesen. Liebknecht parierte nicht, denn er verfolgte vor Ort seinen eigenen Kurs, und Engels hätte sich mit Frau Natalie wohl in der Klage darüber treffen können, dass der Genosse oder der Gatte sich im gegebenen Moment gerade einmal an einem anderen Ort – räumlich oder der Sache nach – befand als dort, wo man ihn gerade haben wollte. Stattdessen tat er auf von ihm selbst gewählten Wegen mit seinen eigenen Mitteln Wichtiges für die Arbeiterbewegung, so wie er es verstand. Seinen Fleiß und die Flexibilität in Tagesfragen hielt Engels offenbar für eine andere Art von Faulheit und Unbeweglichkeit: er argwöhnte, es fehle die Beflissenheit, das „Kapital“ gründlich genug zu studieren, und außerdem schien Liebknecht nach 1866 und 1871 der Abschied von den alten großdeutsch-demokratischen Hoffnungen schwer zu fallen. Auch Bebel, der auf andere Weise durchaus ebenfalls Selbstständigkeit gegenüber En-

gels geltend zu machen wusste, wurde manchmal ungeduldig mit Liebknecht, der früher eine Art Lehrer für ihn gewesen war, dessen Schule er aber längst entwachsen war. Intrigant wirkte Kautsky, der in die Rolle des künftigen Ersten Theoretikers der Partei drängte und dessen Klagen Engels nur zu gern Gehör gab. Bei der Behandlung dieser Konflikte ergreift Schröder mit guten Argumenten Partei für Liebknecht gegen die Ruffel aus London.

Ein Bericht über Liebknechts Agitationsreise in die USA 1886 schließt den Band ab. Das letzte Lebensjahrzehnt, in dem der innerparteiliche Einfluss eines Mannes, den manche wohl gern aufs Altenteil abgeschoben hätten, abnahm, wird nicht mehr behandelt. Schlussbetrachtungen beleuchten die Gebiete, auf denen seine besonderen Verdienste lagen: für die Gewerkschaftsbewegung, die Arbeiterpresse, die Parlamentstaktik und die Parteigestaltung.

Detaillierter Nah-Blick statt Faltenwurf: das ist die Stärke der Arbeitsweise von Wolfgang Schröder, ständige Neugier nicht nur für die Person, sondern auch für ihr Umfeld, die Bereitschaft, unterschiedlichste Aspekte einzubeziehen und sich scheinbar auch einmal in ihnen zu verlieren, während in Wirklichkeit dadurch nicht nur ein Akteur lebendig wird, sondern eine Art politischer Landschaft mit ihrem Personal. Dadurch hat Wolfgang Schröder zur Liebknecht-Forschung das beigetragen, was nur er konnte und niemand sonst. Das bedeutet auch, dass leider so bald kein Zweiter kommen wird, der die verbliebenen Leerstellen mit den Voraussetzungen und Fähigkei-

ten, über die allein dieser Bahnbrecher verfügte, füllen könnte.

Georg Fülberth

Ein Leben im 20. Jahrhundert

Mario Kessler, Ruth Fischer. *Ein Leben mit und gegen Kommunisten (1895-1961)* (= *Zeithistorische Studien. Hrsg. vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Bd. 51*), Böhlau Verlag, Köln u.a. 2013, 759 S., 59,90 Euro

Mit fast 800 Seiten, zudem relativ klein bedruckt, liegt hier nicht nur ein gewichtiges, sondern von seinem Inhalt her ein außerordentlich achtungsgebietendes Buch vor. Wer zu ihm greift, darf vermuten, es handele sich um eine reine bzw. um eine politische Biografie. Nun, dies trifft unzweifelhaft zu, und doch handelt es sich zugleich um die Darstellung eines Lebensweges, der wie kaum ein anderer sowohl ein Pro als auch ein Kontra in sich vereint. Ein Lebensweg, der wie kaum ein anderer das 20. Jahrhundert in all seiner Ereignisfülle und Kompliziertheit widerspiegelt, einen Zeitraum, der sowohl durch umfassende Weltkriege als auch von gesellschaftlichen Umbrüchen und Gegensätzen gekennzeichnet war. In diesem Sinne bezeichnet der Autor sein Werk als eine „Biografie der Epoche“ (16). Man könnte ebenso von einer Doppel-Biografie sprechen, da neben der titelgebenden Gestalt auch der Lebensweg von Ruth Fischers langjährigem Partner Arkadij Maslow vorgestellt wird. Darüber hinaus sieht sich nahezu jede weitere im Buch auftauchende Person mit aufschlussreichen biografischen Angaben versehen

Im Vordergrund steht aber Ruth Fischer: Ihr Name ist selbstverständlich Historikern bekannt, aber darüber hinaus heute wohl kaum jemandem geläufig. Allenfalls im Zusammenhang mit ihren beiden Brüdern Hanns und Gerhart Eisler taucht Ruth Fischer aus dem Dunkel der Vergangenheit auf

Was jedoch den Blick auf Leben und Wirken Ruth Fischers ebenso interessant wie brisant erscheinen lässt, hängt vor allem mit ihrer Rolle als ultralinker Führerin der Kommunistischen Partei Deutschlands in den Jahren 1924/25 sowie mit der als einer Kronzeugin US-amerikanischer Kommunistenjäger zusammen. Das eine wie das andere darzustellen und zu erklären, gehört zum insgesamt erfolgreich verwirklichten Anliegen des Autors.

Das erste der insgesamt neun Kapitel schildert familiäre Hintergründe, die den Beginn des Lebensweges von Elfriede Eisler zunächst in Leipzig, dann in Wien prägten. Sozialismus—das bedeutete für sie entschiedene Opposition zum Krieg und führte die Studentin in die Reihen der Sozialdemokratischen Arbeiter-Partei Österreichs. Mehr und mehr wollte sie aber nicht allein mit der als erledigt angesehenen bürgerlichen Gesellschaft brechen, sondern auch mit deren sozialdemokratischen „Nachläufern“. Sie gehörte am 3. November 1918 zu den Gründern der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, die nichts anderes erstrebte, als das, was die Sozialdemokratie „in ihrer Jugend“ gewollt habe. An der Spitze der neuen Partei stehend gab sie den „Weckruf“, das Organ der Partei, heraus und veröffentlichte eine viel disku-

tierte Broschüre mit dem Titel „Die Sexualethik des Kommunismus“. Kessler bezeichnet dieses Werk als einen anarcho-kommunistisch getönten Aufschrei der Generation, die den Weltkrieg als Zäsur zwischen der alten, scheinbar vernichteten und einer neuen, noch nicht erstandenen Welt erlebt habe. Generell schlussfolgert der Autor, darin sein generelles Anliegen erkennen lassend: „Die intellektuellen Wortführer dieser Generation verstanden sich nicht nur als Akteure eines radikalen Neubeginns, sie dachten auch fast nur im Begriffspaar des Entweder-Oder. Sie gaben dem frühen Kommunismus, aber auch den jeweiligen Varianten eines radikalen bürgerlichen Nationalismus, schließlich dem Faschismus das Gepräge. Ihre rigorose Ablehnung überkommener Konventionen ging nur allzu oft mit dem Bestreben einher, den politischen Opponenten zum Todfeind zu erklären. Dieses Bestreben überdauerte die politischen Stellungswechsel der Akteure. Es sollte bei vielen zur Manie werden und den Kommunismus wie auch den Antikommunismus des 20. Jahrhundert unheilvoll prägen – nicht zuletzt unter tatkräftiger Mithilfe der Exkommunisten.“ (54)

Enttäuscht von der Niederlage der ungarischen Räterepublik, von den Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen und auch von ihrem Ehemann Paul Friedländer verließ Elfriede Eisler im Spätsommer 1919 Österreich. In Deutschland traf sie Clara Zetkin, Willi Münzenberg und Paul Levi. Sie trat der KPD bei, arbeitete als Übersetzerin im Westeuropäischen Sekretariat der Kommunistischen Internationale und nahm den Namen Ruth Fischer an. In dieser Zeit kreuzte sich

ihr Weg mit Maslow, der zum bestimmenden Mann in Ruth Fischers Leben werden sollte. Beide zeigten sich persönlich einander eng verbunden, auch in ihrer Radikalität, in ihren Träumen, in ihrer der Realität sich entfremdenden Hoffnung, auf putschistischem Wege gestellte Ziele erreichen zu können. Zumindest gelang es ihnen, Paul Levi zu verdrängen, ein ursprünglich demokratisch-kommunistisches Parteikonzept beiseite zu schieben und der KPD einen folgenreichen linksradikalen Kurs aufzuzwingen. Dieser führte zu Aufstandsversuchen, so im März 1921 im mitteldeutschen Industrieviertel.

Ausführlich verfolgt Kessler die Auseinandersetzungen, die sich gleich einem Dreh- und Angelpunkt um die Begriffe „Einheitsfront“ und „Arbeiterregierung“ rankten und zu unterschiedlichem Verhalten gegenüber der Sozialdemokratie sowie zu Positionen einer Ablehnung der notwendigen Verteidigung der Weimarer Republik gegen ihre rechten Feinde führten. Was den Leser gewiss aktuelle Parallelen ziehen lässt, auch wenn er von zeitweiligen Kompromissen erfährt, von einem Hin und Her, das nicht zuletzt den innen- und außenpolitischen Erwägungen russischer Kommunisten geschuldet war. Es gelingt dem Autor hervorragend, sowohl die Revolutionsrhetorik der Parteilinken als auch das Schlingern des Parteikurses zwischen „Einheitsfront und Putschismus“ darzustellen, insbesondere in jenen Teilen, die sich mit dem Krisenjahr 1923 und dem Scheitern des „Deutschen Oktobers“ befassen.

Umfangreich gerät die Darstellung des kometenhaften Aufstiegs Ruth

Fischers an die Spitze der KPD und des abrupten Endes ihrer Karriere in dieser Partei. Seit sie am 23. Mai 1924 den Vorsitz des Politsekretariats und damit das entscheidende Führungsamt der KPD übernahm, war ihr Name eng mit jener Kampagne verbunden, mit der die „Bolschewisierung“ der Partei durchgesetzt und die Basis für ihr späteres stalinistisches Erscheinungsbild geschaffen worden ist. Im Grunde legt Kessler hier eine nahezu vollständige Geschichte der Suche deutscher und russischer Kommunisten nach einem Ausweg aus den Folgen des gescheiterten „Deutschen Oktobers“ vor. Die Auseinandersetzungen beherrschten die Partei in einem Ausmaß, der in eine Selbstisolation der KPD und folgerichtig zu einem Rückgang von Mitgliederzahlen und Wählerstimmen in den Jahren 1924/25 führte. Verbalradikalismus, revolutionäre Phraseologie versetzten die Partei in einen ultralinken Fieberzustand. Jede innerparteiliche Willensbildung wurde folgenreich lahmgelegt. Das alles wird anhand klug analysierter Dokumente der Parteiführung, aus veröffentlichten und unveröffentlichten Materialien einzelner Akteure sowie aus Beobachtungen anderer Zeitgenossen dargestellt. Seine Arbeit an den Quellen verbindet der Autor mit kritischem Blick auf bisherige Wertungen in geschichtswissenschaftlichen und publizistischen Darstellungen. Sicher würde jeder Leser gern mehr darüber erfahren, welche Motive Ruth Fischer dazu veranlassten, sich unmittelbar vor ihrem Sturz als Kritikerin ultralinken Positionen zu gerieren, zumal sie auch später mancherlei Wende vollzog. Hingegen ist

den subtilen Überlegungen zu folgen, die den Ursachen des erfolgreichen Weges von Ernst Thälmann an die Spitze der Partei gelten.

Mitunter wagt Kessler sich hier – immer den Blick auf die KPD gerichtet – auch in Bereiche vor, die allgemeinere und geschichtstheoretische Fragen betreffen: das Verwechseln von Wünschen und Realitäten, Sprache als Mittel politischer Auseinandersetzungen, Bindekräfte politischer Bewegungen, Verhältnis von Intellektuellen und Basis, Rolle von Frauen sowie von Herrschaftsapparaten in Parteien u.ä.m.

Ähnlich dicht, materialreich und sorgfältig durchdacht bieten sich die folgenden Kapitel dar. In ihnen behandelt Kessler den zehnmonatigen Aufenthalt Ruth Fischers im Moskauer Hotel Lux, dann ihr Auftreten als Außenseiterin in der KPD, ihr kurzzeitiges Wirken im Leninbund, ihre den Unterhalt sichernde Tätigkeit als Sozialfürsorgerin, ihre Sicht auf das Anwachsen und die Aktionen der Nazipartei, vor allem aber die kritischen Auffassungen zu KPD und dem Stalinschen Kurs der Kommunistischen Internationale. Gemeinsam mit Maslow flüchtete sie am 9. März 1933 aus Deutschland. Es begann ein Leben, das sich im Zeichen von „ausgestoßen und gejagt“ zu sein bewegte. Sie wurde sowohl von Hitler als auch von Stalin verfolgt und lebte mehr schlecht als recht in Paris und Lissabon. Hin- und hergerissen sah sie sich zwischen den zahlreichen Kleingruppen des antifaschistischen Exils, näherte sich Trotzki an und entwickelte gleichzeitig eine kritische Sicht auf ihn. Sie lehnte die

Bemühungen um eine Volksfront in Frankreich als „Schwindelei“ ab und litt an ihrer Isolation unter den antifaschistischen Intellektuellen. Letztere bestünden, so urteilte Fischer apodiktisch, „zu neunzig Prozent aus Stalinisten und fellow travellers“.

Nachvollziehbar stellt der Verfasser die verheerenden Wirkungen der Moskauer Prozesse dar, die Ruth Fischer erkennen ließen, dass alle Hoffnungen, die innerparteiliche Opposition möge sich stärker als Stalin erweisen und könne die Partei von Grund auf reformieren, auf Sand gebaut waren. Ihre Schlussfolgerung: Nur über die Zerschlagung der kommunistischen Partei und der Komintern werde der Stalinismus überwunden werden können. Zugleich befasste sie sich in zahlreichen Publikationen mit der Frage: Warum Stalin? Mehr aber noch mit Anschuldigungen an andere Exilanten, die sie des Mordes an Maslow zieh und einer aus Russland gesteuerten Verschwörungsbereitschaft gegen die USA bezichtigte. Es fällt schwer, ohne Empörung zu lesen, wie sie in den letzten Jahren des Krieges und unmittelbar danach zugunsten US-amerikanischer Sicherheits- und Verfolgungsapparate hasserfüllt und wider besseres Wissen falsche Behauptungen in die Welt setzte, um anderen Antifaschisten zu schaden – darunter ihren Brüdern Hanns und Gerhart, ferner Bertolt Brecht (tituliert als „Minnesänger“ des sowjetischen Geheimdienstes), Carl Zuckmayer, Oskar Maria Graf, Hermann Duncker, Albert Schreiner, Alfred Kantorowicz, Jakob Walcher, um nur einige zu nennen. An einer Stelle (400) spricht Kessler von ihrer fatalen Nei-

gung, ungeprüft Namen aneinanzureihen, deren Träger sie in der einen oder anderen Weise mit prostalinistischer Gesinnung assoziierte und damit regelrecht einer „Hexenjagd“ (so das Urteil von Arthur Miller) aussetzte. Einen ganzen Abschnitt widmet er später der Frage, weshalb Ruth Fischer log und wer welche Antworten dazu fand.

Ein weiteres Kapitel widmet Kessler dem Buch „Stalin and German Communism“, das Ruth Fischer 1948 veröffentlichte und das zwei Jahre später in deutscher Übersetzung erschien. Er schildert, wie es entstand, mit welchen Geldmitteln seine Erarbeitung unterstützt worden ist und wie es der im Kalten Krieg aufkommenden Totalitarismustheorie entsprach. Mit Recht wirft er der Autorin vor, ihren eigenen Beitrag zur „Bolschewisierung“ der KPD nicht thematisiert zu haben. Vor allem habe sie die vernunftgemäße Auseinandersetzung mit dem Kommunismus durch eine Verschwörungstheorie ersetzt, was sie auch dazu brachte, im „Dickicht von Geheimdiensten“ zu wirken sowie selbst mit rechtsradikalen Kräften und deutschen Altnazis zusammenzuarbeiten. Damit sei sie „zur Sprecherin einer undifferenzierten, demokratische Werte infrage stellenden Kommunistenfeindschaft (geworden), die über eine rationale Kommunismuskritik weit hinausging.“ (491)

Die letzten fünf Lebensjahre – Ruth Fischer starb am 13. März 1961 – sieht Kessler als eine Zeit, in der sie sich mit ihrer Sicht auf die neuen Entwicklungen in der Welt „zurück zum Kommunismus“ bewegt habe.

Das lesenswerte Buch beschließt er mit den Worten: „Am Ende gelangte sie zu mancher Einsicht. Als demokratische Sozialistin entsagte sie den Verschwörungstheorien. Sie kehrte, wenn auch spät, zur Humanität zurück, die sie 1914 gezeigt hatte, als die Umwelt dem Kriegstaumel verfiel. Ihre schweren Irrtümer wie der ernsthafte Versuch, sie zu korrigieren, sollten nicht vergessen werden, denn viele Widersprüche, mit denen sie rang, sind noch immer ungelöst. Sie zu lösen, bedarf anderer Wege als jener, denen Ruth Fischer allzu lange folgte.“ (618)

Der unter anderem auch von der Rosa-Luxemburg-Stiftung geförderte Band sollte trotz seines Umfangs viele Leser finden, zumal die Darstellung klar und logisch strukturiert erscheint. Der Text liest sich spannend, anregend sicher auch für jeden, der manche Deutung des Geschehens durch den Verfasser zu teilen nicht bereit ist.

Manfred Weißbecker

Außenpolitik Polens 1918-1939

Holger Michael, Zwischen den Kriegen. Die Außenpolitik Polens 1918-1939, Pahl-Rugenstein Verlag, Bonn 2013, 366 S., 24,90 Euro

Bis zur Auflösung der Akademie der Wissenschaften der DDR 1991 arbeitete Holger Michael (Jg. 1949) an deren Institut für allgemeine Geschichte. Seine dortigen Forschungen zur Geschichte Polens und Osteuropas im 20. Jahrhundert bilden die Grundlage für ein halbes Dutzend

Monographien, die er zwischen 2007 und 2013 zu diesem Gegenstand veröffentlicht hat, darunter über die Geschichte der polnischen Juden im XX. Jahrhundert (2007), über die katholische Kirche Polens im selben Jahrhundert (2009) und eine Biographie Józef Piłsudskis (2010). Sein Abriss der Außenpolitik des 1918 wiederbegründeten polnischen Staates bis zu dessen kriegerischer Zerschlagung 1939 ist in deutscher Sprache die einzige derartige Arbeit zum Gegenstand. Das Buch ist in mehreren Dimensionen strukturiert:

Der Autor kennzeichnet und verfolgt die beiden gegensätzlichen Linien der Außenpolitik des wiedererstandenen Polen, die 1918 bei der Staatsgründung, 1919 auf der Pariser Friedenskonferenz und bis 1922 bei den Kriegen um die Grenzen des neuen Staates um die Vormacht bei der Gestaltung rangen. Roman Dmowski, der politische Kopf der Nationaldemokraten (Endecja), der nationalistischen Partei vorrangig der polnischen Industriellen, trat für ein Polen als Nationalstaat (möglichst ohne größere Minderheiten) ein, der sich im Gegensatz zu Deutschland sah und in Anlehnung an ein (nichtrevolutionäres) Rußland, in der piastischen Tradition Polens. Józef Piłsudski, ehemals Sozialist, dann Agent des österreichischen Militärgenheimdienstes, 1918 erster Chef des neuen Staates, präferierte mehr die jagiełlonische Tradition und wollte die osteuropäischen Nachbarvölker wie im Polen vor 1770 entweder direkt in die polnische Staatlichkeit oder wenigstens unter deren Hege-monieschirm zwingen.

Voll verwirklicht wurde keine der

beiden Konzeptionen. Bei der Pariser Friedenskonferenz hatte Dmowski die von den Alliierten anerkannte polnische Delegation geleitet. Während die Endecja mit den Aufständen in Großpolen und in Oberschlesien ihre Ziele durchsetzen wollte, ist die Initiative für die Aggressionen gegen die Sowjetunion, die erst nach dem Abflauen der Interventionskriege begannen, Piłsudskis Politik gegenüber den osteuropäischen Nachbarvölkern zuzuschreiben. Mit Litauen befand sich der polnische Staat ob seiner Aggression gegen das Wilna-Gebiet im Dauerkriegszustand. Das schließlich in den Grenzen von 1923 bestehende polnische Staatsgebilde hatte während der ganzen Zwischenkriegszeit mit den Nachteilen beider außenpolitischer Konzeptionen zu ringen, ohne die jeweils erhofften Vorteile zu erlangen. Die inneren Auseinandersetzungen um die Außenpolitik zwischen den Anhängern beider Konzeptionen wurden nie beendet. Polens Grenzen mit allen seinen Nachbarn waren Ergebnisse konfliktreicher, meist militärischer Auseinandersetzungen, von den Nachbarn ungewollt und angefochten. Polen war kein Nationalstaat, sondern hatte zu einem Drittel nationale Minderheiten, versuchte aber in Gesetzgebung und Innenpolitik nationalstaatliche Normative durchzusetzen und behandelte die Versailler Minderheitenschutzbestimmungen als ihm aufgezwungen. Soziale und nationale Proteste der Minderheiten wurden schließlich durch militärische Strafexpeditionen gegen die Ukrainer geahndet.

Das neue Polen war ein Eckpfeiler des Versailler Vertragssystems, den-

noch befand sich Polen mit mehreren Ländern dieses Systems in Konflikt. Dieses System bildet eine zweite strukturelle Dimension seiner Außenpolitik. Polens politischer und militärischer Hauptbündnispartner war Frankreich. Doch dieses Bündnis erodierte bald und blieb bis 1939 entleert. Als sich Polen 1938 an Hitlers Politik und Aggression gegen die Tschechoslowakei beteiligte, bewerteten Frankreich und England dies als Verrat an ihrer Politik und stuften Polen als faktischen Verbündeten Hitlers ein.

Eine dritte, und für die laufende Außenpolitik stets gewärtige Dimension war das angestrebte Gleichgewichtsverhältnis zu Polens angeblich ungleichen Feinden, also sein Verhältnis zu Deutschland und Rußland bzw. der Sowjetunion. Die proklamierte Maxime des gleichen Abstands wurde mit der Zeit zunehmend weniger eingehalten, der Antisowjetismus überwog zunehmend, die Blindheit gegenüber Hitlers Politik nahm verheerende Ausmaße an.

Eine vierte Dimension der Außenpolitik Polens unter Außenminister Józef Beck war der Versuch, ein „Drittes Europa“ von Finnland über die baltischen Staaten bis zu Ungarn und Rumänien als antisowjetischen „cordon sanitaire“ aufzubauen und mit dessen Hilfe Polen zu einem Großmachtstatus zu verhelfen. Diese Politik Außenminister Becks erfolgte in Anlehnung an Hitlerdeutschland und ahmte dessen Aggressionen nach. Sie beeinträchtigte gravierend die Vertragstreue gegenüber dem Versailler System, ihre feindliche Spitze richtete sich außer gegen die UdSSR auch gegen die Tschechoslowakei und Litauen.

Die entscheidende Ebene, auf welcher Holger Michael die einzelnen Schritte und Phasen der polnischen Außenpolitik untersucht, ist das Streben nach nationaler Unabhängigkeit bzw. deren uneingeschränkter Bewahrung. Dieses Ziel wird vom Autor gewürdigt und als Maßstab seiner Bewertungen gehandhabt. Die drei entscheidenden Linien, auf denen auf dieser Ebene die polnische Außenpolitik durchgeführt wurde, waren Polen-Rußland, Polen-Frankreich und Polen-Deutschland. Der Autor analysiert dies vor allem an den Verhandlungen mit Ribbentrop und Hitler 1938/39 und anhand der Verweigerung der von Frankreich, Großbritannien und der UdSSR bei ihren Verhandlungen im Sommer 1939 in Moskau von Polen geforderten Durchmarschrechte für die Rote Armee zum Kampf gegen Nazi-Deutschland.

Von diesen Dimensionen strukturiert, rekonstruiert Michael die Geschichte der polnischen Außenpolitik wesentlich chronologisch, wobei die Gründungsphase mit ihren Konflikten und Kriegen um die Grenzen sowie die Vorbereitung und die Anfangsphase des zweiten Weltkrieges detailliert dargestellt und analysiert sind und ein nicht immer gerechtfertigtes Übergewicht erhalten. Der Autor selbst spricht zwar von einer populärwissenschaftlichen Synthese, faktisch handelt es sich aber um eine professionelle historiographische Arbeit; „populär“ steht hier vielleicht für einen manchmal unpräzisen Sprachgebrauch und einen reduzierten wissenschaftlichen Apparat. Verdienstvollerweise bezieht der Autor stets die polnische Historiographie zu den behandelten Fragen kritisch mit ein und

wendet sich gegen zeitgeistkonforme, angepaßte Erklärungen.

Verständlicherweise können in einem Band über Außenpolitik nicht auch die Innen- und die Wirtschaftspolitik explizit Gegenstand sein. Michael bemüht sich, deren Zusammenhänge mit der Außenpolitik dennoch deutlich zu machen und die Interessen jener Klassen zu benennen, die mit ihr durchgesetzt werden sollten, sei es bei den Kriegen um die Grenzen, bei den Bündnisbeziehungen oder den Feindschaften des Landes. Dennoch ist zu bedauern, daß einigen Zusammenhängen nicht intensiver nachgegangen wurde, so der untersuchten Außenpolitik etwa mit dem deutsch-polnischen Wirtschaftskrieg, so dem Widerspruch zwischen dem Kapitalmangel der polnischen Bourgeoisie, der Dominanz ausländischen Kapitals und der polnischen Außenpolitik, oder dem Mißverhältnis zwischen der gering entwickelten, agrarisch dominierten Wirtschaft und dem Großmachtanspruch eines „Dritten Europa“, oder die unzureichende wirtschaftliche wie militärische Basis der Außenpolitik Becks. Instrukтив ist der Nachweis, aus welchen sozialen Gruppen sich die allermeisten polnischen Diplomaten rekrutierten und wie gravierend sich ihre Standesvorurteile und Vorstellungen in der Praxis auswirkten. Sie waren meist Söhne adliger polnischer Grundbesitzer aus Ostpolen. Hier wäre ein Vergleich mit der sozialen Rekrutierung des die Wirtschaftsbasis überlastenden, überdimensionierten und dennoch ineffektiven Militärapparats, der wie das diplomatische Korps weitgehend sozial homogen war, nützlich gewesen.

Ausgangspunkt seiner kritischen Darstellung ist die kultische, aber einseitige und verfälschende Verherrlichung jener Außenpolitik Polens 1918-1939, die zum Untergang des Landes führte, in der Historiographie und Publizistik des heutigen Polen. Der gegenwärtige fanatische, ja zoologische Antirussismus nicht nur der chauvinistischen polnischen Rechten versucht, sich als legitimer Erbe der polnischen Außenpolitik der Zwischenkriegszeit auszugeben, was ohne einseitige, alle Widersprüche und Differenzierungen eliminierende Verfälschung nicht abgeht. Noch einseitiger, vorurteilsbeladener, geschichtsblinder und gröblich verfälschender als der Kult der Politik des 1918 wiedererstandenen Polen ist allerdings deren Gegenteil, die Verteufelung der Staatspolitik der polnischen Linken seit 1944, die dem Land erstmals historisch stabile Grenzen und die Errungenschaft eines Halbjahrhunderts des Friedens, der Industrialisierung und des sozialen Aufstiegs der Arbeiterklasse brachten, durch dieselbe Historiographie und Publizistik.

Demgegenüber wird Michaels Darstellung den historisch komplizierten und widersprüchlichen Zusammenhängen des Kampfes um die staatliche Unabhängigkeit, um Staatsgrenzen und die Bündnisbeziehungen gerecht, lotet ihre Handlungsspielräume aus und bewertet kritisch ihre Manöver. Er nimmt dabei den am Ziel der Sicherung der Unabhängigkeit festgemachten polnischen Patriotismus als Beurteilungsmaßstab. Die gebotene Zurückhaltung des Analytikers leidet allerdings dort, wo er dem florierenden Piłsudski-Mythos Zuge-

ständnisse macht und den Marshall als Maßstab eigener Bewertung figurieren läßt.

Der flüssig geschriebene, gut lesbare Band ist mit sechs z.T. farbigen Karten ausgestattet, die dem Leser auch die territoriale Orientierung in den Auseinandersetzungen um Polens Grenzen nach 1918 erleichtern.

Werner Röhr

Der Rechts- und Sozialstaat in der Klassengesellschaft

Andreas Fischer-Lescano/Joachim Perels/Thilo Scholle (Hrsg.), *Der Staat der Klassengesellschaft. Rechts- und Sozialstaatlichkeit bei Wolfgang Abendroth, Nomos, Baden-Baden 2012, 275 S., Euro 29,00*

Der hier vorzustellende Sammelband (betrublicherweise ohne Personen- und Sachregister) mit seinen durchgehend aus den jeweiligen Originalquellen erarbeiteten und die Sekundärliteratur verarbeitenden Beiträgen von 15 Autoren erweitert, vertieft und verallgemeinert den bisherigen Erkenntnisstand.¹ Er ist, als Band 51, ein Glanz-

¹ Hingewiesen sei wenigstens auf: F. M. Balzer u.a. (ed.), *Wolfgang Abendroth. Wissenschaftlicher Politiker – Bio-bibliographische Beiträge*, Opladen 2001; A. Diers, *Arbeiterbewegung – Demokratie – Staat* (Abendroths Leben und Werk 1906 bis 1948), Hamburg 2006; ders., „Abendroth“, in: *Arbeiterstimme*, Nr. 171, Jg. 40, 2011, S. 31-33; B. Dietrich/J. Perels (ed.), *Gespräche mit Abendroth*, Frankfurt 1976; J. Haag, *Inventar des Abendroth-Nachlasses*, Amsterdam 1997; R. Heigl, *Oppositionspolitik* (Abendroth und die Entstehung der Neuen Linken), Hamburg 2008; Detlef Hensche (ed.), *Recht und Arbeiterbewegung* (Gedenken an Abendroth), Köln 1987; N. Paech/G. Stuby (ed.),

stück innerhalb der von Rüdiger Voigt herausgegebenen Reihe *Staatsverständnisse*, in der die Ideen von Staatsdenkern – etwa von Aristoteles, Fichte, Hegel, Hobbes, Kant, Kelsen, Luxemburg, Locke, Machiavelli, Marx, Montesquieu, Nietzsche, Platon, Pufendorf, Radbruch, Thukydides – in der Annahme ihrer ungebrochenen Aktualität als Möglichkeit einer „Wiederaneignung der Klassiker“, vorgestellt werden. Interessierten wurde zusätzlich ein Diskussionsforum unter www.staatswissenschaft.de eröffnet, um sich mit eigenen Beiträgen an der Staatsdiskussion zu beteiligen.

Dass Abendroth, so Frank Deppe (83), einen „singulären Typus“ unter den deutschen Intellektuellen des vorigen Jahrhunderts verkörpert, ist unbestreitbar. Über welchen anderen könnte man schon berechtigt sagen, dass jedes seiner Worte identisch mit ihm selbst sei (so aber über ihn Hans Heinz Holz, in: *Topos*, Nr. 26, 2006, S. 11)? Während die beiden wichtigsten deutschen Juristen-Lexika der Ge-

genwart (von Kleinheyer/Schröder, 1996, und von Stolteis, 2001) ausge-rechnet Abendroth ignorieren – ich vermute: aus politischen Erwägungen! –, bietet das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* (Bd. 1, 1996, S. 21-29) ein eigenes Lemma über die „Abendroth-Schule“, in dem Heinz Jung sogar über mehrere Generationen von Abendroth-Schülern berichtet, und in einem Sammelband über: Streitbare Juristen (Baden-Baden 1988, S. 476) wird Abendroth von Dieter Sterzel als Verfassungsjurist der Arbeiterbewegung schlechthin charakterisiert.

Um von vornherein Pflöcke zu setzen: Die Überzeugungskraft des Wissenschaftlers und Politikers Abendroth erklärt sich auch aus seinem Lebenslauf (hierzu vor allem Kritidis, S. 16 ff.): Bereits im Sommer 1920 hatte er sich als Vierzehnjähriger in Frankfurt der „Freien Sozialistischen Jugend“ angeschlossen, die sich noch im gleichen Jahr in „Kommunistischer Jugendverband Deutschlands“ umbenannte und in die KPD eingliederte. Aus ihr wurde er, der seit 1924 an den Juristenfakultäten in Tübingen, Münster und vor allem Frankfurt studierte, wegen seiner Kritik an der berüchtigten, gegen die SPD gerichteten Sozialfaschismustheorie seiner Partei im November 1928 ausgeschlossen. Anschließend Mitarbeit in der Roten Hilfe und in der von Brandler und Thalheimer initiierten KPO.² Ab 1930 Referendariat und Promotionsplanung mit einer Arbeit über das Betriebsrä-

Wider die herrschende Meinung, Frankfurt 1982; P. Römer, *Abendroth und Carl Schmitt*, Köln 2009; U. Schöler, *Wolfgang Abendroth und der reale Sozialismus*, Berlin 2012; H.-J. Urban u.a. (ed.), „*Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie*“. *Zur Aktualität von Wolfgang Abendroth*, Hamburg 2006. – Kaum oder gar nicht rezipiert wurden hingegen die von Rafael G. Girardot unter dem Titel *New Directions in International Law*, Frankfurt/New York 1982, herausgegebenen, von immerhin 32 Wissenschaftlern aus 25 Ländern dargebotenen *Essays in Honour of Wolfgang Abendroth*, an denen sich der Schreiber dieser Zeilen, kein Schüler, aber immerhin ein studentischer Gelegenheitshörer Abendroths, mit einem kleinen Beitrag über „Völkerrecht als zwischenstaatliches Verfassungsrecht“ (S. 479-498) beteiligen durfte.

² Vgl. (unter Bezugnahme auf Abendroth): Jürgen Kaestner (ed.), *Gegen den Strom – KPD-Opposition. Zur Politik der KPO (1928-1945)*, Frankfurt 1984.

tegesetz von 1920, vermutlich auch angeregt vom *Arbeitsrecht für Betriebsräte* von Karl Korsch, Jena 1922. Am 1. April 1933 kurzzeitige Verhaftung mit seinem Doktorvater, dem Sozialdemokraten Hugo Sinzheimer. Im gleichen Jahr Rauswurf aus dem Justizdienst und Berufsverbot. Promotion mit einer völkerrechtlichen Dissertation an der Universität Bern, die 1936 in Breslau publiziert, doch aus politischen Gründen bald makuliert wurde. Illegale Tätigkeit in einer sozialistischen, mit Kommunisten zusammenarbeitenden Widerstandsgruppe. Es folgten 1937 Verhaftung und Folterung durch die Gestapo, Verurteilung wegen Hochverrats zu einer vierjährigen Zuchthausstrafe, die er im Zuchthaus Luckau verbüßte, mit sich anschließendem Zwangs-Kriegsdienst im 999iger Strafbataillon, aus dem er 1944 zu den griechischen Partisanen der EAM und ELAS desertierte. Während der britischen Kriegsgefangenschaft trat er noch in England 1946 der SPD bei.

Nach seiner Übersiedlung in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands wurde er 1947 Regierungsrat im Justizministerium der Mark Brandenburg, danach Professor an den Juristenfakultäten in Leipzig, Halle und Jena, von wo er nach Westdeutschland flüchtete, um einer sich andeutenden (ihm von einem Kommunisten „verratenen“) Verhaftung zu entgehen, und weil er es, wie er von Bremen aus am 29. Dezember 1948 der Volksbildungsministerin des Landes Thüringen (mit einem Durchschlag an Hilde Benjamin) schrieb, mit seinem Gewissen nicht verantworten könne, Öffentliches Recht in der SBZ zu lehren und die Studenten in Gewissens-

konflikte zu verwickeln; dies sei, so beteuerte er, „keine Ablehnung der Grundgedanken der Oktoberrevolution und des Sozialismus“.³ Über den sich anschließenden Balanceakt Abendroths zwischen tagespolitischer Kritik und historischer Erklärung wird historisierend berichtet und schließlich behauptet, dass er in einer Apologie der „realen Sozialismen“ endete: seine einschlägigen Arbeiten seien seit 1968 von dem Versuch geprägt, „noch jede der terroristischen Entartungen des sowjetisch geprägten Weges in einen Erklärungszusammenhang des Unvermeidlichen zu bringen und dadurch vielfach auch zu rechtfertigen“ (Schöler, 61). Scharfer Tobak. Sollte es sich etwa darum handeln, den charakterstärksten Wissenschaftler deutscher Zunge innerhalb des linken Flügels der real existierenden Arbeiterbewegung zu sozialdemokratisieren? Ausgerechnet denjenigen, der jeden Versuch, innerhalb der bestehenden Gesellschaft die Klassen zu versöhnen, für ein Verbrechen an der Menschheit hielt, und der vor einer allzu praktischen Zusammenarbeit seiner Partei mit der Bourgeoisie warnte, denn das Proletariat habe die Unterwerfung seiner Interessen unter die des „Volkes“ immer teuer bezahlen müssen, auch wenn „einzelne seiner Klassengenossen dadurch Landräte oder gar Minister werden“.⁴ Als wäre so ein Satz nicht 1929 geschrieben worden, sondern 2013.

Ab 1949 erhielt Abendroth eine Professur an der grade gegründeten Reformhochschule für Sozialwissen-

³ Abgedruckt in Bd. 1 seiner *Gesammelten Schriften*, Hannover 2006, S. 26-28.

⁴ Abendroth, ebenda, S. 119-122.

schaften in Wilhelmshaven; seit 1951 forschte und lehrte er als Ordinarius für wissenschaftliche Politik an der Philosophischen Fakultät in Marburg bis zu seiner Emeritierung 1972; vorübergehend war er Mitglied des Staatsgerichtshofs des Landes Hessen. Gegen seine Berufung in das Juristische Prüfungsamt beim Oberlandesgericht in Frankfurt protestierte die Marburger Juristenfakultät, an der altgediente Nazi-professoren das Sagen hatten. Zwar akzeptierte ihn die *Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer*, das Elitekorps der Öffentlichrechtler unter den Juristenprofessoren, als Mitglied, verweigerte ihm aber das Korreferat zum Referat über „Begriff und Wesen des sozialen Rechtsstaates“, das demjenigen übertragen worden war, der im Tausendjährigen Reich in Frankfurt, Hamburg, Königsberg, Wien und Heidelberg dem liberalen den totalen Staat entgegengesetzt hatte (Thurn, 123), und der nun dem „sozialen Rechtsstaat“ den Charakter eines Rechtsbegriffs aberkannte, da er die strukturelle Verfassungsform der Bundesrepublik überhaupt nicht tangiere (Perels, 145).⁵

Nachdem im Sommer 1958 die Diskussion um den ersten Entwurf des

Godesberger Programms der SPD begonnen hatte, veröffentlichte Abendroth einen Alternativentwurf über die „Aufgaben und Ziele der deutschen Sozialdemokratie“ und kandidierte in Marburg als Delegierter zum Godesberger Parteitag, unterlag aber knapp dem ebenfalls kandidierenden Oberbürgermeister der Stadt. Wegen seiner marxistischen Kritik am Godesberger SPD-Programm und seiner Mitgliedschaft in der „Fördergesellschaft für den SDS“ wurde er Ende 1960 aus der SPD ausgeschlossen; als nunmehr Parteiloser spielte er dennoch Ende der sechziger Jahre eine richtungweisende Rolle bei einer marxistischen Orientierung eines Teiles der Studenten- und der Gewerkschaftsbewegung. Dabei wird zwischen einer politökonomischen und einer demokratiepolitischen Gewerkschaftskonzeption Abendroths unterschieden (Urban, 178), aus der sich auch unterschiedliche Anforderungen an die Gewerkschaftsbewegung ergeben: kämpferische Interessenvertretung gegen das Kapital einerseits und andererseits Mitwirkung an der politischen Willensbildung staatlicher Institutionen. In seinem letzten Lebensjahrzehnt war er „zum verehrten Lehrer einer Generation von jüngeren GewerkschaftsfunktionärInnen“ geworden (Deppe, 95, Urban, 194), die von ihrem charismatischen Lehrer gelernt hatten, die Gewerkschaften als Hüter der Demokratie zu verstehen (Eberl/Salomon, 206). Allerdings habe der auf den Klassenkampf fixierte Abendroth die Strukturkategorie Geschlecht ebenso wie die spezifischen Diskriminierungen gegenüber Frauen weitgehend vernachlässigt, und deshalb werde es Zeit, mit der maskulinen

⁵ Vgl. Ernst Forsthoff, *Der totale Staat*, Hamburg 1933, S. 39; ders., *Begriff und Wesen des sozialen Rechtsstaates*, in: *Veröffentlichungen der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer*, Bd. 12, Berlin 1954, S. 8-36, bes. Leitsatz XV; dagegen Abendroth, ebenda, S. 85 ff. Vgl. Joachim Perels, *Wolfgang Abendroth und die Rechtslehre der Ära Adenauer. Verteidigung des Grundgesetzes gegen konservative Interpretationsmacht*, in: Andrea Gourd/Thomas Noetzel (ed.), *Zukunft der Demokratie in Deutschland*, Opladen 2001, S. 136.

Dominanz in der Abendroth-Rezeption zu brechen (Kreck, 100, 117).

Exponiert wie kein anderer hat Abendroth aus seiner Verantwortung als Rechtswissenschaftler in seinen auf Öffentlichkeit zielenden Stellungnahmen gegen die Verdrängung der Ursachen und Folgen der Nazi-Diktatur aus dem Gedächtnis seiner Zeitgenossen, gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, gegen das KPD-Verbot, gegen die Berufsverbote, gegen die Notstandsgesetze, gegen den Radikalenerlass, gegen den Abtreibungsparagrafen 218 des StGB argumentiert, aber auch nicht weniger vehement den Stalinismus (Römer, 161), den Marx- und Lenin-Dogmatismus, bei dem nicht Beweis gegen Beweis, sondern Zitat gegen Zitat gewogen werde, oder den Einmarsch der UdSSR in die CSSR attackiert (Kritidis, 37). Er war aber auch der einzige deutsche Völkerrechtsprofessor, der am Russell-Tribunal über die Kriegsverbrechen der USA in Vietnam teilnahm.

Als bekennender Marxist, der auf der weltgeschichtlichen Bedeutung der Oktoberrevolution beharrte (es sei die Schuld des westeuropäischen und vor allem des deutschen Proletariats gewesen, die den Weg der russischen Revolution verlassen und ihr damit den Weg zum Thermidor aufgezwungen habe, wird er auf S. 40 zitiert), war er derjenige unter den Juristen seiner Zeit und seines Landes, der am Überzeugendsten der Machtausübung von Oben die Rechtswahrnehmung von Unten entgegengesetzte. Das Demokratiegebot des Grundgesetzes radikalisierend unterschied er scharf zwischen einerseits dem Staatsapparat und andererseits der Verfassungsordnung. In seinen letzten

Lebensjahrzehnten war er die wichtigste Leit- und Integrationsfigur der außerparlamentarischen Opposition in Deutschland, dessen sozialistische Parteitheorie zudem für die Gegenwartsüberlegungen zu einer programmatisch statt pragmatisch begründeten Zusammenführung linker Parteien in unserem Land wertvolle Orientierungshilfen denjenigen bietet, die über den Tellerrand ihrer temporären Personalinteressen hinauszublicken Charakter und Mut haben.⁶

Abendroths zukunftsreichste Leistung als Rechtswissenschaftler dürfte darin bestehen, dass er als Allererster die gegenwärtig von den Neoliberalen aller Parteien in Misskredit geredete Sozialstaatsklausel des Grundgesetzes (Art. 20 I, 23 I, 28 I, 79 III) als die normierte Negation eines machtgesicherten Glaubens an die immanente Gerechtigkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung begriff und daraus die Forderung ableitete, die für die ganze Gesellschaft notwendigen Planungen der privaten Disposition durch diejenigen zu entziehen, „die über die entscheidenden ökonomischen Machtpositionen verfügen können“, und sie der „gemeinsamen Kontrolle aller am gemeinschaftlichen Produktionsprozess beteiligten Glieder der Gesellschaft“ zu unterstellen (Römer, 166, Bieling, 220).⁷ Das geltende Grundgesetz

⁶ Vgl. Richard Heigl, Wolfgang Abendroths Parteitheorie, in: *Utopie kreativ*, Heft 187, Mai 2006, S. 408.

⁷ Vgl. Abendroth, *Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie*, Neuwied 1967 (2. Auflage 1972), S. 114, 132 („Zum Begriff des demokratischen und sozialen Rechtsstaates im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland“, 1954), abgedruckt

ermögliche jedenfalls den Sozialisten – so auch zwanzig Jahre später noch sein kategorisches Urteil – „sozialistische Vorstellungen zu vertreten, zu verteidigen und zu realisieren, wenn wir nämlich die Macht haben“.⁸ Wie in jüngster Zeit vor allem Joachim Perels und Frank Deppe herausgearbeitet haben,⁹ hatte Abendroth damit (und in Verbindung mit den Grundgesetz-Artikeln 14 und 15) den Weg dafür freiedacht, dass die bundesdeutsche Demokratie zwar nicht verpflichtet, jedenfalls aber berechtigt sei, Produktionsmittel zu vergesellschaften. Denjenigen „Linken“ sei's ins Stammbuch geschrieben, die sich, ohne rot zu werden, an den Privatisierungsorgien beteiligen, die uns gegenwärtig beschert werden. Allerdings lassen sich aus Abendroths bewundernswerter Fundamentalposition schwerlich Analogieschlüsse für die Rechtslage bei den Vereinten Nationen (hierzu: Fischer-Lescano/Stuby, 237 ff.) oder bei der Europäischen Union (hierzu: Bieling, 217 ff.) ziehen, in deren Vertragswerk (Artikel 10) sogar die *Repräsentations*-Demokratie

mit ihren Illusionskonsequenzen festgeschrieben ist. Leider, wie der Rezensent meint.

Hermann Klenner

Das Ende der DDR-Geschichtswissenschaft

Werner Röhr, *Abwicklung. Das Ende der Geschichtswissenschaft der DDR. Band 2. Analyse ausgewählter Forschungen. Übersichten – Register. Edition Organon, Berlin 2012, 636 Seiten, 34,- Euro*

Schon im ersten Band seiner Studie über das Ende der DDR-Geschichtswissenschaft¹ hatte sich Werner Röhr neben dem eigentlichen Prozess der „Abwicklung“ dieser Wissenschaft durch Politik, „Wissenschafts“-Bürokratie und Historikerzunft der BRD auch mit den zentralen historischen Einrichtungen, Forschungsfeldern- und Ergebnissen sowie übergeordneten Leitungsgremien der DDR-Historiographie beschäftigt. Im zweiten Band seines Werks, der auch ein umfangreiches Register sowie Struktur- und Personalübersichten zu den im ersten Band behandelten Instituten enthält, stellt Röhr nun sechs ausgewählte Gegenstandskomplexe der in Band 1 genannten Forschungen sowie eine historische Debatte ausführlicher dar und unterzieht sie einer kritischen Analyse.

Kapitel 6 (die Kapitelnummerierung schließt an den ersten Band an) „Faschismus, Weltkrieg, Widerstand“ a-

auch in dem von Ernst Forsthoff herausgegebenen Sammelband: *Rechtsstaatlichkeit und Sozialstaatlichkeit*, Darmstadt 1965, S. 119, 137.

⁸ Abendroth (u.a.), Diskussion über Probleme sozialistischer Rechtspolitik. Ein Gesprächsprotokoll, in: Hubert Rottleuthner (ed.), *Probleme der marxistischen Rechtstheorie*, Frankfurt 1975, S. 393.

⁹ Joachim Perels, Der soziale Rechtsstaat im Widerstreit. Zur Verfassungsinterpretation Wolfgang Abendroths aus Anlaß seines 100. Geburtstages, in: *Kritische Justiz*, Jg. 39, Heft 3, 2006, S. 297; Frank Deppe, Wolfgang Abendroths Politische Wissenschaft, in: *Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung*, Jg. 17, Nr. 67, September 2006, S. 128.

¹ Werner Röhr, *Abwicklung. Das Ende der Geschichtswissenschaft der DDR. Band 1. Analyse einer Zerstörung*, Berlin 2011. Vgl. meine Besprechung in *Z 92*, Dezember 2012, S. 152 ff.

nalysiert Forschungen der DDR-Historiker zum deutschen Faschismus und zum Widerstand gegen ihn und zum Zweiten Weltkrieg.

In Kapitel 7 „Die deutsche frühbürgerliche Revolution. Forschungsansatz und Kritik“ wird die Konzeption der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland vorgestellt und ihre Realisierung in der nachfolgenden Forschung untersucht.

Kapitel 8 „Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Vergleichende Untersuchungen zu den bürgerlichen Revolutionen der Neuzeit in Europa“ analysiert anhand ausgewählter Probleme die vergleichenden Forschungen insbesondere der Leipziger Universalhistoriker zum Thema. Die Verflechtung der deutschen Geschichte mit der Universalgeschichte in der Forschung wird in diesem Kapitel anhand der europäischen Revolution von 1848/49 untersucht.

Kapitel 9 „Agrargeschichte und Alltagsgeschichte der Landbevölkerung“ informiert über beispielhafte Leistungen von DDR-Historikern auf dem Gebiet der Agrargeschichte, insbesondere über die Geschichte der landwirtschaftlichen Produktivkräfte und der bürgerlichen Umwälzung in der deutschen Agrarwirtschaft. De von DDR-Historikern besonders gut erforschte komplexe Alltagsgeschichte der ländlichen Bevölkerung wird am Beispiel der Magdeburger Börde dargestellt.

Die Kapitel 10 „Pauperes Christi. Sozialreligiöse Bewegungen beim Übergang zum Hochmittelalter“ und 11 „Die deutsche Stadt im Mittelalter“ widmen sich ausgewählten Forschungsleistungen von Mediävisten

in der DDR. Geht es in Kapitel 10 um die Kirchenreform als Trias von Papstreform, Klosterreform und sozialreligiösen Massenbewegungen im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Strukturveränderungen beim Übergang vom Früh- zum Hochmittelalter, so handelt Kapitel 11 von der Sozialgeschichte der mittelalterlichen deutschen Stadt.

Anders als die vorangegangenen Kapitel zeichnet schließlich Kapitel 12 („Eine Debatte über Genesis und Wesen des okzidentalen Feudalismus“) eine über mehrere Jahre geführte wissenschaftliche Kontroverse nach. Die Argumentationen der Streitenden werden systematisch analysiert und bewertet.

Vom Umfang her gut die Hälfte des zweiten Bandes nimmt der rund 340 Seiten starke Anhang ein. Er enthält in drei großen Teilen die Register für beide Bände. Das sind zum einen die Übersichten zu den Kapiteln 1, 5 und 11, in der Mehrzahl Struktur- und Personalübersichten zu den behandelten Instituten und ihrer Abwicklung. Der Anhang umfasst zweitens ein Literatur- und Quellenverzeichnis und drittens ein Personenregister. Schließlich enthält Band 2 ein (gegenüber Band 1) erweitertes Abkürzungsverzeichnis.

Die Kapitel 6 bis 12 stellen jeweils selbständige geschichtswissenschaftliche Arbeiten dar, die weder aufeinander aufbauen noch Glieder eines Systems bilden. „Eine jede erfüllt für sich den Zweck, Originalität, Tragfähigkeit und Produktivität des jeweils von den Forschern gewählten bzw. erarbeiteten Ansatzes einer materialistisch verstandenen Geschichtswissen-

schaft vorzustellen, zu analysieren und zu kritisieren.“ (V) Obwohl die verschiedenen Kapitel heterogene Gegenstände behandeln, haben sie mit Ausnahme von Kapitel 12 alle eine gleiche oder ähnliche Struktur und sind vergleichbar angelegt. In der Darstellung stützt sich der Autor auf die jeweils einschlägigen Arbeiten der DDR-Historiker, vor allem auf zusammenfassende Darstellungen.

Werner Röhr betont, dass er die von ihm analysierten Leistungen nicht nach ihrer politischen Bedeutung für die Gesellschaftsentwicklung der DDR oder ihrem politischen Gebrauchswert für die Staatspartei SED ausgewählt habe, sondern vor allem wegen ihrer politischen und wissenschaftlichen Bedeutung.

Konkret nennt er die folgenden Auswahlkriterien:

1. Forschungen, die innovativ, ge-
diegen und bahnbrechend waren und
zu den besten Leistungen von DDR-
Historikern gehörten.
2. Forschungsleistungen von Histori-
kern, die von einer marxistischen
Geschichtsposition ausgingen und
diese als Grundlage und Arbeitsin-
strument in eigene Konzeptionen
umzusetzen suchten.
3. Forschungsgegenstände, die ent-
weder selbst zum Arbeitsfeld des
Verfassers gehören (Kapitel 6) oder
an denen er über Jahrzehnte ein in-
tensives Fachinteresse nahm.
4. Arbeiten, die heute von der bun-
desdeutschen Historiographie meist
verschwiegen werden, selbst wenn es
sich um weltbekannte Standardwerke
handelt (Kapitel 6-11).

Hier können nur stellvertretend zwei

Themenfelder ausführlicher vorge-
stellt werden. Nicht ohne Grund steht
das „Faschismus, Weltkrieg und Wi-
derstand“ gewidmete Kapitel 6 am
Anfang des zweiten Bandes. Neben
Kapitel 8 „Weltgeschichte im Revolu-
tionsquadrat“ ist es zugleich das um-
fangreichste. Eine Erklärung für diese
herausgehobene Position liefert der
Autor gleich eingangs: „Dokumenta-
tionen und Darstellungen zur Ge-
schichte von Faschismus und Zwei-
tem Weltkrieg zählen zu den bedeu-
tenden Leistungen von Historikern
der DDR. Ihr Beitrag zur internationa-
len Geschichtsschreibung über Krieg
und Faschismus ist eigenständig und
unverwechselbar. [...] Die Ergebnisse
behalten ihre wissenschaftliche Gül-
tigkeit, ihre politische Bedeutung für
den Kampf gegen Krieg und Fas-
chismus in der Gegenwart wächst.“

Herausragende Bedeutung kommt
nach Röhr u.a. der umfassenden
Analyse und Darstellung der deut-
schen Kriegswirtschaft durch Diet-
rich Eichholtz zu, an der sich „an-
schaulich die Kontinuität der Herr-
schaft des deutschen Großkapitals
vorführen“ lasse. Das 1969 bis 1996
in drei Bänden erschienene Werk
wurde 1999 in einer fünfbandigen
Ausgabe von Saur in München nach-
gedruckt. „Es gibt kein vergleichbares
deutschsprachiges Werk zu diesem
Gegenstand. [...] Eichholtz' Anlie-
gen, nämlich die materiellen Grund-
lagen gen der deutschen Kriegführung
zu untersuchen und die Gesamtheit
jener ökonomischen Kräfte und Inte-
ressen aufzuzeigen, die dem imperia-
listischen Drang nach Expansion, Er-
oberung, und Krieg zugrunde lagen,
ist erfüllt. Er hat die zum Kriege trei-
benden und am Kriege interessierten

Kräfte beweiskräftig herausgearbeitet.“ (552)

Ein wichtiges Verdienst von Faschismusforschern der DDR besteht laut Röhr darin, „den historischen Zusammenhang von imperialistischem Eroberungskrieg um die Vorherrschaft und dem Völkermord an den Juden konkret untersucht zu haben.“ (555) Dabei zeichne die Arbeiten der DDR-Historiker insbesondere aus, „Tendenzen der Mystifizierung des Antisemitismus und des Judenmords und seiner ideologischen Voraussetzungen nicht nachgegeben zu haben, sondern in rationaler Weise historische Prozesse recherchiert, analysiert, rekonstruiert und nach jeweiligen Gründen und Determinanten befragt zu haben. Der millionenfache Mord an den Juden wurde als eines der schwersten Verbrechen dargestellt, begrifflich als Völkermord gefaßt, ohne ihm indes inhaltlich oder terminologisch eine religiöse oder quasireligiöse Bedeutung beizumessen.“ (556)

Dagegen beklagt der Autor, dass es der „antifaschistische Staat DDR“ im Unterschied zu Ländern wie Polen, Frankreich, Belgien, die Niederlande, Israel nicht vermocht habe, „eine institutionelle Grundlage“ für eine „vornehmlich mit der Dokumentation und Erforschung der Geschichte des deutschen Faschismus und des Widerstandes gegen ihn“ zu schaffen. Entscheidende Vertreter der SED „hielten lange Zeit Forschungen zum Faschismus gegenüber der Widerstandsforschung für nachrangig oder gar für überflüssig.“ (507f.) Insgesamt, so Röhr, blieben die Forschungen zum deutschen Faschismus „zersplittert, auch die archivalischen Quellen blieben verstreut.“ Zwar

wurde an allen universitären und fast allen außeruniversitären historischen Instituten auch dazu geforscht, nur in wenigen Instituten aber „waren Faschismus und zweiter Weltkrieg ein tragender oder profilbestimmender Gegenstand, dem sich Projekt- bzw. Forschungsgruppen ausschließlich oder vorrangig widmeten“. Ferner habe die über mehr als zwei Jahrzehnte praktizierte Konzentration auf die Erforschung des Zweiten Weltkriegs, gruppiert um die Erarbeitung des sechsbändigen Werkes „Deutschland im zweiten Weltkrieg“², zur Folge gehabt, „daß wichtige andere Teilgegenstände völlig außer Betracht oder doch randständig blieben, oder nur insofern einbezogen wurden, wie sie sich dem großen Komplex zuordnen ließen“. Eine Folge davon war, schreibt Röhr, „daß das für die deutsche Geschichte vorrangige Erfordernis, nämlich aufzuklären, wie diese faschistische Diktatur zustande kam und warum sie eine so starke Massenunterstützung bis Kriegsende mobilisieren konnte, völlig unzureichend bearbeitet blieb.“ (548)

Kritik übt Röhr an „Theoriescheu“ der DDR-Historiker. „Arbeiten zu Begriff und Theorie des Faschismus wurden in der DDR so gut wie keine unternommen, die Forschungen konzentrierten sich auf diesem Felde mehr oder weniger auf die historische Rekonstruktion und Analyse früherer Ansätze, vor allem in der Arbeiterbewegung, wobei aber Ansätze wie der von Thalheimer ignoriert wurden“ (566).

Das Themenfeld „Weltgeschichte im Revolutionsquadrat. Vergleichende

² Herausgegeben vom Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR von 1974 bis 1985.

Untersuchungen zu den bürgerlichen Revolutionen der Neuzeit in Europa“ (Kapitel 8), war Forschungsschwerpunkt vor allem von Forschern der Leipziger Universität. Hier hatten 1969 Walter Markov und Manfred Kossok eine Forschungsgruppe zur vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit gegründet, aus der 1976 das Interdisziplinäre Zentrum für Vergleichende Revolutionsforschung (IZR) hervorging. Dessen Arbeitsfeld umfasste vor allem Untersuchungen zu den bürgerlichen Revolutionen der Neuzeit in Europa, daneben vergleichende Forschungen zu den bürgerlichen Revolutionen in Lateinamerika, zu den sozialistischen Revolutionen seit 1917 sowie zu den antiimperialistischen und nationalen Befreiungsrevolutionen seit den 1960er Jahren.³

Röhr nennt drei charakteristische Besonderheiten für die vergleichende Revolutionsforschung in Leipzig: „Erstens wurde jede Revolution als einzelnes, konkretes Ereignis unter Fragestellungen untersucht, die Vergleiche ermöglichten. Zweitens wurden die explizit komparativen Fragestellungen mit den Arbeiten über einzelne Revolutionen jeweils so verknüpft, daß bestimmte allgemeine Fragen vorzugsweise am Beispiel einer einzelnen Revolution veranschaulicht und konkret erörtert wurden, z. B. die Rolle der Volksmassen am Beispiel der französischen Revolution von 1789-95, die der nationalen Frage am Beispiel Deutschlands und Italiens

1848, die des nationalen Befreiungskrieges am Beispiel der Niederlande oder die der Rolle der Bauern an den Beispielen Frankreichs 1789 und 1848 und Preußens 1848.“ (625f.) „Die größte Stärke der vergleichenden Revolutionsforschung“, schreibt Röhr, „bildete auch ihre Achillesferse. Eine Geschichte, die allein auf die revolutionären Höhepunkte der bürgerlichen Umwälzung zugreift und diese analysiert, läuft Gefahr, die Zusammenhänge mit der komplexeren gesellschaftlichen Gesamtentwicklung zu zerschneiden.“ Insgesamt zu gering und zu wenig konkret seien dabei „die wirtschaftsgeschichtlichen, insbesondere der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge und zwar nicht nur der kurzfristigen am Vorabend der Revolution und in ihr, sondern auch der langfristigen und zyklischen“ behandelt worden. Zu wenig erforscht habe man auch das komplexe Feld der Ursachen und Mechanismen „des Umschlagens der revolutionären Krise in eine tatsächliche Revolution.“ (688) Ungeachtet ihrer Desiderate bildeten die vergleichenden Forschungen zu den europäischen bürgerlichen Revolutionen der Neuzeit „ein vorzügliches Forschungsfeld für eine materialistische Geschichtswissenschaft. An diesem Gegenstand bewiesen die Historiker die Produktivität und Leistungsfähigkeit ihrer Wissenschaft und deren Eignung für eine auf Deutschland oder Europa beschränkte oder zentrierte weltgeschichtliche Forschung.“ (688f.)

Abgesehen von der Erkenntnisqualität ihrer Ergebnisse seien diese Forschungen für die Gegenwart vor allem unter zwei Gesichtspunkten relevant: „Wichtiger als ein zeitgeist-

³ Vgl. u.a. Walter Markov, *Weltgeschichte im Revolutionsquadrat*. Hrg. u. eingel. von Manfred Kossok, Berlin 1979; *Revolutionen der Neuzeit 1500 – 1917*. Hrg. u. eingel. von Manfred Kossok, Berlin 1982.

konformer Revolutionsnihilismus ist dessen scheinbares Gegenteil, die imperialistische Inszenierung eines ‚regime change‘ unter der Flagge der ‚Revolution‘“ insbesondere seit dem Herbst 1989 in der Ukraine, in Serbien oder Georgien. Diese fremdgesteuerten, medial inszenierten Massenaktionen simulierten und pervertierten Namen und Wesen einer Revolution. Die aufgebotenen Massen seien – „gleichgültig welche Illusionen sie selbst darüber haben“ – „lediglich Manövriermasse imperialistischer Geld- und Auftraggeber, in deren Interesse ein Sturz der jeweiligen Regierung und ein Regimewechsel liegt, um eine mit den außenpolitischen Zielen der USA konform gehende Politik der jeweils an die Macht geschobenen Regierung zu gewährleisten.“ Hierbei handle es sich, so Röhr, weder um authentische Revolution noch um authentische Konterrevolutionen, auch wenn diese international die Funktion letzterer erfüllten. „Für die historische Revolutionsforschung wirft diese imperialistische Praxis zwangsläufig neue Fragen auf, so nach der Rolle innerer und äußerer Widersprüche, der Spontaneität und Inszenierung von Massenbewegungen und ihren Aktionen und vor allem der Rolle der Massenmedien dabei, weiterhin nach den Möglichkeiten und Chancen einer Volksbewegung und ihrer revolutionären Potenzen angesichts der Übermacht des weltweiten Imperialismus als Hauptkraft der internationalen Konterrevolution und ihrer präventiven Praxis und schließlich nach dem Verhältnis von innerer und äußerer Konterrevolution in den einzelnen Ländern. (690)

Unter der Heterogenität der behandelten Themen und der Vielzahl sowohl der Fragestellungen als auch der vom Autor vorgestellten Einzelwerke leidet nicht nur die Stringenz der Darstellung. Sie erschwert im Vergleich zum ersten Band auch die Lesbarkeit des zweiten Bandes. So referiert der Autor seitenweise aus von ihm als zentral erachteten Werken, um dann beinahe nahtlos zur Analyse von Detailfragen überzugehen. Dabei spart er, bei allem Respekt vor den Leistungen der DDR-Historiographie, nicht mit Kritik und leuchtet Stärken und Schwächen bis in kleinste Details unbeirrt aus. Eine zentrale These, die das Werk zusammenhält, liefert der zweite Band nicht, sie wurde bereits in Band 1 erarbeitet und dargestellt. So bildet der zweite Band denn auch keine Einheit für sich, sondern einen inhaltlichen Anhang zum ersten, der die dort dargelegte Analyse über das Ende der DDR-Historiographie vertieft und ergänzt.

Alexander Bahar

Der freiheitlichste Staat, den es nie auf deutschem Boden gab

Karl Unger, Der Weg nach oben. Geschichte Westdeutschlands und der Bonner Republik, PapyRossa Verlag, Köln 2013, 292 S., 16,90 Euro

„Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Diktatur beschritt ein Teil Deutschlands, flankiert von seiner wirtschaftlichen, politischen und militärischen Einbindung in ein Bündnis freier Staaten, den Weg der Demokratie auf der Grundlage der sozialen Marktwirtschaft. Ein anderer,

namentlich der östliche Teil, bis 1990 unerlöst, verharrte unter russischer Knute in diktatorischen Verhältnissen – allerdings nicht mehr unter braunen, sondern roten Vorzeichen. Durch die freiheitlich-demokratische Opposition gegen den Kommunismus konnte die Einheit des deutschen Volkes in Freiheit schließlich 1989/90 hergestellt werden. Die Überlegenheit des Gesellschaftsmodells des freiheitlichsten Staates, den es je auf deutschem Boden gab, wurde so endgültig erwiesen. Die Entwicklungsgeschichte Westdeutschlands, geprägt von großen Staatsmännern wie Adenauer und Kohl, ist, ungeachtet der Rolle die ehemalige Nazis zum Teil spielen konnten, eine Erfolgsstory wirtschaftlichen Wohlstands, bis dahin ungekannten Mitbestimmungsmöglichkeiten und hohen gesellschaftlichen Zusammenhalts.“ So oder so ähnlich lässt sich, zugegebenermaßen überspitzt, die Basiserzählung¹ der Bundesrepublik Deutschland in Bezug auf das eigene Selbstverständnis und die Wahrnehmung der Folgen der Nachkriegsordnung – inzwischen, denn der Verweis auf die NS-Vergangenheit hochrangiger Funktionäre in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Westdeutschlands galt im Kalten Krieg in der Regel als Propaganda

„von drüben“ – zusammenfassen. Sie wirkt bis heute als Legitimationsgrundlage des Staates. Liest man das Buch des in Wien lebenden Sozialwissenschaftlers Karl Unger, bekommt das Fundament dieser märchenhaften Basiserzählung verdienstermaßen deutliche Risse.

Quellentechnisch stützt sich Unger hierbei nahezu ausschließlich auf Literatur, die in Westdeutschland, Westberlin oder nach 1990 im „wiedervereinigten“ Deutschland publiziert wurde. Hierbei reicht die inhaltliche Spannweite der zitierten Literatur von Büchern des weit rechts stehenden Historikers, Juristen und Talkshow-Liebings Arnulf Baring über den Populärhistoriker und Docutainment-Profi Guido Knopp bis zu den beachtenswerten Forschungen der Vertreter der Marburger Schule der Politikwissenschaft. Der Vorwurf der Reproduktion von Propaganda „von drüben“, der politische Verlautbarungen aus der DDR beziehungsweise die inhaltliche Übereinstimmung mit ihnen betraf und zudem die Geringschätzung und Ignorierung der Ergebnisse der ostdeutschen Wissenschaften mit sich brachte, kann Ungers Buch also nicht treffen. Der einzige in Ostberlin verlegte Titel im Literaturverzeichnis ist das „Braunbuch“ über Kriegs- und Naziverbrecher in der BRD und Westberlin von 1965, dessen Authentizität heute inzwischen sogar von Historikern wie Götz Aly, der sich nicht gerade als Freund der politischen Linken hervorgetan hat, bestätigt wird.

Auf der Grundlage einer kritischen Auswertung der Primär- und Sekundärliteratur zeichnet der Autor ein Sittengemälde der alten BRD vor

¹ Mit dem Begriff der Basiserzählung beziehe ich mich auf eine Konzeption des im März dieses Jahres verstorbenen Siegener Soziologen Trutz von Trotha, die von seinen ebenfalls bereits verstorbenen Kollegen Michael Schwab-Trapp und Thomas Herz vor allem in Untersuchungen zum diskursiven Verhältnis der westdeutschen Gesellschaft zur faschistischen Vergangenheit adaptiert wurde.

1989/90, das sich auf die verschiedenen Teilaspekte der Sozial-, Wirtschafts-, Kultur- und Politikgeschichte bezieht und diese organisch miteinander verbindet. Roter Faden sind in der Darstellung der Entwicklung der deutschen „Kanzlerdemokratie“ selbstverständlich die verschiedenen Bundesregierungen und die ihnen jeweils vorstehenden Akteure. Der Autor erzählt allerdings keine Geschichte großer Männer, sondern die der Genese einer im Nachhinein zuweilen provinziell wirkenden Gesellschaft, die sich auf einem (politisch-moralisch trügerischen, jedoch außenwirtschaftlich sehr realen) „Weg nach oben“ befand. Der Schwerpunkt liegt insbesondere auf der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zum Ende der 1960er Jahre, die auf der Ebene der Systemkonkurrenz den Übergang von der Politik des Kalten Krieges zur „neuen Ostpolitik“ markierten. Diese nachvollziehbare Fokussierung führt zu der bedauerlichen Tatsache, dass die interessanten 1980er Jahre, an deren Endpunkt der vermeintliche Sieg des Gesellschaftsmodells „BRD“ stand, Westdeutschland also endgültig „oben“ angelangt zu sein schien, in einer verhältnismäßig kurzen Spanne von ungefähr 20 Seiten abgehandelt werden. Insgesamt steht für Unger die Lage der arbeitenden Klasse in Westdeutschland im Mittelpunkt. Von der unmittelbaren Last der Folgen des Krieges und seinen Zerstörungen sowie der Nachwirkung der blutigen Enthauptung der deutschen Arbeiterbewegung durch den Faschismus über die ideologische und organisatorische Entwicklung ihrer beiden Hauptparteien, die

im Falle des parteiförmigen Kommunismus zu Isolation und massiver staatlicher Verfolgung und bei der Sozialdemokratie zur Aufgabe aller oppositionellen Potenzen führte, bis hin zur relativen Verbesserung des materiellen Wohlstandes, die Unger allerdings in den Kontext einer im Verhältnis stets zurückbleibenden Versorgung der Werktätigen stellt und so dem Mythos eines gleichberechtigten Anteils aller Gesellschaftsmitglieder an der Verteilung des nationalen Reichtums entgegenwirkt, werden unterschiedliche relevante Facetten beleuchtet.

Neben der Arbeiterbewegung werden auch andere soziale Bewegungen behandelt. Insbesondere Ungers kritisches Urteil zur Studentenbewegung der späten 1960er Jahre fällt ins Auge, da er in den Aktionsformen und dem Habitus dieser Gruppe – die nahezu als einzige in den gängigen Kanon der bundesrepublikanischen Gesellschaftsgeschichte Einzug gehalten hat, was auch damit zusammenhängen dürfte, dass ein Teil ihres Personals auf die Seite des vormals verhassten „Establishments“ gewechselt ist – eine Grundlage „für den Triumph von Individualismus und Liberalismus in den folgenden Jahrzehnten“ sieht (204). Als inhaltliches Sinnbild für die westdeutsche Entwicklung kann indes das Grundgesetz betrachtet werden. Kann Unger in einem frühen Stadium noch Wolfgang Abendroth zitieren, der den Kompromisscharakter des Grundgesetzes hervorhebt, der „einige Grundsatzentscheidungen zugunsten des demokratisch-sozialen Denkens“ (75) ermöglicht habe, schließt er mit der Feststellung, dass mit dem Beitritt der ehemals der DDR

angehörenden Länder zur BRD das Grundgesetz als „rechtliche[r] und institutionelle[r] Rahmen [...] der kapitalistischen Sozial- und Wirtschaftsordnung“ (273) erhalten geblieben sei. Ob Karl Unger plant, seiner Darstellung zur „Bonner Republik“ auch eine solche zur „Berliner Republik“ seit 1990 folgen zu lassen, ist dem Verfasser dieser Zeilen nicht bekannt. Wünschenswert wäre es, ließe sich hiermit doch die Kontinuität und die Folgerichtigkeit zahlreicher Politiken in Deutschland nachweisen und insbesondere der Durchbruch der im Buch bereits angedeuteten „Neuvermessung des Sozialen“ (268) aufzeigen.

Wie dem auch sei: In Zeiten, wo gerade unter den Anhängern fortschrittlicher Politik in diesem Land allerorts geradezu eine Verklärung der Verhältnisse in der alten Bundesrepublik zu finden ist, Teile der Linkspartei von der Zielstellung her eher eine „Initiative Alte Soziale Marktwirtschaft“² sind und dort sogar der vermeintliche Wohlstandskanzler Ludwig Erhard fröhliche Urstände feiert, ist Ungers Buch ein wirksames Gegengift. Insbesondere für Angehörige der Generation, deren politische Sozialisation nach der Herstellung der staatlichen Einheit begann und deren Vorstellungswelt geprägt ist von den herrschenden Diskursen, die alles politische Übel in das per definitionem als „Unrechtsstaat“ dargestellte Jenseits der deutsch-deutschen Grenze verschoben haben, dürfte das Buch einige Überraschungen bereithalten.

Phillip Becher

Europäische Währungsunion am Ende?

Lucas Zeise, Euroland wird abgebrannt. Profiteure, Opfer, Alternativen. PapyRossa Verlag 2012, 142 S., 11,90 Euro

Die Diskussion um das Ende der Europäischen Währungsunion wird seit längerem in Deutschland offen geführt. So hat zuletzt u.a. der langjährige Direktor des Max-Planck-Instituts Wolfgang Streeck in seinem vieldiskutierten Buch „Gekaufte Zeit“ und einer darauffolgenden Kontroverse mit Jürgen Habermas für eine Rückkehr zu nationalen Währungen plädiert.

Näheren Einblick in die Hintergründe der Euro-Krise gibt das Buch von Lucas Zeise. Zwei Thesen stehen im Mittelpunkt des Buchs: Die erste lautet – dem Titel entsprechend –, dass die gegenwärtigen Krisenstrategien in Europa die Wirtschafts- und Staatsschuldenkrise weiter verschärfen werden. Weiter geht der Autor davon aus, dass die Währungsunion – zumindest mittelfristig – zerfallen wird (1, 135ff.).

Die Eurokrise begreift Zeise als Teil einer „fälligen“ weltweiten Überproduktionskrise, deren Ausbruch durch die Revolution der Informationstechnologie, die Erschließung neuer Märkte in China und den ehemaligen „Ostblockstaaten“ sowie die Absorption von nach Anlage suchendem Kapital im Finanzsektor verzögert worden sei (19f.). Mit den Bankenrettungsmaßnahmen, die 2008 infolge der Rezession in den USA nach dem Zusammenbruch der Investmentbank Lehman Brothers eingeleitet wurden, habe sich die Finanzkrise in Europa zur Staatsschuldenkrise ausgeweitet (8 f.).

² Georg Fülberth, Initiative Alte Soziale Marktwirtschaft, in: Marxistische Blätter, 45. Jg., Nr. 5 / 2007, S. 7-9.

Das Buch enthält neben einem Kapitel zur Vormachtstellung des Finanzsektors und zur Aktualität der Theorie Rudolf Hilferdings (43ff.) aufschlussreiche Ausführungen zur Konstruktion der Europäischen Währungsunion. Als entscheidenden Fehler sieht Zeise es an, dass der Euro „neoliberal“ und „staatsarm“ verfasst sei und im Gegensatz zur Währungsunion mit der DDR nicht von bedeutenden staatlichen Transferleistungen in Defizitregionen flankiert sei (69). So sei die divergierende wirtschaftliche Entwicklung der EU-Länder absehbar gewesen. Mit der Einführung des Euro sei schwächeren Ländern die Möglichkeit genommen worden, durch eine Währungsabwertung die einheimischen Märkte zu schützen, was die exportorientierte Industrie in den sog. Kernländern begünstigt habe. Insbesondere deutsche Unternehmen hätten sich im Wettbewerb – unterstützt durch eine Politik der Senkung der Unternehmenssteuern und Lohnkosten im eigenen Land – Marktvorteile verschafft. Einen weiteren „Selbsterstörungsmechanismus“ sieht Zeise in der Autonomie der außerhalb politisch-demokratischer Kontrolle stehenden Europäischen Zentralbank (EZB) und dem im Maastricht-Vertrag festgeschriebenen Staatsfinanzierungsverbot. Letzteres verbietet den Ländern der Eurozone, Schulden in eigener Währung aufzunehmen und hat dem Autor zufolge dazu geführt, dass Länder wie Griechenland, Spanien oder Portugal am internationalen Kapitalmarkt mittlerweile höhere Zinsen für Kredite zahlen müssen als die übrigen EU-Staaten (105).

Möglichkeiten einer Rettung des Euro werden im letzten Teil des Buchs be-

handelt. Keinen Ausweg bietet nach Zeise die am Beispiel Griechenland vorgeführte „koloniale Lösung“ (108). Maßnahmen wie der von Sparauflagen begleitete Rettungsfonds ESM (European Stability Mechanism) oder der Fiskalpakt, der die Austeritätspolitik im europäischen Primärrecht festschreibt, würden die Rezession nur vertiefen. Die Chance, die Konkurrenz der Staaten um die Gunst der Finanzmärkte durch eine gemeinsame Vermarktung der Schulden (Eurobonds) zu beenden, sei mittlerweile verspielt (123).

Lediglich zwei Wege seien denkbar, um die Währungsunion zu erhalten: eine Vertiefung der europäischen Integration mit einheitlichen Steuer- und Sozialversicherungssystemen oder ein gemeinsamer Schuldenschnitt der europäischen Staaten mit einer Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums von oben nach unten (131f.). Beiden Optionen traut der Autor angesichts der entgegengesetzten Interessenlagen keine Realisierungschancen zu (136).

Am wahrscheinlichsten ist ihm zufolge vielmehr ein „geordneter Rückzug“ der Länder mit Zahlungsbilanzschwierigkeiten aus der Eurozone und ein zurückbleibendes „Rumpf-Eurogebiet“, welches sich auf Deutschland, Frankreich und die angrenzenden Staaten erstreckt (141).

Das Buch liefert einen informativen Überblick über die Geschichte der Währungsunion und die vielschichtigen Interessenlagen, die zur Einführung des Euro geführt haben. Die Schlussfolgerungen des Autors im letzten Teil geben Anstoß zu weiteren Diskussionen.

Sonja Mangold

Europa: Nationalismus, Ausgrenzung und Krise

Sebastian Friedrich/Patrick Schreiner (Hg.), Nation – Ausgrenzung – Krise. Kritische Perspektive auf Europa, edition assemblage, Münster 2013, 240 S., 18,- Euro

Wer im Zusammenhang mit der Eurokrise an Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus denkt, dem wird als erstes die Situation in Griechenland in den Sinn kommen. Dort sitzt die neofaschistische Partei „Goldene Morgenröte“ mit 21 Abgeordneten im Parlament – bei der Parlamentswahl im Mai 2012 hatte sie 7 Prozent der Stimmen erhalten, Umfragen sahen sie danach zwischenzeitlich bei 15 Prozent. Zahlreiche Gewalttaten der Goldenen Morgenröte dokumentiert der entsprechende Artikel des Online-Lexikons Wikipedia. Internationales Aufsehen erregte im September 2013 die Ermordung des linken Aktivisten und Musikers Pavlos Fyssas durch ein Parteimitglied der Goldenen Morgenröte.

Sebastian Friedrich, Mitarbeiter am Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, und Patrick Schreiner, beim DGB in Niedersachsen zuständig für Wirtschafts- und Europapolitik, haben einen Sammelband herausgegeben, der sich umfassend – und nicht nur mit Blick auf Griechenland – mit der Wechselbeziehung von Nationalismus, Ausgrenzung und Krise auseinandersetzt.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Die Aufsätze im ersten Teil nehmen länderübergreifende und zum Teil theoretische Perspektiven ein: So setzt sich im ersten Beitrag Christoph Butterwege mit dem Verhältnis von neo-

liberaler Standortlogik auf der einen und Nationalismus und rassistischer Ausgrenzung auf der anderen Seite auseinander. Die Legitimationsprobleme des Euro-Kapitalismus und die Auswirkungen der Krise auf das europäische Grenzregime sind weitere Themen, die von Ingo Schmidt und Bernd Kasperek/Vassilis S. Tsianos behandelt werden. Zwar finden sich in fast allen Aufsätzen des ersten Teils krisentheoretische Ausführungen, die in der Tradition der Marxschen Theorie und insbesondere der Regulationsschule stehen. Eine grundlegende ökonomische Analyse der Euro-Krise, die als Teil der internationalen Finanz- und Wirtschaftskrise zu interpretieren ist, fehlt allerdings. Ein entsprechender Text hätte den ersten Teil abgerundet.

Im umfangreicheren zweiten Teil des Buchs werden dann in 13 sehr informativen Länderstudien aktuelle Formen von Nationalismus und Ausgrenzung in den Fokus genommen. Bewusst haben sich Herausgeber, wie sie in der Einleitung schreiben, dabei nicht auf jene Staaten beschränkt, „die in Politik, Medien und Wissenschaft im Zusammenhang mit der Krise ohnehin immer wieder thematisiert werden.“ (10) So wird neben Ländern wie Deutschland oder Griechenland die Lage in Ländern wie Weißrussland, der Türkei oder den Niederlanden dargestellt, über die in den deutschen Medien so gut wie nicht berichtet wird. Ein kleines Manko ist, dass die Situation in Portugal und Frankreich nur sehr knapp in dem abschließenden Überblicksaufsatz abgehandelt wird. Vermutlich haben die Herausgeber für diese Länder keine kompetenten AutorInnen gefunden – was schade ist, da Portugal zu den südeuropäischen

Krisenländern gehört und in Frankreich die extreme Rechte in Gestalt des Front National bei den Präsidentschaftswahlen im vergangenen Jahr 18 Prozent der Wählerstimmen erhielt.

Trotz der genannten Kritikpunkte ist der Sammelband mehr als gelungen und dürfte die erste umfangreiche, systematische und kritische Analyse der zunehmenden Ausgrenzung und Entsolidarisierung infolge der Eurokrise darstellen. Wer sich mit der Eurokrise und ihren Folgen befasst, sollte das Buch gelesen haben.

Kai Eicker-Wolf

Rechtspopulisten auf dem Vormarsch

Phillip Becher, Rechtspopulismus. Papyrossa Verlag, Köln 2013, 123 S., 9,90 Euro

Wir haben eine Bundestagswahl hinter uns, bei der die deutschen Rechtspopulisten aus dem Stand ein Ergebnis von 4,7 Prozent erreicht haben. Es deutet sich an, dass sie mit ihren nationalistischen und ethnopluralistischen Positionen noch erfolgreicher bei den Europa-Parlamentswahlen im Frühjahr abschneiden werden. Es scheint sich eine für das Bürgertum wählbare rechte Alternative zu etablieren, die sich selbst als „bürgerlich-liberale“ Partei versteht. Aber nicht nur in Deutschland ist ein „als Renaissance bezeichneter Wiederaufschwung“ (6) des Rechtspopulismus zu verzeichnen. Becher spricht noch von einem Entwicklungsland und zeigt Tendenzen auf. Die Entwicklungen der vergangenen Monate bestätigen seine Analyse und zeigen, dass sich in Form der AfD eine „ernstzunehmenden

de“ rechtspopulistische Formation auf den Weg gemacht hat.

Das Einführungsbändchen erscheint insofern zur rechten Zeit. Wieso ist Deutschland eigentlich ein rechtspopulistisches Entwicklungsland? Wo hat Rechtspopulismus historisch seine Vorgänger und Wurzeln? Wie groß sind mögliche Gefahren für die Demokratie? Diesen und anderen Fragen geht der Autor kenntnisreich nach. Er begnügt sich aber nicht nur damit, die Phänomene des Rechtspopulismus deskriptiv zu erfassen, sondern vollzieht eine ideologiekritische Analyse, die Rechtspopulismus innerhalb der politischen Rechten erfasst. In den Fokus geraten „verschiedene Gruppierungen der politischen Rechten, unter ihnen einige mit offen neofaschistischem Charakter“, daneben aber auch „solche, die als ‚rechtspopulistisch‘ bezeichnet werden“ (6f.) und Becher zeigt wichtige inhaltliche Verbindungen auf. Rechtspopulismus definiert er „als eine sich in das Kontinuum des Rechtsextremismus einfügende und in Wechselwirkung mit anderen rechten Strömungen stehende Bewegung“ (25), „die eine Massenbasis für administrativ-autoritäre Politik sammelt“ (104). Er macht seine eigenen theoretischen Prämissen deutlich, arbeitet sich an vorhandenen Definitionen ab, problematisiert den Begriff „Populismus“ und zeigt ideengeschichtliche Hintergründe auf. Seiner Analyse liegt ein Verständnis von Ideologie als „theoretisches oder praktisches Vehikel zum Ausfechten gesellschaftlicher Konflikte“ (9) im Sinne Lukács' zugrunde. Im Zentrum steht eine Programmanalyse, die auf den „ideologischen Kernbestand“ (10) der rechtspopulistischen Formationen abzielt.

In Geschichte und Gegenwart werden profilartig rechtspopulistische Formationen in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften Europas und Nordamerikas (USA) analysiert. Becher gelingt es überzeugend nach den Kriterien seiner Theoriebildung, die Phänomene in einzelnen Ländern einzuschätzen. Er arbeitet historisch, beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Faschismus und Rechtspopulismus¹ und deckt über protorechtspopulistische Erscheinungen historische Kontinuitätslinien auf, die bürgerlichen Erklärungsansätzen (vor allem der Extremismustheorie) das argumentative Fundament entziehen (15ff.). Er kommt zu dem Ergebnis, dass Rechtspopulismus kein „isoliertes Problem ‚extremistischer‘ Einstellungen oder rechter Parteien“² ist, sondern eng mit gesellschaftlichen Ursachen in Verbindung steht. Seine Forschungsperspektive fußt auf einem „pragmatischen Begriff der extremen Rechten“ (Kaindl) (11), der gesellschaftliche Kämpfe erfassen kann, da er eine „konfliktorientierte Dimension“ (ebd.) abbildet.

Leider fehlt ein Kapitel über Rechtspopulismus und die Europäische Union. Hier hätte systematisch der neoliberale Umbau in Ost- und Südeuropa (Ende der Diktaturen) im Spannungsfeld von Neoliberalismus, gesellschaftlichen Veränderungen und Rechtspopulismus thematisiert werden können. Die Akzeptanz der Europäischen Uni-

on in den Bevölkerungen der europäischen Staaten ist dramatisch zurückgegangen. Im Zuge der wettbewerbsstaatlichen Integrationsweise ist eine „Wiederkehr des Verdrängten“ (Wacquant; gemeint ist die soziale Frage) zu konstatieren. Mangelnde Demokratie- und Transparenzfähigkeit der Europäischen Union haben auch zur Renaissance des Rechtspopulismus beigetragen. Durch die Transnationalisierung des Staates kommt der europäischen Ebene eine größere Bedeutung zu, hier finden viele gesellschaftliche Kämpfe statt. Auch eine Thematisierung des in der Politikwissenschaft umstrittenen Begriffs des Linkspopulismus als Werkzeug bürgerlicher Ideologie fehlt. Vor allem die Regierungen einiger lateinamerikanischer Länder, die oftmals oberflächlich als „populistisch“ in der bürgerlichen Presse „dämonisiert“ werden, verfolgen eine ernsthafte anti-neoliberale Politik, die sie vereint und die von großen Teilen der Bevölkerungen getragen wird.

Insgesamt hat Phillip Becher ein sehr gelungenes Einführungsbuch geschrieben. Mit einem verständlichen Theorieteil, einer konsequenten Analyse ‚des‘ Rechtspopulismus, einer ideologiekritischen Auseinandersetzung und einer umfangreichen Bibliographie ist das Buch auf jeden Fall zu empfehlen. Zugleich kann es als ein Appell verstanden werden, ambivalente Haltungen im Rechtspopulismus – wie die widersprüchliche Haltung zu neoliberalen Umstrukturierungen (101) – offenzulegen. Der Verfasser plädiert für Aufklärungsarbeit und betreibt eben solche, indem er die gängige bürgerliche „Geschichtsschreibung“ sachlich widerlegt.

Patrick Ölkrug

¹ Hierbei orientiert er sich wesentlich an Reinhard Opitz und plädiert dafür, an dessen Strukturschema der politischen Rechten anzuknüpfen (vgl. R. Opitz, *Faschismus und Neofaschismus* [1984/1988], Bonn 1996).

² Forschungsgruppe Europäische Integration (Hrsg.), *Rechtspopulismus in der Europäischen Union*, Hamburg, S. 10.

Der Kongo – ein Bild der Welt von morgen?

David van Reybroeck, Kongo. Eine Geschichte, Suhrkamp Verlag, Berlin 2012, 783 S., 29,95 Euro; Taschenbuchausgabe 14 Euro

Der Belgier David van Reybroeck hat keine Geschichte des Kongo geschrieben. Wie er selbst feststellt, ist diese – wie überall – mehrere tausend Jahre alt (30). Er behandelt nur die Periode vom Beginn des „Kongo-Freistaats“ bis heute, wobei er einerseits weniger, andererseits aber auch mehr als eine chronologisch geordnete Ereignisgeschichte liefert. Der durch die Berliner Konferenz von 1884/85 international ‚legitimierte‘ Freistaat als Privatbesitz des belgischen Königs Leopold II. – die Konferenz sollte den „Freihandel“ in Afrika verankern und die Prinzipien festlegen, nach denen die Kolonialmächte ihren afrikanischen Besitz gegeneinander abgrenzten – war ein einzigartiges Gebilde. Diese Einzigartigkeit wurde vor allem 1890 deutlich, als Leopold (der ‚sein‘ Land niemals betreten hat) allen Boden, der nicht gerade bewohnt oder bearbeitet wurde, zum Eigentum des Freistaats und damit zu seinem Privateigentum erklärte. „Er verpflanzte schlichtweg das westeuropäische Konzept des Privateigentums in die Tropen ...“ (103) Dies ist ein Problem, das bis heute in fast allen Ländern und Regionen des subsaharischen Afrika für Konflikte sorgt. Dazu gehört auch der Tribalismus, der im Kongo-Freistaat mit begründet wurde: Scharen von Ethnographen fielen ein und erstellten eine umfangreiche rassisch-kulturelle „encyclopédie des races

noires“ (139). Damit wurde ein existentes, aber sehr flexibles Konzept von Zugehörigkeiten in ein starres Raster gepresst. Der „Stamm“ wurde zur einzigen, unveränderlichen gesellschaftlichen und politischen Kategorie: „Der Geist des Tribalismus war aus der Flasche.“ (140) Ein weiteres, für die meisten afrikanischen ‚Länder‘ bis heute nachwirkendes fatales Element wurde ebenfalls im Kongo vorexerziert: Der Gegensatz zwischen den ‚traditionellen‘ Hierarchien und den neuen, durch die Kolonialmacht geförderten Bildungseliten, im Kongo „evolués“ genannt. Als der Kongo 1960 überfallartig in die Unabhängigkeit entlassen wurde, hatte die junge Führungsmannschaft (drei Viertel der führenden Politiker waren jünger als 35) praktisch keinerlei Beziehung zum System der traditionellen Führer. „Auch im Parlament überwog eine neue Elite: Nur drei der 137 Sitze wurden von traditionellen Häuptlingen gehalten.“ (315)

Den Ereignissen rund um die Unabhängigkeit widmet der Autor besonderen Raum. Und dies ist der Teil des Buches, der m. E. jene Fairness vermissen lässt, die das Buch sonst auszeichnet. Ein ganzes Kapitel widmet er dem Tag der Unabhängigkeitszeremonie, deren Höhepunkt die legendäre Rede Lumumbas war, in der dieser die Kolonialmacht, in Anwesenheit des in Deutschland wegen seiner Frau so beliebten Königs Baudouin, frontal angriff. Lumumbas Rede, und auch seine Person, finden wenig Gnade in den Augen des Autors, der die provokative Ansprache des Königs mit bemerkenswerter Milde kritisiert, der die Stirn hatte, seinen Vorfahren, König Leopold II, mit folgender Formulie-

rung zu feiern: „Die Unabhängigkeit des Kongo stellt den Höhepunkt des Werkes dar, welches vom Genie König Leopolds II. entworfen, von ihm mit zähem Mut umgesetzt und schließlich von Belgien mit Ausdauer fortgesetzt wurde.“ (322) Der Völkermörder, dessen Herrschaft eine bis heute in Afrika nicht wieder erreichte Zahl von Opfern gekostet hatte, wurde zum Wohltäter stilisiert. Reybrouck schildert selbst, wie Lumumba noch während der Rede des Königs seinen eigenen Text verschärfte – und doch schiebt Reybrouck faktisch Lumumba, und nicht etwa Baudouin, die Hauptverantwortung an den folgenden Ereignissen zu, die zur Ermordung Lumumbas und zur zeitweiligen Auflösung des Kongo führten. Man muss Lumumba nicht unkritisch gegenüberstehen, um diese Schuldzuweisung als ungerecht zu empfinden. Verbunden mit den im gleichen Kapitel ausgebreiteten leicht sentimentalen Familien-Erinnerungen an den Vater des Autors erscheint in diesem Kapitel doch eine sehr persönliche, ‚belgozentrische‘ Sicht der Dinge die Darstellung zu färben.

Gut die Hälfte des Buchs behandelt die Zeit nach der Unabhängigkeit, darunter natürlich vor allem die Periode Mobutu 1965 bis 1990. Dessen Herrschaftsmethode wird folgendermaßen beschrieben: „Im Grunde verdankte er seine Macht einer extremen Form des Klientelismus. Mobutu stand an der Spitze einer Pyramide; ein paar tausend Menschen fraßen ihm, direkt oder indirekt, aus der Hand.“ Damit zeichnet er ein differenzierteres Bild als jene Beobachter, die Mobutu nur als gierigen Kleptokraten sehen: Er plünderte die Reichtümer des Landes nicht in erster Linie, um sich persönlich zu be-

reichern, sondern vor allem, um sich Unterstützung zu kaufen. Solche Unterstützung erhielt er nicht nur von der kongolesischen „Staatsbourgeoisie“ (422), sondern auch aus dem westlichen Ausland, wie die für Deutschland besonders pikante Geschichte der OTRAG zeigt. Die OTRAG, ein deutsches Privatunternehmen, das mit Unterstützung des bundesdeutschen Forschungsministeriums Raketen entwickelte, erhielt von Mobutu zu extrem günstigen Konditionen ein gewaltiges Territorium zur langfristigen Pacht als Testgelände.

Auch die Periode nach dem Sturz Mobutus bis in die Gegenwart wird behandelt, auch wenn hier eher nur Schlaglichter gesetzt werden. Reybrouck zufolge hat der bis heute tobende Kongokrieg, der nach dem Tode des alten Kabila voll ausbrach, viel mit dem Kampf um Rohstoffe und den Aktivitäten von Uganda und Ruanda zu tun. Zwar liefert Reybrouck keine tiefgehende Analyse der verschiedenen Ebenen und Interessen (der Rohstoffaspekt ist nur *eine* Facette), kommt aber trotzdem zu dem düsteren Urteil: „Der Kongo ist nicht in der Geschichte zurückgeblieben – er ist der Geschichte voraus.“ Reybrouck zufolge sind die ethnisch begründeten Massaker „die logische Folge von Bodenknappeit in einer Kriegsökonomie, die der Globalisierung diene – und in diesem Sinne eine Vorankündigung dessen, was einem überbevölkerten Planeten noch bevorsteht.“ (554) Dagegen ist einzuwenden, dass weder der Kongo noch Afrika – mit Ausnahme weniger Regionen – „überbevölkert“ sind, dass viele sehr dicht bevölkerte Teile der Welt sich langer friedlicher Perioden erfreuen. Andererseits gibt es

natürlich Wirkungsketten, durch die lokale Faktoren mit globalen Entwicklungen verflochten sind – der Autor zeigt an vielen Beispielen, wie das ganz persönliche Schicksal von Menschen mit fernen, globalen Ereignissen und Interessen verbunden ist.

Damit sind wir abschließend bei einem Punkt, der sowohl als Stärke wie als Schwäche des Buchs gesehen werden kann. Der Autor erhebt den Anspruch, den üblichen eurozentristischen Blickwinkeln der Geschichtsschreibung „möglichst viele kongolesische Stimmen“ entgegenzusetzen (13). Das tut er, aber die Auswahl der Stimmen hat natürlich der Autor getroffen. Trotzdem bringen diese Stimmen sowohl einen literarischen wie einen inhaltlichen Mehrwert, weil sie persönliche Schicksale mit historischen Ereignissen verknüpfen. Das hat aber nichts mit ‚Geschichte von unten‘ zu tun, wie in teilweise hymnischen Würdigungen des Buchs in den Medien behauptet wurde. Es ist eine meistens gelungene darstellerische Methode, die allerdings zur Lesbarkeit des Buches beiträgt. Der Blickwinkel des Autors selbst wird dadurch nicht verändert, auch wenn stellenweise ein solcher Anschein erweckt wird. Die „kongolesischen Stimmen“ illustrieren die Darstellung und Meinung des Autors, sie sind kein eigenständiges Element.

Trotz dieser – zugegebenerweise vielleicht etwas rechthaberischen – Einschränkung des Rezensenten ist das Buch ein großes Leseerlebnis, das nicht nur über den Kongo sondern darüber hinaus über Afrika und die Rolle von Kolonialismus und Neokolonialismus viel aussagt.

Jörg Goldberg

Zum Begriff der Kunst

Thomas Metscher, Kunst. Ein geschichtlicher Entwurf, Kulturmaschinen Verlag, Berlin 2012, 239 Seiten, 14,90 Euro

„Kunst“ ist ein einfacher Begriff, möchte man meinen: jeder spricht über Kunst, die Medien sind voll von Nachrichten aus der „Welt der Kunst“, Großereignisse wie z. B. die El Greco-Ausstellung 2012 locken immer größere Menschenmassen in die Museen. „Alles ist Kunst“, folglich ist auch jeder ein Künstler. Wozu bedarf es da einer ausführlichen theoretischen Beschäftigung mit dem Kunstbegriff, seiner Geschichte und Theorie? So lautet die Ausgangsfrage.

Thomas Metscher hat einen klar gegliederten Text vorgelegt, der aus einem Lexikonartikel hervorgegangen ist und der, obwohl erheblich erweitert, sich in weiten Teilen auch wie ein solcher benutzen lässt. Wer allerdings einfache Antworten auf Fragen nach dem Charakter von Kunstwerken, Kriterien ästhetischer Wertung oder der Bedeutung und Interpretation künstlerischer Produktionen erwartet, wird diese nicht finden. Metscher verweigert sich jeder Simplifizierung und Reduzierung des Begriffs genauso wie dem Versuch, Ästhetiktheorie eindimensional in den Dienst politischer Ziele zu stellen oder anderweitig zu funktionalisieren.

Der Band gliedert sich in zwei Hauptteile. Der erste Hauptteil („Die Künste und die Kunst“) beginnt mit einem Aufriss der historischen Entwicklung des Kunstbegriffs sowie wichtiger und folgenreicher Positionen der Kunsttheorie von der frühen Antike bis in die Gegenwart. Die

zentrale Kategorie ist „Mimesis“: sie hat „den Charakter eines materialen Aprioris menschlicher Kultur und Geschichte“ (88). Es folgen ausführliche Erörterungen zum „ästhetischen Gegenstand“ (103ff.), ist doch Kunstgeschichte nur „als Geschichte des ästhetischen Gegenstands, seiner Konstitution und Entwicklung wie des ästhetischen Bereichs zu verstehen, in dem der ästhetische Gegenstand situiert ist“ (106f.). Neben dem Begriff des ästhetischen Gegenstands ist hier der Begriff der „strukturellen Transformation“ (111) als Kernkategorie zu nennen. Der zweite Hauptteil („Marxismus und Kunst“) arbeitet grundlegende Bestimmungen für Kunst bei Marx und Engels heraus. Besondere Bedeutung gewinnt dabei der Begriff der „Aneignung“ als Voraussetzung für menschliche Kultur insgesamt. Der letzte Abschnitt listet in thesenartiger Form das auf, was der Autor bei aller zugestandener Diversität marxistischer Kunst- und Ästhetiktheorie für deren „identitätsstiftenden kategorialen Kern“ (206) nimmt.

Der historische Zugriff beginnt bei den Künsten in der Antike. Ein allgemeiner Kunstbegriff war nicht bekannt, sehr wohl aber ein System einzelner Künste. Dieses beinhaltete nicht nur ästhetische Tätigkeiten, sondern auch handwerkliche, wissenschaftliche, ja sogar die „Kriegskunst“ (18). Die antike Kunsttheorie entwarf nicht nur unterschiedliche Hierarchisierungen der Künste, sondern beschäftigte sich auch mit deren erkenntnistheoretischen Status. Metscher nennt hier neben Platon und Aristoteles vor allem Plotin, Horaz und Lukrez.

Die für Metscher zentrale Kategorie der Mimesis geht auf Aristoteles zu-

rück und wird ausführlich dargestellt und entwickelt. Dabei wird Mimesis nicht auf „Nachahmung“ reduziert, sondern in ihrer ganzen Komplexität entfaltet. Anhand wesentlicher Bezüge auf u.a. Benjamin, Lukács, Auerbach und Holz gewinnt der Autor einen anthropologisch-kulturtheoretischen Mimesisbegriff: das „mimetische Vermögen“ (Benjamin) ist die grundlegende Voraussetzung für die menschliche Aneignung und Gestaltung von Welt – es hat den Charakter einer Produktivkraft. „Im Menschen erreicht die Fähigkeit, Ähnlichkeiten zu erzeugen, ihre höchste Form (...)“ (82) Dieses Vermögen der Gattung ist Voraussetzung für menschliches „Sich-Einfügen in die gesellschaftliche Welt“ (88). Es ist aber auch die Voraussetzung für Kunst, allerdings nicht die alleinige. „(...) *Poiesis* (dem Vermögen des Herstellens, Machens, Erfindens) und *Praxis* (in der Bedeutung gesellschaftlicher Handlung)“ kommt der „Charakter ästhetischer Prinzipien“ (88) zu – also eben jenen Vermögen, die auch Grundlage jeder anderen kulturbildenden menschlichen Tätigkeit sind. Dem dialektischen Charakter der Mimesis, ihrem „Doppelcharakter“, entspringt Metschers Fazit, dass sie die „Bedingung der Freiheit wie der Unfreiheit“ (90) ist. Wesentlich für Metschers Auffassung der Mimesiskategorie sind noch ihre Differenzierung in „ontische Mimesis“ (gerichtet auf die materielle Welt natürlicher Erscheinungen), „realismustheoretische Mimesis“ (gerichtet auf soziale Gegebenheiten und Möglichkeiten) und die „ontologische Mimesis“ (37), die „gleichfalls an Wirklichkeit orientiert (ist), doch nicht an ihren phänomenalen Erscheinungsformen, sondern an

ihren inhärenten Prinzipien: ihren inneren Kräften und Bauformen – den Strukturen also des erscheinenden Seins“ (37f.). ‚Mimesis‘ bezeichnet einen „Bedeutungskomplex“, in dem „Nachahmung“ (verstanden als „Ähnlichmachen“), „Darstellung“ (in der Bedeutung von „ausgestaltende Wiedergabe“ nicht nur von Wirklichem, auch von Möglichem) und „Ausdruck“ (verstanden als „Darstellung psychischer Vorgänge“) aufgehoben sind (31). Dabei treten alle Bestimmungen des Mimesisbegriffs in allen kulturbildenden menschlichen Handlungen und Akten auf; für den Bereich des Ästhetischen sind ‚Darstellung‘ und ‚Ausdruck‘ jedoch von besonderer Bedeutung. Mit der Bestimmung des Realismusbegriffs als „Phänomen, dass im Kunstwerk ein Weltmodell entsteht“ (101), das realistische Kunst also nicht einfach abbildet, sondern modelliert, schließt der erste Abschnitt.

Was ästhetische Tätigkeit und deren Ergebnisse von anderen Tätigkeiten und Produkten unterscheidet, erläutert Metscher anhand der „Konstitutionsgeschichte des ästhetischen Gegenstands“ (103). Der ästhetische Gegenstand wird verstanden als formal gestaltetes Objekt (Werk), das in einem besonderen sozialen Bereich situiert ist (und mit diesem den „ästhetischen Bereich“ darstellt), welcher konkreten gesellschaftlichen Zusammenhängen – den „Kunstverhältnissen“ (ebd.) unterliegt, die wiederum Bestandteil des gesamten gesellschaftlichen Gefüges sind. Kunst ist autonom und heteronom zugleich: autonom (im Sinne von „eigengesetzlich“) in der Entwicklung ihrer Formensprache, aber gleichzeitig sozial

vermittelt und so nicht unabhängig vom gesellschaftlichen Prozess (d.h.: nicht autark). Die Geschichte der Künste ist nur rekonstruierbar als „reale Geschichte von Gegenständen, Gegenstandsverhältnissen und gegenständlichen Tätigkeiten in einer gegenständlichen Welt, (...) (sie) ist also zugleich Gegenstandsgeschichte und sie ist Begriffsgeschichte dieses Gegenstands“ (107).

Der Autor rekonstruiert die Geschichte der Herausbildung des Kunstbegriffs als einen Prozess, in welchem sich die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse spiegeln. Eine besondere Stellung kommt dabei der Kategorie der „strukturellen Transformation“ (111) zu. Gemeint ist der Befund, dass die Künste in Zeiten gesellschaftlicher Verwerfungen auf diese mit einer „Transformation ihrer Formenwelt“ und einer „Transformation ihrer Weltbildstrukturen“ (110) reagieren, und zwar noch bevor sich diese Brüche inhaltlich widerspiegeln. Es werden neue Formen entwickelt und bestehende verändert. Beispielfhaft nennt Metscher die frühe Neuzeit/Renaissance und das „Zeitalter der Revolutionen“ (Hobsbawm), also den Zeitraum „zwischen 1760 und 1830/48“ (111). Die anschließende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des ästhetischen Gegenstands zeigt einen Prozess, in welchem die Künste sich zu mehr formaler Autonomie, zu einer eigenen Weise der „epistemischen Erschließung von Wirklichkeit“ (134) herausbilden, auch in ihrer Theorie. Gleichzeitig gewinnt das Moment des Ideologischen an Gewicht. Mit der Moderne gerät Kunst mehr und mehr in das Widerspruchsfeld von „Sinnlichkeit/

Sinnggebung/Emanzipation“ auf der einen, „Sinnkrise/Nihilismus/Ideologie“ auf der anderen Seite. Gegenwärtig tritt noch die zunehmende Dominanz des Marktwerts von Kunstwerken hinzu, die Metscher als mitverantwortlich für den „Verfall ästhetischer Normen, ja einen programmatischen Nihilismus in der Frage ästhetischer Wertung“ (150) entlarvt.

Nachdem die beiden Abschnitte des ersten Hauptteils der Untersuchung sich allgemein mit begrifflichen, historisch-genetischen, formalen und gesellschaftlichen Bestimmungen und Befunden von Kunst und deren Theorie befassen, fragt der abschließende zweite Hauptteil nach spezifischen Merkmalen marxistischer Kunsttheorie. Auch hier ist der erste Zugriff ein historisch-rekonstruktiver. „Kunst als Mimesis und Kunst als Selbstkonstitution“ des Menschen (161) ergibt sich als Grundkonzept jeder marxistischen Ästhetik. Konkreter gefasst ist Kunst „eine gegenständliche Tätigkeit (...), damit eine Form sui generis der sinnlich-menschlichen Praxis in produktiver wie konsumtiver (rezeptiver) Hinsicht; in einer Gestalt, die Wirklichkeit aufzunehmen und anschaulich zu reflektieren vermag“ (164). Sie ist gerichtet auf die „praktische Veränderung der Welt“ (171), ist also emanzipativ. In diesem Kontext gewinnt die Kategorie der Aneignung ihre besondere Bedeutung. „Aneignung“ meint den Vorgang der praktischen und theoretischen Erfassung äußerer Wirklichkeit als grundlegende Voraussetzung für die kulturelle Formung menschlicher Welt und die Subjektbildung. Es handelt sich um einen dialektischen Begriff: Im Akt der (Um-)Formung

äußerer Wirklichkeit zu menschlicher (Kultur-)Welt bildet sich auch das tätige Subjekt. „Es gibt keine Bildung des Ich ohne Bildung von Welt, und es gibt keine Bildung von Welt ohne Bildung des Ich.“ (179) Der Mensch formt seine Welt nach den Gesetzen der Schönheit und bildet in diesem Vorgang seine sinnlichen Vermögen. Dem Ästhetischen kommt also im Prozess menschlicher Welt- und Selbstkonstitution eine zentrale Rolle zu.

Aus diesem grundlegenden Verständnis des Ästhetischen gewinnt Metscher eine Reihe von theseartigen Bestimmungen, die er für jede marxistische Kunstauffassung – wie immer diese auch aussehen mag – für unverzichtbar hält. Wesentlich sind die Absage an „Kunstmetaphysik und ästhetische Autarkie“ (206), die Einsicht, dass Kunst „in Produktion und Rezeption in konkrete Weltverhältnisse“ (207) eingebunden und eine „Form gegenständlicher Tätigkeit“ (208) ist und als solche eine „Weise der Produktion“ (209). Ihr besonderer Modus liegt im „Moment formaler Gestaltung“ (210), „sinnliche (...) Form (ist) ihr Grundbegriff“ (ebd.). Sie ist zudem „doppelte Produktion: Produktion von Kunstwerken zum Zweck der Produktion von Subjektvermögen“ (211). Wesentlich ist die Historizität nicht nur der Werke, sondern auch der zentralen Kategorien des künstlerischen Prozesses. Das Verhältnis von Kunst und Ideologie charakterisiert Metscher als „ambivalent“. Kunst „fungiert als ideologische Macht wie als Kraft der Opposition und Selbstwerdung“ (215). Schließlich ist Kunst „mimetische Darstellung und kulturelle Konstitution“ (217), ist sie „Reflexion der

Reflexion“ (218), wie Metscher unter Verweis auf H. H. Holz sagt.

Der Text bietet eine ausführliche Rekonstruktion der Geschichte europäischer Kunsttheorie und besonders der Entwicklung des Mimesisbegriffs. Metschers Kunstbegriff ist der Beliebtheit moderner Theoriebildung entzogen, er ist fundiert auf realen Prozessen und belegbar an konkreten historischen Befunden. Allerdings ist der Mimesisbegriff so gefasst, dass eine Bestimmung nicht-mimetischer Künste, deren Existenz der Autor (anders als Holz) im Sinne höchster Abstraktheit, als nicht-welthaltige Werke, beschreibt, inkonsequent bleibt. Hier fällt die begriffliche Strenge hinter das Ziel zurück, ein Kriterium für ästhetische Wertung zu gewinnen.

Der vorliegende Entwurf erlaubt es, Kunstwerke als schlechte Kunst zu identifizieren, ohne ihnen den Kunstcharakter grundsätzlich abzusprechen. Auch die Indienstnahme künstlerischer Formentwicklung für außerkünstlerische oder gar politische Zwecke (wobei nicht nur an den sozialistischen Realismus zu denken ist) hat hier keinen Ort – ausdrücklich bekennt sich Metscher zur Autonomie künstlerischer Form, reduziert Kunst nicht auf Kritik (wenngleich große Kunst immer auch kritisch ist), sondern anerkennt ihr Moment des Utopischen „nicht allein in artikulierten Inhalten, sondern in der Werkform selbst“ (224).

Metscher betont das emanzipatorische Potential der Kunst, ja er schreibt den Künsten eine wichtige Rolle im „Kampf um Hegemonie“ (152) zu. Spätestens hier stellt sich die Frage nach den Rezipienten. Wer

konsumiert heute Kunst und warum? Und wer bringt heute die Voraussetzungen mit, das in den großen Werken der Kunst eingeschriebene emanzipatorische Potential aufzuschließen? In Zeiten, in denen Sinnlichkeit, Kontemplation und die (selbst-)bewusste Auseinandersetzung mit allem, was nicht schnell verfü- und konsumierbar ist, mehr und mehr in den Hintergrund zu treten scheinen, ist diese Auffassung sehr optimistisch. Zu fragen ist auch, ob Metschers Konzept emanzipatorischer Kunst den Rezipienten großer Kunst nicht die Rolle zuweist, die Werke „von außen“ mit Bedeutung aufzuladen, also in die Werkerschließung Wissen einzubringen, um aus dem Werk Wissen zu gewinnen – und somit das ergibt, was W. Welsch „Input-Hermeneutik“ nennt.

Metschers Buch bietet über das hier Dargestellte hinaus eine Fülle von Gedanken und Informationen zu kunst- und ästhetiktheoretischen Einzelfragen und ist ausgesprochen gut lesbar, obwohl es um komplexe Begriffe und Gegenstände geht. Und es gelingt ihm, den Kunstbegriff der völligen Auflösung zu entreißen, „ihn für einen neuen Gebrauch zurück zu gewinnen“ (12).

Edgar Radewald

Utopie, Kritik und Glücksversprechen

Jour Fixe Initiative Berlin (Hrsg.), „etwas fehlt“, Utopie, Kritik und Glücksversprechen, edition assemblage, Münster 2013, 288 S. 19,80 Euro

Auch die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise von 2008ff. hat nicht da-

zu geführt, dass etwas ganz Anderes als der Kapitalismus eingefordert worden wäre. Der realsozialistische Alb der Geschichte wiegt zu schwer. Entweder stellt man sich den Kapitalismus grüner und/oder sozialer vor – vor allem aber wünscht man, die entfesselten Finanzmärkte in ihre Schranken weisen zu können. Wenn im kurzen 20. Jahrhundert noch Sozialismus und Kommunismus als Glücksversprechen gelten konnten, ist seit dem Untergang der Systemalternative der Anspruch deutlich bescheidener. Die so genannte empirische Glücksforschung z. B. hat in den letzten Jahrzehnten einen enormen Aufschwung erfahren. Eine ihrer zentralen Aussagen lautet: Wirtschaftswachstum geht nur bis zu einem bestimmten BIP-Niveau mit einem Zugewinn an Lebenszufriedenheit, Wohlbefinden oder Glück einher. So gesehen könnte man die neuere Glücksforschung als den entfremdungstheoretischen Zwillingsbruder der Wachstumskritik verstehen. Gemein haben sie, dass sie nicht zu den Eigentums- und Produktionsverhältnissen vordringen.

Freilich: Einige der verbliebenen systemkritischen Linken machen sich immer noch Gedanken über eine fundamentale Alternative zum Kapitalismus. Zu ihnen gehört die *Jour Fixe Initiative Berlin*, die seit über einem Jahrzehnt Veranstaltungsreihen organisiert, aus denen dann Bücher über z.B. „Kritische Theorie und Poststrukturalismus“, Faschismus, „Geschichte und Auschwitz“ sowie „Klassen und Kämpfe“ entstehen.

Ihr neuester Sammelband „etwas fehlt“ widmet sich in Anlehnung an Ernst Bloch dem Thema „Utopie,

Kritik und Glücksversprechen“. In diesem wird „nach dem Stand und der Perspektive utopischen Denkens in der Linken“ gefragt, „nach den Träger_innen von Utopien in sozialen Kämpfen und nach dem Begriff der Utopie selbst.“ (9) Lassen sich also, so der in der Einleitung formulierte Anspruch, „in der Gegenwart soziale und politische Bewegungen finden, in deren Praxen eine andere Gesellschaftlichkeit aufscheint, andere Reproduktionsformen, Subjektivitäten und eine andere Alltäglichkeit?“ (Ebd.)

Praxen anderer Gesellschaftlichkeit? Wo werden sie in den Beiträgen des Buches ausgemacht? Bini Adamczak und Guido Kirsten führen das Beispiel des Filesharings an, bei der für den Markt produzierte Güter durch das digitale Kopieren ihren Warencharakter verlieren. Die kommunistische Formel „Alles für alle – und das umsonst“ finde sich so bereits im Filesharing verwirklicht. Logischerweise sei eine Aufgabe kommunistischer Politik daher, Versuche, die Datenströme zu kommodifizieren, abzuwehren und die Commons zu verteidigen.

Darüber hinaus sehen Adamczak und Kirsten in Modellen alternativen Wirtschaftens in Griechenland infolge der Krise neue gemeinschaftliche Experimente des Produzierens. Zwar seien sie aus der Not geboren, dennoch scheine hier eine neue Art des sozialen Miteinanders auf. (26) Gleichwohl benötigten diese Beispiele von Keimformen kommunistischer Produktion eine Vielzahl von ergänzenden Bedingungen, um diese zu verallgemeinern.

Der Beitrag des Computerwissenschaftlers und Autors Christian Siefkes ist gewissermaßen ein utopischer Text klassischer Art. Er spielt in der nahen Zukunft, aus der ein Bewohner dem Leser auf der Folie der jetzigen Verhältnisse über diese zukünftige Gesellschaft berichtet. Es ist eine befreite Gesellschaft, in welcher die Menschen eine common based peer-Produktion betreiben. Es gibt Gartenfarmen, die die Menschen mit Lebensmitteln und erneuerbaren Rohstoffen versorgen sowie gleichzeitig zur Entspannung und Erholung dienen. In ihnen stehen Windräder, und fast alle Häuser haben Solarzellen auf dem Dach; der Verkehr besteht überwiegend aus Fahrrädern mit Hilfsmotoren oder leichten Elektromobilen. In Städten gibt es ein aus Gondelbahnen bestehendes öffentliches Nahverkehrssystem. Lokale Ressourcen- bzw. Konflikträte entscheiden über die Verteilung von Ressourcen bzw. schlichten Streit. Das Problem der Endlichkeit der Ressourcen ist weitgehend gelöst – durch eine andere Lebensweise und die Umstellung auf erneuerbare Energien.

Die ökologische Frage (und die Begrenztheit von Ressourcen) bleibt in Siefkes utopischen Text ein Randthema. Im Zentrum hingegen steht sie in dem Beitrag „Crashtest für Schönwetterutopien“ von Annette Schlemm. Sie wirft Fragen auf, die in der Utopiedebatte bislang kaum eine Rolle spielten, nämlich: „Ist unsere Welt und unsere Zivilisation in ihrem Niedergang überhaupt noch utopiefähig? Kann auf der verbrannten Erde überhaupt noch etwas Neues aufgebaut werden?“ In der Tat entscheidende Fragen – und die Pro-

blematisierung derselben macht Schlemms Text zu dem lesenswertesten des Bandes. Die Autorin geht von einem dystopischen Szenario aus: Angesichts des Ausmaßes des CO₂-Ausstoßes ist es bereits „Fünftausend nach zwölf“. Das hat Folgen für die Verwirklichung von Utopien: nicht mehr unter Luxusbedingungen werden diese angestrebt, sondern unter „turbulenten bis katastrophalen ökologischen, klimatischen und soziokulturellen Verhältnissen“ (243). Somit dürften Praxen konkreter Utopie auf keinen Fall auf Kosten von Umwelt und Klimastabilität gehen. Damit jedoch geraten sie in potenziellen Widerspruch zu den herkömmlichen konkret utopischen Versprechungen. Ein hohes Maß an individueller Selbstbestimmung innerhalb der Arbeit brauche eine hohe gesellschaftliche Arbeitsproduktivität, so Schlemm. Und weiter: „Gleichzeitig verlangt die ökologische und klimatische Verträglichkeit ein energie- und materialsparendes Vorgehen.“ (245)

Doch Hoffnung macht Schlemm mit Rekurs auf die griechische Bedeutung des Wortes „Katastrophe“ (Umwende-Ereignis). Ein dystopisches Szenario könne ebenso dazu führen, sich zu besinnen und den Weg in die Barbarei zu stoppen. Gerade unter diesen dystopischen Verhältnissen bleibt die konkrete Utopie einer nicht-kapitalistischen, herrschaftsfreien und dezentral-netzten Gesellschaft die „bessere Option“. Als mögliche Keimform dieses notwendigen Übergangs wird die Transition-Town-Bewegung angeführt.

In Beiträgen über Ethik und Utopie (Klaus Holz), den utopischen Mar-

xismus im Werk von Henri Lefebvres (Michael Koltan), der Praxis-Philosophie im ehemaligen Jugoslawien (Krunoslav Stojakovic) sowie weiteren postkolonialen, queeren und architekturtheoretischen Zugängen werden zusätzliche Aspekte diskutiert; sie alle an dieser Stelle vorzustellen, würde jedoch den Rahmen dieser Besprechung sprengen.

Insgesamt gesehen also ein zum Weiterdenken höchst anregender Band; allein einen Beitrag über das utopische Versprechen – oder eben auch das Nicht-Versprechen –, bzw. die potenzielle Fruchtbarmachung der jüngeren Glücksforschung für die Utopiedebatte vermisst der Rezensent.

Guido Speckmann

Autorinnen und Autoren, Übersetzer

Dr. Alexander Bahar – Ellhofen/Heilbronn, Historiker, Publizist, Gymnasiallehrer

Phillip Becher – Siegen, Sozialwissenschaftler

Dr. Joachim Becker – Wien, Volkswirt und Politikwissenschaftler, Hochschullehrer

Dr. Joachim Bischoff – Hamburg, Sozialwissenschaftler, Mitherausgeber von „Sozialismus“, Z-Beirat

Prof. Dr. Heinz-J. Bontrup – Gelsenkirchen, Wirtschaftswissenschaftler, Hochschullehrer, Sprecher der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik (Memorandum-Gruppe)

Prof. Dr. Dieter Boris – Marburg/L., Sozialwissenschaftler, Z-Beirat

Torsten Bultmann – Bonn, Politischer Geschäftsführer des Bundes demokratischer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen (BdWi)

Prof. Dr. Wolfram Burkhardt – Frankfurt/M., Medizinsoziologe, Hochschullehrer

Dr. Rolf Czeskleba-Dupont – Roskilde/Dänemark, Hochschullehrer

Prof. Dr. Frank Deppe – Marburg, Politikwissenschaftler, Z-Beirat, Mitgl. im Vorstand der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Dr. Kai Eicker-Wolf – Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler, Abteilung Wirtschafts- und Strukturpolitik des DGB Hessen-Thüringen

Prof. Dr. Georg Fülberth – Marburg, Politikwissenschaftler

Dr. Rolf Geffken – Hamburg, Leiter des Instituts für Arbeit – ICOLAIR,

Lehrbeauftragter f. chinesisches Recht
und Fachanwalt für Arbeitsrecht

Anne Geschonnek – Halle, Jura-
Studentin, Vorstandsmitglied von
DieLINKE.SDS

Dr. Jörg Goldberg – Frankfurt/M.,
Wirtschaftswissenschaftler und Z-
Redakteur

Dr. Werner Goldschmidt – Ham-
burg, Politikwissenschaftler, Z-Beirat

Karl-Heinz Heinemann – Köln,
Journalist

Prof. Dr. Hermann Klenner – Ber-
lin, Rechtswissenschaftler

PD Dr. Helmut Knolle – Bern, Ma-
thematiker und Ökonom

Heinz-Jürgen Krug – Rüsselsheim,
Dipl. Math., IT-Berater, bis 2011 in
der gemeinsamen VK-Leitung von
IGM und ver.di bei HP Rüsselsheim

Sonja Mangold – Berlin, Juristin,
Doktorandin

Len McCluskey – London, Gewerk-
schaftssekretär

Prof. Dr. sc. phil. Helmut Meier –
Leipzig, Historiker

Bernhard Müller – Hamburg, Ver-
lagsmitarbeiter

Prof. Dr. Klaus Müller – Lugau,
Wirtschaftswissenschaftler

Patrick Ölkruß – Marburg, Student
der Politikwissenschaft

Prof. Dr. Lothar Peter – Bremen,
Sozialwissenschaftler

Prof. Dr. Helmut Peters – Berlin,
Sinologe

Falk Prah – Frankfurt/M., ver.di Be-
triebsgruppenvorsitzender Servicienie-
derlassungen Deutsche Post DHL in
Darmstadt, Mitglied im Vertrauensleu-
teausschuss ver.di Südhessen

Edgar Radewald – Krefeld, selb-
ständig

Prof. Dr. Werner Röhr – Berlin,
Historiker

Tilman Rosenau – Hamburg, Frakti-
onsgeschäftsführer DIE LINKE in
der BV Mitte

Dr. David Salomon – Frankfurt/M.,
Sozialwissenschaftler, Z-Redakteur

Guido Speckmann – Hamburg/ Ber-
lin, Politikwissenschaftler, Redakteur

Prof. Dr. Karl Hermann Tjaden –
Kassel, Sozialwissenschaftler

Alan Ruben van Keeken – Siegen
Student der Musikwissenschaft, Z-
Redakteur

Rudi Walther – Frankfurt/M., Jour-
nalist

Prof. Dr. Manfred Weißbecker –
Berlin, Historiker

Simon Zeise, M.A. – Leipzig, Philo-
soph und Historiker, Bundesge-
schäftsführer Die LINKE.SDS

Die Tageszeitung

jungeWelt

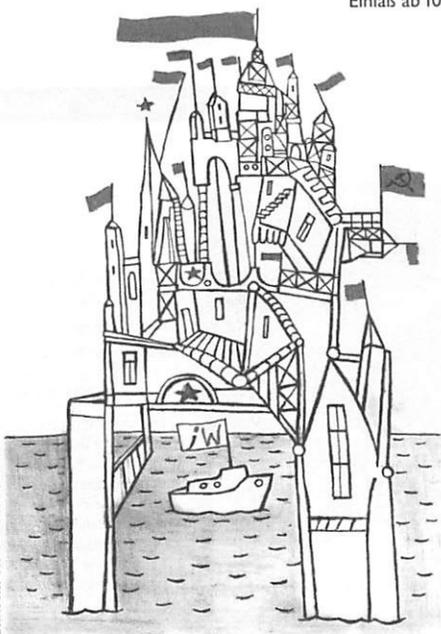
Samstag, 11. Januar 2014

URANIA-Haus, An der Urania 17, 10787 Berlin,

Einlaß ab 10.00 Uhr

XIX. Internationale
rosa luxemburg
Konferenz

GRAFIK: THOMAS J. RICHTER



MANIFESTATION
GEGEN IMPERIALISTISCHE
KRIEGE

VORTRÄGE UND PODIUMSDISKUSSSIONEN AB 11 UHR UNTER ANDEREM MIT:
Jörg Kronauer, Sozialwissenschaftler; **Denis Goldberg**, südafrikanischer Bürgerrechtler;
Anders Kaergaard, dänischer Whistleblower; **Michel Chossudovsky**, kanadischer Professor
der Wirtschaftswissenschaften; **Živadin Jovanovic**, ehem. Außenminister der BR Jugoslawien;
Maria do Socorro Gomes Coelho, Präsidentin Weltfriedensrat, Brasilien; **Rainer Rupp**,
Geheimdienst-Spezialist; **Karin Leukefeld**, jW-Autorin; **Bernd Riexinger**, Vorsitzender der
Partei Die Linke; **Monty Schädel**, politischer Geschäftsführer DFG-VK.

ABENDPROGRAMM »LIEDER GEGEN DEN KRIEG« MIT:
Erich Schmeckenbecher, **Grup Yorum**, Türkei;
Strom & Wasser; **Luis Galrito**, **António Hilário**, Portugal

Tickets und weitere Informationen unter www.rosa-luxemburg-konferenz.de

Anderungen vorbehalten!



Roland Atzmüller, Joachim Becker, Ulrich Brand, Lukas Oberndorfer, Vanessa Redak, Thomas Sablowski (Hrsg.)

Fit für die Krise?

Perspektiven der Regulationstheorie

2013 - 399 Seiten - € 36,90
ISBN: 978-3-89691-925-0

Wie viele gesellschafts- und kapitalismuskritische Analysen erfährt auch die Regulationstheorie in der aktuellen Krise eine gewisse Renaissance. Vor diesem Hintergrund geht der Band der Frage nach, ob die von diesem Ansatz entwickelten Konzepte und Werkzeuge, die in der Krise des Fordismus erarbeitet wurden, geeignet sind, die gegenwärtige multiple Krise zu erklären und wo an andere Theorien und Diskussionen angeknüpft werden muss.

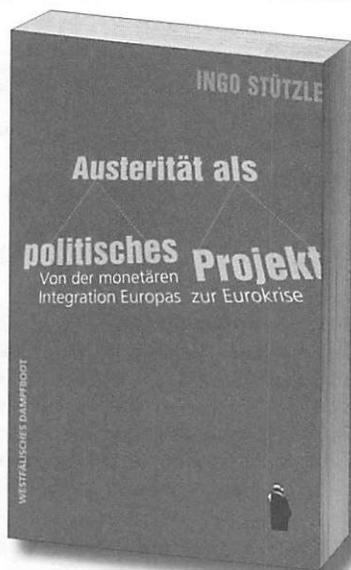
Ingo Stütze

Austerität als politisches Projekt

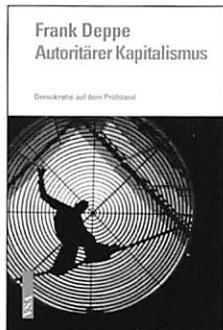
Von der monetären Integration Europas zur Eurokrise

2013 - 399 Seiten - € 36,90
ISBN: 978-3-89691-938-0

Ingo Stütze reflektiert die jüngeren Wendungen in der europäischen Politik, legt seine Arbeit jedoch langfristiger und grundlegender an. Er ergründet, wie seit Mitte der 1970er Jahre der finanzpolitische Grundsatz „ausgeglichener Staatshaushalt“ als Leitbild europäisiert wurde und welche ökonomischen, gesellschaftlichen Bedingungen sowie Interessens- und Akteurskonstellationen dazu führten.



VSA: Klassen-Fragen



Frank Deppe
Autoritärer Kapitalismus
 Demokratie auf dem Prüfstand
 304 Seiten | € 24,80
 ISBN 978-3-89965-571-1
 Frank Deppe untersucht das widersprüchliche Verhältnis von Kapitalismus und Demokratie.



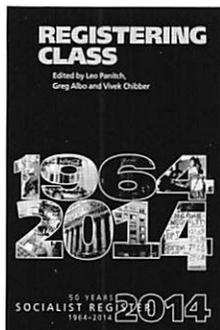
mark fisher
kapitalistischer realismus ohne alternative?
 eine flugschrift
 Aus dem Englischen von Christian Werthschulte, Peter Scheiffele und Johannes Springer
 120 Seiten | € 12,80
 ISBN 978-3-89965-421-9



Bernhard Müller
Erosion der gesellschaftlichen Mitte
 Mythen über die Mittelschicht | Zerklüftung der Lohnarbeit | Prekarisierung & Armut | Abstiegsängste
 144 Seiten | € 14,80
 ISBN 978-3-89965-496-7



joachim bischoff/christoph lieber
die »große transformation« des 21. jahrhunderts
 politische ökonomie des überflusses vs. marktversagen
 eine flugschrift
 168 Seiten | € 14,80
 ISBN 978-3-89965-554-4



Leo Panitch/Greg Albo/Vivek Chibber (Hrsg.)
Registering Class
 Socialist Register 2014
 300 Seiten | In englischer Sprache | € 23,80 | ISBN 978-3-89965-989-4
 Die 50. Ausgabe des Jahrbuchs untersucht Klassenverhältnisse im Kapitalismus.



Klaus Dörre/Anja Happ/Ingo Matuschek (Hrsg.)
Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen
 Soziologische Untersuchungen in ost- und westdeutschen Industriebetrieben
 288 Seiten | € 24,80
 ISBN 978-3-89965-540-7



Die Monatszeitschrift **Sozialismus**, das Forum für die politische und theoretische Debatte der Linken: jeweils ca. 65 Seiten, Einzelpreis € 6,50, Jahresabo € 62,- (nur € 44,- für Arbeitslose, Studierende, Sozialhilfeempfängerinnen, RentnerInnen).
www.sozialismus.de



Das Abo enthält alle zwei Monate ein Supplement (auch separat bestellbar). Im November 2013 erschien:
Werner Röhr
Volksregierung in Chile 1970-73
 Streitfragen chilenischer Sozialisten zur Unidad Popular
 56 Seiten | € 4,20
 ISBN 978-3-89965-974-0

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„R o b e s p i e r r e. Die sociale Revolution ist noch nicht fertig, wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht todt, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dießer nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.“

Georg Büchner (1813 - 1837), Danton's Tod, I, 6

Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648